EDITORISCHER HINWEIS

Die elektronischen Daten der Textversion von «Begerts letzte Lektion», die 1996 als Buch erschienen ist, sind verschollen. Der Text wurde deshalb rekonstruiert aus den 23 Word-Dateien der einzelnen Kapitel vor Verlagskorrektorat, die sich im elektronischen Archiv des Autors gefunden haben. Diese Dateien waren insofern korrumpiert, als viele Zitate zwischen «...» verschwunden waren. In einem ersten Korrekturumgang sind diese verschwundenen Teile wieder eingefügt worden. In einem zweiten ist der so entstandene Text mit der Buchversion abgeglichen worden. Das hat in Details zu einer veränderten Textgestalt geführt: Kleine Streichungen bei der Buchproduktion und damalige Versehen des Autors oder des Korrektorats sind nach Möglichkeit bereinigt, orthografische Fehler sind korrigiert, Varianten sind vereinheitlicht worden. Um bei Bedarf einen schnellen Abgleich mit der Druckversion zu garantieren, sind in der vorliegenden Version die Buchpaginierungen in eckigen Klammern eingefügt worden.

Für die Erledigung des ersten Korrekturumgangs danke ich Liliane Rihs; den zweiten Umgang haben wir gemeinsam gemacht im Wissen, dass vier Augen mehr sehen als zwei. (fl., 25. März 2013)

[3]

Fredi Lerch

Begerts letzte Lektion

Ein subkultureller Aufbruch

WoZ im Rotpunktverlag (1996)

[4]

Die vorliegende Reportage ist Teil des «Projekts NONkONFORM».

NONkONFORM will verhindern, dass das quere und aufmüpfige subkulturelle Leben in Bern vor 1968 dereinst zur Fussnote einer akademischen Kulturgeschichte des offiziellen Bern zusammenschrumpft.

NONkONFORM will durch die Darstellung einer Geschichte gewordenen Zeit die Nachgeborenen dazu ermutigen, das Erbe dieser Zeit zu studieren und die Nonkonformität als Strategie gegen das versteinerte Bern weiterhin lebendig zu halten.

Dank

Die Recherchen wie auch der Druck des vorliegenden Buches sind von Stadt und Kanton Bern unterstützt worden.

Die Grosszügigkeit des WoZ-Kollektivs war eine weitere entscheidende Hilfe.

[5]

Inhalt

Begerts letzte Lektion 7

Fotos, Karten, Dokumente 325

Quellen 341

Bildnachweise 357

Personen 359

Wie weiter? 365

[6: im Buchdruck leer; die hier wiedergegebenen Mottos waren vorgesehen, sind aber nicht verwendet worden]

«Wer den Lauf der menschlichen Dinge kennt, und weiss, wie dasjenige oft im Fortgange des Lebens sehr wichtig werden kann, was anfänglich klein und unbedeutend schien, der wird sich an die anscheinende Geringfügigkeit mancher Umstände, die hier erzählt werden, nicht stossen.» (Karl Philipp Moritz: Anton Reiser, 1785)

«Das menschliche Arbeiten, das weltverändernde Wirken, vollzieht sich in drei Stufen. Diese sind: 1) Die grosse Idee; 2) (...) Ihre Auflösung in kleine Ideen; Ideen des Einzelnen; 3) Die (den Einzelvorstellungen entsprechenden) Einzelausführungen. (...) Diese drei Stufen sollen das Ganze des menschlichen Handelns bilden? Sie bilden das Ganze, sind alles. – Wo bleibt dann die grosse Tat? (...) Sie ist schon geschehen.» (Ludwig Hohl: Notizen, 1944)

«Schliesslich bilden sich, als spontaner, unbewusster, und häufig destruktiver Protest gegen den Druck und die Kälte der Massengesellschaft, neue Formen kleiner Gruppen von unten her.» (Theodor W. Adorno/Walter Dirks, 1956)

[7]

1.

Ob man zum Mond fliegen soll oder ob man die Welt auf den Mond sprengen will, ist noch nicht entschieden. Sicher ist nur: Je kälter der Krieg, desto weniger ist der Fortschritt aufzuhalten. Am 6. und 7. November hat Josef Stalin an den Feierlichkeiten zum 35. Jahrestag der bolschewistischen Revolution in Moskau teilgenommen und ist dann nach Sotschi, an die kaukasische Riviera, abgereist, wo er zu dieser Jahreszeit gewöhnlich zu residieren pflegt. Der designierte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Dwight Eisenhower, hat Charles Erwin Wilson zum Verteidigungs- und John Foster Dulles zum Aussenminister ernannt. Hierzulande zeigen in diesem Spätherbst die Wirtschafts- und Wohlstandsindikatoren eine erfreuliche Wachstumsbeschleunigung an, die den Zuwachs der Bevölkerung immer weiter übersteigt. Verschwendung wird eine demokratische Tugend. Die biedere Reparatur- und Wiederverwertungsmentalität der Altvorderen ist überwunden, jetzt gibt's Erdöl. Das Bruttoinlandprodukt steigt. Die Bodenvergiftung steigt. Der Bruttoenergieverbrauch steigt. Das Abfallvolumen steigt. Der Bestand an Autos und Waschmaschinen steigt. Die Luft- und Wasserverschmutzung steigt. Aber wer aussteigt, verrät das Vaterland.

In Neapel ist vorgestern der Philosoph, Antifaschist und Begründer des italienischen neoidealismo, Benedetto Croce, im Alter von 86 Jahren gestorben, und gestern abend sprach an der hiesigen Universität auf Einladung der Freistudentenschaft der spanische Schriftsteller Salvador de Madariaga über «Les conditions spirituelles d'une Europe unie». Er führte aus, dass die europäische Einigung nicht bloss aus wirtschaftlichen Gründen nötig sei, sondern auch weil die europäische Kultur, die jahrhundertelang in der Welt führend gewesen und etwas durchaus Einzigartiges, Unersetzbares sei, sich heute in höchster Gefahr befinde. «Sie wird untergehen», hat er ausgerufen, «wenn die Europäer aus Trägheit und schäbigen Nützlichkeitserwägungen die Opfer nicht bringen, die zu ihrer Erhaltung unerlässlich sind, das heisst, wenn die europäische

[8]

Solidarität einmal mehr ein leeres Wort bleibt, wie es schon beim alten Völkerbund der Fall war.»

Bei der Premiere von Jean-Paul Sartres «Les mains sales» im eben einjährig gewordenen «Atelier-Theater» an der Effingerstrasse rezitierte am Mittwoch Doktor Heinrich Mahlberg eine schwungvolle Einführung, in der er die geistige Linie nachzeichnete, die von Nietzsche über Heidegger zu Sartre führe, um dann mit Schillers Worten zu schliessen: «Und setzet ihr nicht das Leben ein / Nie wird euch das Leben gewonnen sein.»

Dies schreibt in seiner Besprechung der mächtige Feuilletonchef der freisinnigen Tageszeitung «Der Bund», Arnold H. Schwengeler, der während des Sommers nächtelang über seiner neusten dramatischen Arbeit gesessen ist, einem patriotischen «Spiel zur Gedenkfeier des 600. Jahrestages des Eintritts von Bern in den Ewigen Bund der Eidgenossen». Unter dem Titel «Hie Bern! Hie Eidgenossenschaft!» soll es nächstes Jahr über die Bühne gehen. Mag sein, dass er auch in diesen Tagen zwischen Telefonaten, Sitzungen und Redaktionsarbeit noch an seinen Versen schleift, sich auf den Rand eines journalistischen Manuskripts eine Refrain-Variante des Lieds der jungen Berner notiert aus dem sechsten Abschnitt des Spiels: «Gott ist Burger geworden zu Bern!/ Wer mag wider Gott streiten gern?» Holpert das nicht doch zu stark? Heute jedoch hat Schwengeler keine Zeit zu eigenem dramatischem Schaffen, heute abend sitzt er im Stadttheater, wo vor ausverkauftem Haus als Berner Erstaufführung die Tragödie «Bernarda Albas Haus» von Garcia Lorca gegeben wird. «Da ist kein Licht», wird er im Samstags-«Bund» resümieren, «das die Welt heller machen könnte. Da ist nur die Verzweiflung über das Dasein spanischer Dorffrauen, die in den Fesseln einer drückenden Tradition die natürliche Erfüllung ihres Lebens nicht finden können; und da ist die unerbittliche Anklage gegen eine Ordnung, die diesen Zustand nicht ändert.»

Zuhinterst an der Länggassstrasse, dort, wo hinter Bern der Bremgartenwald, der «Bremer», beginnt, sitzt an diesem Samstagmittag, es ist der 22. November 1952, im dritten Stock einer dieser

[9]

billigen, alten Mietskasernen Walter Zürcher. Er ist 18jährig, kaufmännischer Lehrling, Stift im Eisenwarengeschäft Kiener+Wittlin AG unten in der Stadt und blättert am Küchentisch – so stelle ich mir vor – im «Bund» gelangweilt von Schwengelers Lorca-Besprechung zu den Kinoprogrammen weiter. Das «Bubenberg» zeigt «Fanfan-La-Tulipe» mit Gina Lollobrigida, das «Capitol» den neuen Schweizer Dialektfilm «Heidi», im «Central» läuft «Dallas» mit Gary Cooper, im «Forum» «Der Mann im Sattel» – ein sensationeller Wildwester in Technicolor – und im «Studio» die Verfilmung von Sartres «La p… réspectueuse». Unschlüssig, was er seinem zwei Jahre jüngeren Bruder Zeno, dem Seminaristen, der über das Wochenende Ausgang vom Hofwiler Internat hat und jeden Augenblick zur Tür hereinkommen wird, als Nachmittagsunterhaltung vorschlagen soll, blättert er die Zeitung noch einmal durch und bleibt in den Lokalnachrichten an einem vierzeiligen Vers hängen: «Vom Bäregrabe bis zum Bremer/ redt jetzt die ganzi Stadt dervo:/ ‘E Huuffe läbig Dichter gseh mer/ am Samschtig schynts im Casino!’» Darunter der Hinweis: «Stimmt – am Büechermärit, der im Burgerratssaal vom Mittag bis Mitternacht durchgeführt wird.» Für Walter Zürcher sind Leute, die Bücher schreiben,

bisher eine Art mythologischer Figuren in einer anderen Welt gewesen. Lebendige Dichter besichtigen gehen, das wäre doch einmal etwas anderes.

Als die beiden Brüder am Nachmittag den Burgerratssaal betreten, lassen sie sich im Gedränge ziellos entlang der Marktstände vorwärtstreiben. Weit vorn, auf einer Bühne, hört man Kinder singen, das sind die Berner Singbuben. Beim ersten Büchertisch nimmt Zeno, der Seminarist, aufs Geratewohl von einem Zeitungsstapel den «Berner Tagblatt»-Sonderdruck zum Büechermärit, überfliegt die kurzen Beiträge verschiedener Schriftsteller, bleibt am Namen Simon Gfeller hängen, von dem er weiss, dass er nicht nur geschrieben, sondern auch geschulmeistert hat, wie er es dereinst soll und liest dessen ersten Aphorismus: «Der Fluch der Erziehung: dass sie um des allgemeinen Guten das besondere Gute im Men-

[10]

schen erstickt und überwuchert», zupft seinen älteren Bruder am Ärmel, der über die Leute hinweg nach vorn schaut, zeigt ihm den Spruch und sagt: «So ist's.» Jener überfliegt ihn, nickt und drängt weiter. Am nächsten Stand hängt ein grosses Spruchschild: «Sie schlafen in der Ewigkeit, ihr Werk wirkt weiter in der Zeit.» Auf dem Ladentisch stapeln sich Bücher von Jeremias Gotthelf und Rudolf von Tavel. Vorn haben die Singbuben die Bühne geräumt, über einen Lautsprecher wird jetzt eine kurze Begrüssungsrede des Präsidenten des Berner Schriftstellervereins angekündigt. Der hagere Mann, der auf die Bühne tritt, heisst Erwin Heimann und ist, wie man weiss, ein Sozialdemokrat, der als Mechaniker arbeitete, bevor er zu schreiben begann. Mit fester Stimme ergreift er das Wort: «Wir alle erinnern uns einer Zeit, da es grosse Mode und sogar vaterländische Pflicht war, zur Besinnung auf die eigenen Werte zu mahnen. Es war die Welle, die als 'geistige Landesverteidigung' die dreissiger Jahre prägte. Unterdessen sind andere Wellen über Land und Welt weggegangen: kriegerische, politische, geistige – und auch literarische. Der einheimische Dichter und Schriftsteller hat sie miterlebt, mitempfunden – und hat gearbeitet, obschon er von den modernen literarischen Wogen nicht in die Höhe gehoben, sondern eher zugedeckt wurde. Heute sind Strömungen, die man allmächtig glaubte, am Abflauen. Darum ist vielleicht der Zeitpunkt richtig gewählt, um zu zeigen, was an Dichtung und Schrifttum aus bernischem Boden herauswuchs. Dabei nehmen wir keine Alleinrechte in Anspruch; das wäre ebenso kulturlos wie anmassend. Eine geistige Autarkie, eine geistige Inzucht müssten sich verheerend auswirken. Aber mindestens ebenso gefährlich ist die Vernachlässigung der eigenen Werte und Leistungen. Diese wollen wir am 'Büechermärit' dem Berner Publikum zeigen.» Die beiden Brüder haben zugehört und klatschen mit. Kaum geht der freundliche Applaus zu Ende, wird unter dem Titel: «Kennt ihr eure Berner Schriftsteller?» ein Wettbewerb für die

Kinder angesagt. Sie rennen nach Schreibzeug und Papier und drängen sich an der Rampe der Bühne, um den ersten Dichter nicht zu verpassen, des-

[11]

sen Name es zu erraten gilt. Zeno sieht ein älteres Männchen in gestreiftem Anzug die Bühne betreten, ein kleiner, feiner Herr mit langem, schütterem, nach hinten gekämmtem Haar. Wie ein verblühtes Männertreu, wie ein vergeistigtes Chudermanndli sieht er aus, jetzt, wo er sanft in den Saal hinauslächelt. «Dr Rhyn, dr Gymerleischt», flüstert's durch die Menge. Langsam werden die beiden Brüder an den Ständen und an der «Dichterecke» vorbeigeschoben. Dort sitzt Elisabeth Müller. Zeno hat von ihr gehört: Bevor sie sich in den dreissiger Jahren frühzeitig hat pensionieren lassen, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, hat sie als Methodik- und Übungsschullehrerin am Lehrerinnenseminar in Thun gearbeitet. Nun plaudert sie mit den sich drängenden Kindern, die staunen, dass «Vreneli», «Theresli» und «Christeli», «Die beiden B» und «Die sechs Kummerbuben» von dieser bald siebzigjährigen Frau mit dem gütigen, verfalteten Gesicht erfunden worden sein sollen. Wenn sie ein Buch signiert, das ihr bittend entgegengestreckt wird, setzt sie zum Schreiben die dunkle Hornbrille auf.

Walter, der weitergegangen ist, nimmt beim nächsten Stand achtlos ein Buch in die Hand, schlägt es auf und blickt plötzlich gebannt auf eine Fotografie: Sie zeigt einen Lehrer, der singend mitten in einer Gruppe von Schülern und Schülerinnen steht, mit ebenmässigen, sensiblen Gesichtszügen und dunklen Haaren, länger noch als jene des Dichters Rhyn. Er hält ein grosses Notenheft in beiden Händen, und die Kinder versuchen von allen Seiten darauf zu blicken und mitzusingen. Unter dem Foto steht: «Die Singgruppe singt das Lied von der Birke im Felde». Auf der linken Seite stehen die letzten Sätze eines Vorworts: «Während die Völker in blutigen Schlachten gegeneinander toben, galt unser ganzes Bemühen dem Ziel, eine Schar junger Menschen zu Selbständigkeit, Freiheit und Kultur zu erziehen. Wie sollte, was bei armen Knaben möglich war, nicht auch, in viel grossartigerer Weise, in ganzen Völkern durchführbar sein?» Walter blättert zurück auf die erste Seite und liest: «Fritz Jean Begert: Auf dem Bühl – Gruppengestaltung und Gemeinschaftsleben. Pädagogische Versuche».

[12]

Während über das Mikrofon als nächste Attraktion das «Cabaret Federvieh» angekündigt wird, streckt Walter seinem Bruder das Buch entgegen, weist auf den abgebildeten Mann und sagt begeistert: «Das ist es! Das ist der Mann, den wir kennenlernen müssen.»

Als sie die Stapel auf dem Büchertisch durchsehen, merken sie, dass es von diesem

Begert neben dem «Bühl»-Buch von 1942 noch zwei neuere Bücher gibt: Das neuste aus dem letzten Jahr heisst «Die Lombachschule. Natur- und volksverbundene Pädagogik», das dritte stammt aus dem Jahr 1943 und heisst «Lebendige Schule. Natürliche, differenzierte Unterrichtsweise – Ein pädagogisches Bekenntnis». Durch den Titel «Lebendige Schule» wird nun auch Zeno aufmerksam. In Hofwil leidet er darunter, dass er dazu herangebildet wird, Jugendliche zu nichts als pflichtgetreuen und nützlichen Rädchen in der grossen Maschine einer immer perfekter funktionierenden Welt zu machen. Leben und Schule, so ist er nach seinem ersten halben Seminarjahr überzeugt, sind unvereinbare Gegensätze. Und nun trägt ein Buch den Titel «Lebendige Schule»: Das muss er lesen. Da stösst ihn Walter an und weist fast ehrfürchtig auf eine Gruppe plaudernder Männer neben dem Bücherstand: «Dort steht er ja.» Als Zeno kurz darauf all seinen Mut zusammennimmt und den Autor um eine Widmung für das eben erstandene Exemplar der «Lebendigen Schule» bittet, fragt ihn Begert nach seinem Namen, murmelt: «Zeno? Ein schöner Name» und setzt ihn mit schwungvoller Handschrift über seine Widmung auf das Deckblatt des Buches. Was er werden wolle? – Lehrer, er gehe ins Seminar. – Ein anspruchsvoller Beruf, eine grosse Aufgabe. – Er wolle alles tun, um ihn richtig zu erlernen, sagt Zeno. Was richtig sei, lerne man allerdings nicht immer im Seminar, erwidert Begert lächelnd. Als er sich, den Jugendlichen freundlich grüssend, wieder seinen Gesprächspartnern zuwendet, leuchten Zenos Augen: Der Schriftsteller hat sich sogar nach seiner Adresse erkundigt. Als sich die beiden Brüder beim Einnachten auf den Heimweg machen, wissen sie, dass sie Gina Lollobrigida und Gary

[13]

Cooper nicht mehr brauchen werden, um die Samstagnachmittage herumzubringen. Jetzt kennen sie einen Schriftsteller mit einer Löwenmähne und einer warmen Stimme, der, so glaubt Zeno, als er zu Hause die ersten Seiten des Buchs überfliegt, die Schule neu erfunden und damit etwas getan hat, was den Gebrüdern Zürcher bisher nur in ihren kühnsten Träumen möglich schien: Begert ist einer, so fühlt es Walter, der die unveränderbare Welt verändert.

Zweifellos werden an diesem Abend die Dichter und Schriftstellerinnen zwischenhinein als Ausstellungsobjekte pausiert und sich diskret in Gruppen den Beizen der angrenzenden unteren Altstadt zugewendet haben. Dass Fritz Jean Begert nicht zu den letzten gehört hat, die sich aufmachten, um bei einem Glas Roten geistreich gesellig zu sein, dürfen wir annehmen. Mag sein, er war in beschaulicher Stimmung und ging mit Hans Rhyn und Hans Zbinden, der noch bis letztes Jahr als Vorgänger von Heimann den Berner Schriftstellerverein präsidiert hatte, hinüber in die «Harmonie» zu einer kleinen Gedenkstunde für den seit mehr als einem Vierteljahrhundert gemeinsam verehrten Schöp-

fer des «Panideal», Rudolf Maria Holzapfel. Möglich aber wäre auch, dass es Begert vorgezogen hat, sich unterhalb des Zeitglockenturms allein in dieses sehr lebendige Dorf in uralten Mauern abzusetzen, wo er an jeder Ecke alte Bekannte traf und in jeder Beiz neue Geschichten zu hören bekam. Im Spiegel dieser ungebändigten, ungebärdigen mündlichen Kultur wird ihm die Verlogenheit der offiziellen aufs neue bewusst geworden sein. Auch seine Schriftstellerkollegen waren ja im Beizengespräch häufig bedeutend interessanter als in ihren Büchern. Keiner, der es im Bernerland heutzutage zu etwas bringen wollte, konnte es sich leisten, alles zu schreiben, was er wusste.

Gut möglich also, dass Begert die Kesslergasse hinunter, am Münster vorbei, zum «Café du Commerce» hinüberging, das seit einigen Jahren zum Zentrum einer kunterbunten Welt von Künstlern und Intellektuellen, Halbkünstlern und Halbintellektuellen geworden war. Hier trafen sich solche mit Rang und Namen und solche, die nach Rang und Namen lechzten, friedlich vereint und

[14]

mit herzenöffnender Vorurteilslosigkeit. Wenn sich nach Feierabend die Ladenbesitzer und Handwerker aus der unteren Altstadt auf den Heimweg machten und im «Commerce» Antiquare, Ärzte und Architekten neben Künstlerinnen und Schülerinnen die Bänke zu füllen begannen, wurde das «Commerce» für viele zur Universität. «Lue, hie isch no Platz», hiess es, wenn sich die Halbwüchsigen an einem Tisch mit gestandenen Männern der Aktivdienstgenerationen vorbeidrücken wollten, und gleich gehörte man dazu, wenn im Qualm von Zigaretten und Stumpen Jean Gebser, der Kulturphilosoph, mit mächtiger Stimme die «Filosofia come Scienza dello Spirito» des eben verstorbenen Benedetto Croce referierte, um dann, von Zeit zu Zeit in ein mächtig dröhnendes Lachgewitter ausbrechend, Croces Vierstufenbau des Geistes in scharfsinniger Rede aus- und umzubauen, bis er sich nahtlos fügte zur Manifestation der aperspektivischen Welt, der Gebser selber unter dem Titel «Ursprung und Gegenwart» eben ein zweibändiges Werk gewidmet hatte. Im «Commerce» lernte man viel, und man lernte einander kennen; im «Commerce» trank man zusammen bis zur Polizeistunde. Und dann zog man durch die Gassen mit einigen Flaschen spanischen Weins in eine Privatwohnung, die sich immer fand, um bis in die Morgendämmerung all die endlosen Gespräche weiterzuführen.

Wenn einer wie Fritz Jean Begert, der schon vor dreissig Jahren als Seminarist in Berns unterer Altstadt unterwegs gewesen war, nach einer solchen, durchzechten Nacht am nächsten Vormittag mit wirrem Haar und verrutschter Krawatte, aber bei guter Laune an den Gottbeflissenen, die dem Münster zustrebten, vorbei und die Altstadt hinauf Richtung Bahnhof spazierte, wusste er freilich auch um die Schattenseiten dieser alten Gassen und Winkel. Während in der Oberstadt seit dem Krieg Gassenzug um Gassenzug

renoviert und saniert wurde, waren hier unten die Häuser schlecht erhalten. Eine Untersuchung der sanitären Verhältnisse hatte bereits 1941 ergeben, dass von den 2773 Wohnungen 78,5 Prozent kein Bad, 90 Prozent kein warmes Wasser, 89,7 Prozent keine moderne Heizung und 43,5 Prozent nur einen Gemeinschaftsabort hatten; gleichzeitig war die Wohndichte grösser als in den meistenteils nach Beginn des

[15]

Jahrhunderts errichteten Aussenquartieren. Nirgends in der Stadt waren in diesem Jahrhundert bis zum Aufkommen der Schutzimpfung in den dreissiger Jahren mehr Leute an Tuberkulose gestorben als in der unteren Altstadt. Wer es sich leisten konnte, wohnte längst nicht mehr hier. Wenn allerdings er mit seiner Familie wirklich, wie er es plante, in die Stadt ziehen würde, könnte er am ehesten in diesen Gassen eine Wohnung bezahlen, mag Begert sinniert haben, bevor er den Zug bestieg, der ihn ins Emmental zurückbrachte, wo er seit nun schon mehr als vier Jahren im Schulhaus Bumbach unter dem Hogant die Oberschule leitete und sich in letzter Zeit immer häufiger fragte, ob ihm, dem 45jährigen, nach allem, was er doch geleistet hatte, auch weiterhin ein Wirken in derart beschränkten Verhältnissen beschieden sein dürfe.

Mit Spannung haben die Brüder Zürcher in der folgenden Woche die Zeitungsartikel über den Büechermärit im Casino gelesen. Einen Hinweis auf Fritz Jean Begert haben sie freilich nicht gefunden. Dafür vermeinen sie bei der Lektüre der Danksagung des Schriftstellervereins noch einmal den hageren Heimann zu hören: «Das Publikum hat mit seinem Massenaufmarsch und mit seiner Aufgeschlossenheit bewiesen, dass der vielgeschmähte und vielzitierte ‘Berner Holzboden’ ins Reich der Sage gehört. Wir durften erleben, dass unsere Mitbürger – und zwar sowohl die einfachen Leute wie die Spitzen der Behörden, Arbeiter wie Intellektuelle – sich zu uns bekannten. Dieses ist unsere tiefste Freude: Der Berner Büechermärit wurde zum Fest eines Volksganzen, dem wir uns unlösbar verbunden wissen und aus dem unser Schaffen herauswächst.»

2.

Wenn die Wettervorhersage für das Wochenende vom 22. und 23. November 1952 im «Bund» zutraf, wird es geregnet haben, als Fritz Jean Begert am frühen Sonntagnachmittag in Schangnau aus

[16]

dem Postauto stieg. Und wie er den Marsch Richtung Bumbach unter die Füsse nahm, wird der Hogant verhangen gewesen sein, und der erste Schnee wird die steilen Waldhänge bedeckt haben bis fast hinunter in den Talgrund, den die junge Emme zwischen dem Tobel unterhalb der Kemmeribodenfluh und der Reblochschlucht am Ausgang des

Tals durchfliesst. «Tal der tausen Wäldchen», so hat er diese Landschaft in seinem Aufsatz über den Schangnau bezeichnet, den er vor einigen Tagen nach Interlaken abgeschickt hat, wo er am nächsten Wochenende im «Hardermannli», der illustrierten Sonntagsbeilage zum «Oberländischen Volksblatt», abgedruckt werden soll. Der Wald ist hier von alters her der Ernährer und Beschützer der Bauern und Küher gewesen. Im Wald holen sie nicht nur das Wild, sondern auch Beeren, Pilze und Heilkräuter. Der Wald schützt die abgelegenen Gehöfte vor den rauhen Winden und den Lauenen, die über die Schratten und Furggen der Hogant-Nordwand herunterfahren, aus dieser klotzigen «Kalkmasse voller Wunden und Striemen», wie sein alter Freund Hermann Hiltbrunner, der Dichter, einmal geschrieben hat. Das Holz des Waldes glüht in den Herden und Sandsteinöfen und liefert das Baumaterial für die Häuser des Tals, für Werkzeuge, Tröge und Pflüge.

Neben der bitteren Enttäuschung auf Schloss Surpierre, die ihn die Menschen hat fliehen lassen, ist es sein volkskundliches Interesse an dieser kaum berührten Landschaft gewesen, das ihn bewog, auf den 1. November 1948 mit seiner Familie in die Lehrerwohnung des Bumbacher Schulhauses zu ziehen. Im «Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde» hat er im letzten Frühling in einem Aufsatz gar öffentlich bekannt, es sei sein «innigster Wunsch» gewesen, sich «in eine solche urtümliche Welt zu vertiefen, von den Bauern zu lernen, Lebendiges festzuhalten, aber auch untergegangene Schätze aus dem Meeresgrund der Volksseele zu heben und schöpferisch zu verwerten».

Das Neue, das er den Bumbacher Schulkindern hat bieten wollen, so war sein Vorsatz hier vom ersten Tag an gewesen, suchte er möglichst organisch mit dieser Welt hier zu verbinden und aus ihr

[17]

heraus zu gestalten. Zuerst vorsichtig, um die Leute nicht zu erschrecken, bald immer konsequenter, hat er seine Methode des differenzierten Gruppensystems wieder anzuwenden begonnen, hat die Klasse in kleine Gruppen aufgeteilt und sie auf die Suche nach dem Gewachsenen und Geschaffenen in diesem Tal geschickt. Sein aufrichtiger Bewunderer, der Berner Gymnasiallehrer und Journalist René Neuenschwander, hat diese Arbeitsweise im «Emmenthaler Blatt» treffend beschrieben: «Gruppen von Knaben und Mädchen sieht man durchs heimelige Dörflein ziehen. Sie sammeln Pflanzen und seltene Steine, lassen sich von betagten Bauern alte Sagen und Gespenstergeschichten erzählen, tragen Sprüche und Hausinschriften zusammen. Wer noch einen Flachsbruchbock oder einen grossen Kessel besitzt, berichtet den neugierigen Schülern von der Flachsbrechete oder der einst hochentwickelten Zuckersandfabrikation. Bunte Gläser, die da und dort

auf dem Acker gefunden werden, zaubern die Zeit der Glashüttenindustrie hervor, und versteinerte Blattwedel und unförmige Tierzähne künden von vorgeschichtlichem Leben. In der Schule wird das Erlebte notiert und verarbeitet und so ein heimatlicher Unterricht geschaffen, der die abgelegene Talschaft in sinnvoller Einheit erstehen lässt, Vergangenheit und Gegenwart beziehungsreich bindet. Und nicht nur das. Die Bumbacher Kinder wurden zu Helfern der Bevölkerung erzogen. Sie halfen bei der Restauration verfallener Speicher und Häuser, frischten verwaschene Inschriften auf und erfreuten Alte und Kranke durch die seltsamen, aus vergessenen Quellen geschöpften Lieder. Immer neue Anregungen nahmen Gestalt an; die Schüler stellten ein Wörterbuch heimischer Pflanzennamen zusammen; sie erforschten die Geschichte der Küherei und des Flössergewerbes.» Wo wäre, so Begerts Frage, seit er den Lehrerberuf ausübt, eine Schule – auch heute, in dieser fortschrittsgläubigen Welt – verwurzelt, wenn nicht in der greifbaren Natur und der Kultur des Volkes? Davon, dass nur solche Schule eine lebendige Schule sein könne, Zeugnis abzulegen, würde auch weiterhin seine vornehmste Aufgabe sein.

[18]

Wenn jetzt, da sich der Talkessel ein wenig öffnet, und Begert die leicht abfallende Strasse in den Weiler Bumbach hinunterschreitet, für einen Augenblick die Wolken oben an der Habchegg aufreissen würden, sähe er den schwarznassen Klotz des Schibegütsch, wie der südliche Abschluss der Schrattenfluh heisst – diese mächtige, vom Wasser karstig verfressene Kalkwalm, dessen Inneres, so wissen die Sagen, voller Gemächer sei, grosser Gewölbe mit langen Futtertrögen für die Streitrosse und Säle voller schlafender Krieger in glänzenden Rüstungen. Auf solch mythische Bilder baut Begert, Erzähler und Schilderer wie selten einer, wenn es gilt, den Kindern das Werden ihrer Welt begreiflich zu machen. Dies packt jeweils sogar die Reporter, die er zum Berichten über seine Schulmethode einlädt, um seine in den letzten Jahren weniger gewordenen alten Freunde im Land draussen vom Fortgang seiner praktischen Arbeit zu unterrichten und um – trotz allem – seinem Unterrichtssystem neue Freunde zu gewinnen. Den Reporter vom «Blatt für alle» hat er letztes Jahr mit einer Kindergruppe zur Erforschung eines alten Speichers geschickt: «Riesige Kupferkessel für die Käsebereitung standen da, und ein anderer, der Zeuge eines untergegangenen, zu seiner Zeit jedoch recht lohnenden Gewerbes gewesen ist: ein Kessel zur Bereitung des Zuckersandes, wie damals die Rückstände genannt wurden, die nach vollständiger Verdampfung der Flüssigkeit in der Milch auf dem Boden des Kessels verblieben, und welche die Bumbacher in alle Welt hinausschickten, ohne jemals Kenntnis davon zu haben, dass man den Zuckersand für medizinische Zwecke verwendete. Oder alte Lampen, vom Holzwurm angenagte Böcke zum Brechen der Hanfstengel, bemalte und in seltener Schönheit ziselierte

Treichelbänder. Unter dem Staub schliesslich dicke Chroniken, in denen man genau nachlesen kann, wieviel Stück Vieh der Xaver Klötzli im Jahre 1776 nach Langnau auf den Viehmarkt führte und wie schrecklich 1809 der Steinschlag unter dem Alpvieh wütete.» Als er beim Schulhaus in Bumbach eingetroffen ist, wird er von seiner Familie begrüsst worden sein, vom sechsjährigen Michael, der vier-

[19]

jährigen Alki Natalie und seiner Frau Beatrice. Ab und zu ist an solch regnerischen Sonntagen seine Mutter von Hilterfingen herübergekommen. Wäre sie an diesem Nachmittag am Stubentisch beim gemeinsamen Tee gesessen, hätte man sich wohl die eine oder andere Episode aus der Begertschen Familiengeschichte erzählt – keine aber mit mehr Berechtigung als jene vom Grossvater, dessen früher Tod sich eben heute zum sechsundsechzigsten Mal jährte: Friedrich Emil Begert ist 28jährig, Offizier, verheiratet und Vater von vier Kindern, als er am 23. November 1886 mit dem Zug von Steffisburg, wo er wohnt, zu einem Kameradentreffen nach Bern fährt. Zünftig betrunken tritt er am späten Abend die Heimreise an und besteigt im Bahnhof Bern den Zug nach Burgdorf statt jenen nach Thun. Als er seinen Irrtum bemerkt, verlässt er in Zollikofen den Zug und begibt sich, weil es nun für eine Heimkehr am gleichen Abend zu spät ist, auf die Suche nach einem Nachtlager. Vor Jahren hat er hier die landwirtschaftliche Schule Rüti absolviert. So sucht er die Pension auf, in der er damals gewohnt hat und begehrt polternd und lärmend Einlass. Mittlerweile wird die Pension von Schülern des Seminars Hofwil bewohnt, die, von ihrer erschrockenen Schlummermutter herbeigerufen, den Betrunkenen zuerst zu beruhigen versuchen und ihn schliesslich handgreiflich in die Nacht hinausstellen. Einer dieser jugendlichen Rausschmeisser ist der spätere Schriftsteller Simon Gfeller, der in seinem Erzählband «Seminarzyt» den Fortgang der Ereignisse wie folgt festhielt: «Zwe Tag speter chunnt d'Choschtfrou tuuchi mit ere Zytig i dr Hang (...) u zeigt (...) e bösi Nachricht: Uf der landwirtschaftlige Schuel R. heig es e beduurligen Unglücksfall ggäh. I der Nacht vom Mänti uf e Zyschtig syg dert e Ma z'todgfalle. Er syg betrunke gsi u heig i der Schüür welle go nes Nachtlager sueche. Aber bekanntlig syg d'Schüür vor churzem abbrunne u nüt dervo blybe stoh weder d'Brüggstockmuur. Uber die uus syg der Beträffet i der feischtere Rägenacht gfalle u heig's Gnick ygschosse.»

Beim Tod des Grossvaters war Begerts Vater, auch er hiess Fritz, gerade fünf Jahre alt. Mit seiner Mutter Anna Barbara, ge-

[20]

borene Wüthrich, und seinen drei Geschwistern wuchs er danach bei einem Onkel auf, der Pächter war auf Schloss Chartreuse bei Hünibach. Er machte eine Schreinerlehre im Baugeschäft Frutiger in Oberhofen, zwischen 1899 und 1903 besuchte er das Technikum

Burgdorf, ab 1903 arbeitete er in verschiedenen Firmen in Fleurier im Neuenburger Jura, wo er die zwei Jahre jüngere Uhrmachertochter Jeanne Berthoud kennenlernte. Das Paar heiratete im Oktober 1906 und liess sich in Hilterfingen am Thunersee nieder; Vater Begert arbeitete wieder bei Frutiger und nannte sich jetzt Bauzeichner. Am 19. August 1907 um 23.30 Uhr kommt im Büchlerhaus in der Nähe der heutigen Hilterfinger Schiffländte ihr ältestes Kind zur Welt: Fritz Jean. 1908 folgt Lucie, 1910 Jean-Louis und 1912 Wilhelm Albert, der zeitlebens Willy genannt wird und den sein humanitäres Engagement früh zum Pionier des Service Civil International und später der Unesco macht. Über die Beziehung zwischen Begerts Eltern ist bekannt, dass die Mutter mehr als einmal zu weinen anfing, wenn ihr Mann abends von der Arbeit heimkam, zum Besen griff und die Wohnung erneut zu kehren begann, die während des Tages schon von zwei Haushälterinnen geputzt worden war. Die Mutter blieb zeitlebens Mitglied der Société des Romands, las viel, ausschliesslich auf französisch – schweizerdeutsch hat sie nie richtig gelernt.

Fritz Jean Begert sei ein verträumter Bub gewesen, erinnert sich seine Schwester Lucie. In seinem Huttli habe er jeweils statt Tannzapfen zum Anfeuern Steine oder Pflanzen oder eine tote Amsel aus dem Wald gebracht. Als Bub habe er Schmetterlinge gesammelt, aber es fast nicht übers Herz gebracht, die Tiere zu töten. Wenn ihn die Mutter zum Kartoffelnholen in den Keller schickte, sei er mehr als einmal auf der Kellertreppe sitzengeblieben und habe selbstvergessen zu schreiben oder zu zeichnen begonnen. D'Mamme, eine impulsive, tatkräftige Frau, habe ihm deswegen immer wieder Vorwürfe gemacht: Wenn er immer derart langsam arbeite, werde er es später zu nichts bringen. Gern geholfen habe er dem Vater, in den Wäldern roten Holunder oder Himbeeren zu suchen.

[21]

Seine Ferien habe er am liebsten bei den Tanten in Steffisburg verbracht, weil es dort einen alten, verwachsenen Garten gegeben habe, in dem er fürs Leben gern gesessen sei. Das menschliche Schöne, Gute und Edle hat sich für das schwärmerisch-sensible Kind in diesen Jahren mit Geniekult und deutscher Aristokratie verbunden. Gut möglich ist, dass er in Hilterfingen als Knirps den expressionistischen Maler August Macke im Haus Rosengarten unten am See ab und zu bei der Arbeit sah, der dort, wie die Kunstgeschichte weiss, zwischen Oktober 1913 und Juni 1914 den künstlerischen Höhepunkt seines Schaffens erklomm, um danach, am 26. September 1914, als deutscher Soldat in der französischen Champagne gehorsam zu fallen. Sicher ist, dass es in den Kriegsjahren für viele deutsche Adelige und Grossbürger nachgerade zum guten Ton gehört hat, sich an den Gestaden des lieblichen Thunersees etwas Ansprechendes zu erstehen, um sich hier

von der Unbill der so notwendigen wie undelikaten Ereignisse zu erholen. Und ebenso sicher ist, dass Fritz Jean Begert aristokratischer Name und Habitus zeitlebens die feinere, edlere, geistigere Welt signalisieren wird. Vorderhand allerdings besuchte er in Hilterfingen die Primarschule, danach von der 5. bis zur 9. Klasse im Stiftsgebäude in Oberhofen die Sekundarschule. Gelernt habe er, abgesehen vom Rechnen, ohne Mühe, gerühmt worden seien schon früh seine schönen Aufsätze. Bei den Schulabschlussfeiern in der Kirche von Hilterfingen habe er jeweils die längsten Gedichte rezitiert, einmal den «Erlkönig» von Goethe. Wie seine Mutter habe auch er immer viel gelesen und als Halbwüchsiger mit Gleichaltrigen eine «Lessing-Gruppe» gegründet. Gleichzeitig habe er damit begonnen, eigene Zeichnungen und Bilder zu verkaufen: In dieser Zeit träumte er davon, Kunstmaler zu werden. Ungefähr mit sechzehn sei er zusammen mit einem Freund und ausgerüstet mit einem langen Seil verschiedentlich durchs Justistal zum Seefeld ob Habkern aufgestiegen und habe sich in den zerklüfteten Karrenfeldern, von wo ein ganzes Höhlensystem durchs Niederhornmassiv bis hinunter zum Thunersee führen soll, als Höhlenforscher betätigt.

[22]

Am 17. Februar 1923 hat sich Fritz Jean Begert mit einem kurzen Brief an Seminardirektor Gottfried Fankhauser um Aufnahme in das Evangelische Seminar Muristalden in Bern beworben. Pfarrer Rohr, Begerts Religions- und Unterweisungslehrer, steuerte ein kleines Referenzschreiben bei: «Dem Unterzeichneten ist an ihm immer aufgefallen der ruhige Ernst und ein sehr ausgesprochenes Pflichtgefühl und Verantwortungsbewusstsein. Begerts ernste Geisteshaltung dürfte im Evang. Seminar die passende und nötige Nahrung finden, und es ist zu hoffen, dass bei richtiger Behandlung aus ihm ein Lehrer werde, wie man sie unserem Volk gönnen und wünschen möchte.» Eine zweite Referenz kam im Namen der Sekundarlehrerschaft von Lehrer Hermann: «Der Unterzeichnete bezeugt, dass Fritz Begert (...) sich (...) durch sein in jeder Beziehung lobenswertes Betragen, sein freundliches Bemühen und besonders auch durch vorzügliche Leistungen in den Unterrichtsfächern ausgezeichnet hat. Wir sind überzeugt, dass er für den Lehrerberuf alle erforderlichen Eigenschaften besitzt.» Aufschlussreich für die ärmlichen materiellen Verhältnisse, in denen der Bewerber aufwuchs, ist der in einer ausserordentlich schwungvollen Handschrift verfasste Begleitbrief von Vater Begert. Nachdem er Fankhauser seinen Sohn, der ihm «bis dato nur Freude bereitet» habe, höflich zur Aufnahme in das Seminar empfohlen hat, fährt er fort: «Es würde mich freuen, wenn Sie meinen Beitrag an das Kostgeld nicht gar zu hoch stellen würden, denn bei einem Lohne von frs 5000 pro Jahr kann man bei einer Familie von 6 Personen keine Ersparnisse mehr machen und da mein Vater sel. schon 1886 gestorben, d. h. verunglückt ist und das hinterlassene Vermögen von damals gerade hinreichte, um meine Studien im Technikum

Burgdorf zu bestreiten, ist weiter kein Vermögen vorhanden, denn meine liebe Mutter sel. starb am letzten Weihnachtstage und hat auch noch bis in die letzten Tage in einem Geschäft in Thun gearbeitet.»

Begert besteht die Aufnahmeprüfung als Vierter von 37 Prüflingen und tritt am 23. April 1923 in die 65. Promotion des Seminars Muristalden ein; die «Zeugnis-Kontrolle» führt ihn unter der Num-

[23]

mer 1332. Die 65. Promotion scheint eine unproblematische Klasse gewesen zu sein, an den Lehrerkonferenzen wird gewöhnlich lediglich vermerkt, dass «alle in Betragen u. Fleiss» die Bestnote 1 bekommen hätten. Für die «Promotion», die staatliche Vorprüfung nach zwei Schuljahren, wird eine Liste der Erfahrungsnoten erstellt. Darin rangiert Begert punktgleich mit seinem späteren Schriftstellerkollegen Hektor Küffer mit einem Notendurchschnitt von je 1,61 auf Rang 9. Die «Zeugnis-Kontrolle» in der sämtliche quartalsweise abgegebenen Zeugnisnoten Begerts verzeichnet sind, vermerken für «Betragen» und «Fleiss» durchwegs die Note 1; der Durchschnitt der Leistungsnoten verschlechtert sich von 1,33 nach dem ersten Quartal auf 1,77 am Ende des dritten Jahrs; Glanzpunkte sind die Noten in Deutsch mündlich und schriftlich, wo er ausnahmlos eine 1 erreicht; eine 3-4 setzt es in diesen drei Jahren einmal in der Geometrie und gleich dreimal im Turnen ab. Die offiziellen Dokumente des Seminars Muristalden verzeichnen Begert insgesamt als durchschnittlichen, unauffälligen Schüler, der in den Protokollen der Lehrerkonferenzen nur einmal namentlich erwähnt wird, nämlich am Ende des dritten Schuljahrs, am 30. April 1926: «Seminarist Begert, bis dahin Schüler unserer jetzigen I. Cl., tritt aus unserm Seminar, wo es ihm zu eng geworden, aus u. ist im Oberseminar aufgenommen worden.» Eine etwas ausführlichere Würdigung dieses überraschenden Austritts führt der «Jahresbericht» des Seminars von 1926 an: «Ein eigenartiger Fall ist noch zu erwähnen, indem ein Zögling unserer 2. Klasse vor Schulbeginn freiwillig und mit unserer Zustimmung unser Haus verliess, um im staatlichen Oberseminar den Kurs zu vollenden, wo er auf unsere Empfehlung hin und nach Ablegung einer Prüfung auch aufgenommen wurde. Er konnte sich mit unserer Hausordnung, wohl auch mit dem Geiste unserer Anstalt, nie recht befreunden, und obwohl er sich äusserlich in den nun einmal nötigen Schranken hielt, blieb ein innerer Widerspruch. So war denn sein Entschluss, bei dem wir eine gewisse Aufrichtigkeit schätzten, die einzig richtige Lösung, und wir liessen ihn im Frieden ziehen.»

[24]

Dass Begert den Muristalden ohne äusseren Zwang verlässt, zeichnet ihn früh als gradlinigen Individualisten aus und hat, so scheint es, vor allem weltanschauliche Gründe. In

autobiografischen Notizen, die er 1968 verfassen wird, bezeichnet er die Jahre zwischen 1923-1925 als «einseitig rationalistische Zeit»: «Einfluss von David Hume. Qualvolle Auseinandersetzung mit dem Christentum im Seminar Muristalden.» Begert leidet unter dem Pietismus des damaligen Seminardirektors Gottfried Fankhauser, der eine Religiosität vertritt, «deren Sitz im Herzen und nicht im Kopf» sei, der das «stille Konventikel» der Landeskirche vorgezogen hat und dessen Lebenswerk eine Jubiläumsschrift des Seminars später im Satz zusammenfasste: «Lebenslänglich der Sonntagsschule verpflichtet, ist er einer ihrer eifrigsten Förderer.» Die Zeremonie zum Beispiel, mit der am 15. Januar 1926, drei Monate, bevor Begert die Schule verlässt, ein Neubau der Schulanlage bezogen wird, findet folgenden protokollarischen Niederschlag: «Zur Eröffnung des neuen Hauses sammelten sich die Herren der Direktion, die Lehrerschaft u. die Zöglinge Freitag, den 15. Januar, morgens 9 Uhr zuerst im Schülersaal des alten Hauses. Hr. Pfr. von Lerber eröffnete mit Gebet. Dann folgten die Ansprachen von Hrn. Pfr. Gerber und Hrn. Dir. Fankhauser, die beide Gefühlen der Dankbarkeit Ausdruck verliehen u. Rückblick u. Ausschau hielten (...).» Gegen dieses patriarchalisch-fromme Pathos probt Begert, wie er in seinem autobiografischen Rückblick – von sich in der dritten Person redend – stichwortartig festhält, den geistigen Aufstand: «1925-1928: Einseitiger Irrationalismus. Begert wurde in moderne Strömungen hineingerissen, vom Expressionismus, von Nietzsche, von Anthroposophie und Marxismus beeinflusst. Zeit des Suchens und des Leidens.» In der pietistischen Atmosphäre am Muristalden, wo man ihn jeden Mittwoch zum Läuten der Glocken an der Nydegg-Kirche schickt, wird es ihm immer enger: Nicht nur Wirtshausbesuch, Kartenspiel oder Rauchen sind im Internat verpönt, sondern gar der Besuch des Stadttheaters: «Dass diese Dinge unserm jungen Volke nicht frommen, hat die Erfahrung je

[25]

und je gezeigt», liess sich die Schulleitung in jenen Jahren vernehmen.

Möglich, dass in der Bumbacher Lehrerwohnung auch an diesem Abend Begert mit seinem Sohn Michael das Bilderspiel spielt. Unter der Stubentür herein schiebt der Vater Abbildungen aus seiner Porträtsammlung grosser Persönlichkeiten, die der Bub identifizieren soll, was ihm zumeist mit Leichtigkeit gelingt: «Das ist Beethoven!», «Das ist der Nachsommer-Stifter!», «Das ist Holzapfel!» Michaels Mutter könnte arbeitend am Stubentisch gesessen sein. Später, als sie von diesem Spiel berichtet, sagt sie, das habe Jean gekonnt, Kinder zu selbstvergessener Begeisterung zu verleiten. – Nie würde sie übrigens ihren Mann «Fritz» nennen, wie es seine Landsleute gewöhnlich tun. «Fritz» nannte sie in den letzten Jahren ihrer Jugend die Angehörigen der deutschen Besatzer, zuhause, in Athen.

Beim Übertritt an das staatliche Oberseminar wird Begert im April 1926 von der Schriftstellerin Lilli Haller unterstützt, die er schon in Hilterfingen kennengelernt hat, wo sie einige Jahre lebte und eine Lesegruppe gründete, der auch Begert angehört hatte. Jetzt vermittelt ihm die «seelisch fast immer leidende Frau» mit dem «reizvollen, maliziösen Lächeln», wie er sie später beschreibt, ein Stipendium und empfiehlt ihn an die Schulleitung im Länggass-Quartier. Hier gerät Begert in jene Seminarklasse des Jahrgangs 1907, in der sich unter dem Einfluss ihres Religionslehrers Fritz Eymann eine ganze Gruppe von Mitschülern der Anthroposophie zuwendet: Sie werden später bedeutenden Anteil haben an der Durchsetzung und Etablierung der anthroposophischen Pädagogik im Kanton Bern. Seit dem Frühling 1926 ist Begert aber auch eifriger Besucher der kulturellen Anlässe in der Stadt. Er beginnt, in Studentenkreisen zu verkehren und engagiert sich bei der «Volksspielgruppe Bern», einer studentischen Theatergruppe unter Leitung von Heinrich Fulda, die in und um Bern Aufführungen gibt. Im Stück«Ackermann von Böhmen» habe er, weil er bleich und mager gewesen sei, den Tod gespielt. In dieser Volksspielgruppe

[26]

lernt er den noblen Studenten Hans-Ulrich von Erlach, einen späteren Divisonär der Schweizer Armee, kennen, und über ihn dessen Schwester Renée, mit der er sich verlobt, und die ihm verspricht, eine gute, treue Frau zu werden. Sie sei zwar nicht sehr hübsch gewesen, aber lebhaft, interessant, leidenschaftlich – und eine Aristokratin. In der Folge lernt Begert in einem Patrizierhaus bei Burgdorf – von dem man gesagt habe, es sei von Jeremias Gotthelf bereits im «Erdbeermareili» verewigt worden – auch Renées Mutter kennen, Isi von Erlach, eine Tochter von Ulrich Wille, dem General der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg, und von Clara von Bismarck, und wundert sich, dass dort auf dem Tisch das Buch «Mein Kampf» von diesem Adolf Hitler liegt. Renées Mutter habe ihn über den Autor kurz und bündig aufgeklärt: «Das ist der Mann, der die Schande von Versailles wieder gutmachen wird.» Zur Ehe mit Renée ist es allerdings dann doch nicht gekommen, weil deren Vater, Oberstdivisionär Fritz von Erlach, dagegen war und gesagt habe: «Wenn er wenigstens Sekundarlehrer wäre, dann könnte man darüber reden.» Am 30. März 1927 ist Fritz Jean Begert in Bern zum Primarlehrer patentiert worden.

Und jetzt sitzt er, während er draussen, im dämmernden Montagmorgen, schon die eintreffenden Schülerinnen und Schüler den Schneepflotsch von den Schuhen stampfen hört, an diesem Bumbacher Lehrerpult, als sei alles nichts gewesen, was er seit seiner Patentierung vor fünfundzwanzig Jahren versucht hat. In Bern wäre heute morgen Zibelemärit, könnte ihm flüchtig durch den Kopf gehen. Oder er denkt daran, dass Heimann und Zbinden am Samstag im Burgerratssaal immerhin Interesse gezeigt und ge-

sagt haben, sie wollten im Vorstand prüfen, ob man ihn zu einem Vortrag einladen könne, als er ihnen von seinen Aufsatz-Experimenten erzählt hat: Statt die Schaffensfreude der Kinder mit roter Tinte, orthografischer Besserwisserei und grammatikalischen Finessen zu zerstören, hat er damit begonnen, sie Wissenswertes aus Natur und Volk in ihrer eigenen Sprache aufschreiben zu lassen und ist beeindruckt von der unverbildeten Direktheit, Farbigkeit

[27]

und Poesie dieser Texte. «Wenn es dem Lehrer durch seine Erziehungskunst gelingt, die in den Kindern schlummernde Welt zu wecken», hat er sich notiert, «erschliessen sich ihm ungeahnt viele Quellen.» Gerade solche Erfahrungen, denkt er, müssten doch auch für Schriftsteller von Interesse sein. Dann erhebt er sich und geht zur Tür des Schulzimmers, um die eintretenden Kinder zu begrüssen.

3.

Für die Brüder Zeno und Walter Zürcher, die im Winter von 1952 auf 1953 in Bern Begerts Bücher zu studieren beginnen, wird der Schriftsteller mit der Löwenmähne vom Büechermärit zum Idol aus einer anderen Welt; sie haben keine Ahnung, dass er mit seinen himmelstürmerischen Ambitionen längst gescheitert ist. Seit den ersten Seiten der «Lebendigen Schule» sind sie immer neu begeistert von der poetischen und utopischen Kraft seiner Sprache: «Der Notschrei der Menschen dringt bis zu den Sternen hinauf. Sie möchten erlöst sein vom Unrecht, von der Grausamkeit.» In furchtbarer Weise durchtobe der Krieg «eine morsche Welt» und habe die Menschen daran erinnert, «dass in unserem Kulturleben manches nicht in Ordnung ist. Die Schule wird sich in den kommenden sozialen Umwälzungen auch wandeln müssen, wenn sie ein edleres Geschlecht heranbilden will.» Bei Begert, so begreift Zeno, der Seminarist, geht es um das Wesentliche, um «das Idealbild einer Schule». Endlich einmal macht einer Mut: «Möge jeder in seinen Verhältnissen soviel davon zu verwirklichen suchen, als ihm seine inneren Kräfte und die äusseren Umstände erlauben!» Das ist ein anderer Ton als jener, der in Hofwil herrscht, wo die inneren Kräfte klein gemacht werden und die äusseren Umstände alles zu verhindern scheinen. In grauen Räumen des Seminars wird er von trübseligen Lehrern mit viereckigen Köpfen Tag für Tag mehr zu einem grauen, trübseligen, viereckigen, bernischen Schulmeister gemodelt. Dagegen

[28]

Begert: «Ich werde nie müde werden, die Schule der Zukunft zu schildern, und könnte ich das, was ich sagen möchte, auch nur stammeln, nur in unbeholfener Weise andeuten. Das Bild einer vollkommeneren Schule, das ich in mir trage, beglückt mich tief. Um die-

ses Bild deutlicher zu zeigen, habe ich die Nachteile der heutigen Schule oft etwas drastisch dargestellt, was mir derjenige verzeihen wird, der mit mir die Sehnsucht nach einer besseren Welt teilt.» Zeno lacht: Das verzeiht man gern. «Schon sehe ich im Geiste überall individuell verschieden gefärbte, der Landschaft, der Tradition, dem Volkscharakter angepasste Erziehungsstätten entstehen.» Ja!

Fritz Jean Begert greift das bernische Schulsystem dort an, wo jedes staatlich organisierte Schulwesen angreifbar ist: bei der Unmöglichkeit, auf die individuellen Bedürfnisse und Fähigkeiten der Schüler und Schülerinnen einzugehen. «Hoch- und schwachbegabte Kinder müssen», kritisiert er, «die gleichen Aufgaben in der gleichen Zeit mit Hilfe der gleichen Lehrmittel in den gleichen Räumen lösen.» Auch wer anders unterrichten möchte, sei zu dieser «Gleichmacherei» gezwungen: «Wenn wir die Sensibilität der Kinder in Betracht ziehen, so bedeutet der heutige Schulbetrieb eine brutale Vergewaltigung ihres Seelenlebens.» Alle Kinder gleich viel leisten lassen zu wollen, sei eine Torheit: «Sind wir im Gebirge nicht froh, von einem Bergführer sicher geleitet zu werden, erwarten wir etwa, dass er auch gut auf der Orgel zu spielen versteht? Nein, das Privileg, Unmögliches zu verlangen, bleibt der Schule vorbehalten.» Die Schule leide oft «an einer zu grossen Anpassung an die utilitären Wünsche geistig unbedeutender Menschen». Begert nennt einen ganzen Katalog von «körperlichen und seelischen Bedürfnissen», die für Kinder «lebenswichtig» seien, in der heutigen Schule jedoch nicht gefördert werden könnten: Die Bedürfnisse nach Bewegungsfreiheit, nach Gemeinschaft, nach körperlicher Ertüchtigung, Abenteuern und Naturverbundenheit – er verweist auf den kindlichen Forscherdrang –, nach Erregung und Dämpfung, nach Sammlung, Selbsteinkehr, Träumerei, nach Hin-

[29]

gabe, nach sozialer Arbeit, Aufopferung, seelischer Erhebung, nach Besitz und nach Verfügungsgewalt. Dazu kommen die Schaffens-, Führungs- und Kampfbedürfnisse, die Sehnsucht des Kindes nach Schönheit und Reinheit. Auf den Einwand, es könne nicht Aufgabe der Schule sein, all diese Bedürfnisse zu berücksichtigen, erwidert Begert: «Wenn die Schule den Kindern jeden Tag sechs Stunden wegnimmt, so ist es ihre Pflicht, dafür zu sorgen, dass eine so lange Zeit sinnvoll ausgefüllt wird, ausserdem erstreben wir eine Bildung des ganzen Menschen, eine harmonische Entwicklung aller seiner guten Anlagen. Das Kind soll sich wohlfühlen und frei entfalten können. Solange die Schule nicht so eingerichtet ist, dass sich auch Dichter und Künstler darin wohlfühlen, ist sie wahrhaft unvollkommen.»

Deshalb stellt er gegen die staatliche Schule sein «differenziertes Gruppensystem». Dieses System soll «die individuelle Vermittlung des Wissens» und die «Wechselwirkungen

zwischen den Geschlechtern, den verschiedenen Berufen, den verschiedenen Alters- und Entwicklungsstufen» ermöglichen. Die starren Schulklassen, «ein Grundübel unserer Schulen», sollen zur Lösung bestimmter Aufgaben in Untergruppen aufgeteilt werden. Darin finden sich die Kinder nach ihren Neigungen und bilden eine Rangordnung, wobei Begert fordert: «Jeden an den ihm zusagenden und ihm gebührenden Platz und an die Spitze die Besten!» Für jedes neue Thema bildet sich eine neue Gruppe und sucht ihre neue Rangordnung: «In der von uns erstrebten Schule wird es keine starren Gruppen mehr geben. Oft werden sich zwar einige Schüler, die sich durch besondere Gemeinschaftsgefühle verbunden wissen, für längere Zeit zu gemeinsamer Arbeit zusammentun, aber daneben wird es für jeden Einzelnen unzählige Möglichkeiten geben. Die Labilität der Gruppen wird überaus gross sein. Wer unsere Schule besuchen wird, wird vielleicht drei Knaben im physikalischen Laboratorium tätig sehen, fünf in der Gärtnerei, zwei am See, sechs auf dem Feld, zwei in der Schreinerwerkstatt oder in der Töpferei, einen in der Bibliothek, vier im Wald.»

[30]

Wenn Zeno Zürcher in diesem Winter im Seminar Begerts Namen erwähnt, dann schütteln die Kollegen der oberen Promotionen allerdings nur den Kopf. Den Begert könne er vergessen, das sei doch auch so einer, so ein «Reformpädagoge». Solche hätten hierzulande keine Chance. Ob er noch nie etwas gehört habe vom Schneiderhandel, vom Seminarstreit um Ernst Schneider? Der sei nicht irgendein Schulmeisterlein aus dem hintersten Krachen gewesen, sondern seit 1905 Direktor am Oberseminar Bern-Hofwil: jung, gescheit, reformfreudig, mit Interessen für die Psychoanalyse, was damals als skandalös gegolten habe. Zehn Jahre lang habe er die Angriffe der altehrwürdigen Berner Lehrerschaft und ihrer politischen Adlaten erfolgreich abgewehrt. Dann ist der Krieg gekommen, die Lehrer mussten in den Aktivdienst, Schneider schickte seine ältesten Jahrgänge als Stellvertreter in die Dörfer, Berichte über deren Tätigkeit hat dann der kantonale Unterrichtsdirektor zum Anlass genommen, eine Expertenkommission einzusetzen, die wunschgemäss herausfand, dass das eigentliche Problem dieser halbausgebildeten Junglehrer Seminardirektor Schneider sei: Unter anderem habe er im Seminar einen Pazifisten als Hilfsreligionslehrer und einen Sozialdemokraten als Geschichtslehrerstellvertreter angestellt. Glaub's der Teufel. Man legte Schneider den Rücktritt nahe. Das war 1916. – Oder der Eymannhandel um den weitherum berühmten und begeisternden Pädagogen Fritz Eymann, der als ehemaliger Pfarrer von Eggiwil 1924 am Seminar Bern-Hofwil Religionslehrer wurde. Im gleichen Jahr hat er Rudolf Steiner in Bern über anthroposophische Pädagogik sprechen hören. Und weil ihm das imponiert hat, hat er die Anthroposophie zu studieren begonnen und ist ausserhalb des Seminars in den öffentlichen kulturpolitischen Diskussionen jener Zeit immer mehr für die Lehren Steiners eingestanden.

In den dreissiger Jahren ist Eymann deshalb zunehmend unter Druck der altehrwürdigen Berner Lehrerschaft und ihrer politischen Adlaten geraten. Schliesslich erledigte man die Sache nach bewährtem Strickmuster: Schulinspektoren nahmen den Schulbetrieb von Junglehrern, die Eymannschüler gewesen waren, nach Strich und Faden auseinander, fanden, wie sie sagten, Unordnung und Wirr-

[31]

warr in einer Anzahl dieser Schulstuben und deklarierten diesen Missstand wunschgemäss zur Auswirkung der anthroposophischen Theorien Eymanns. Glaub's der Teufel. Der Regierungsrat hat Eymann daraufhin entlassen. Das war Ende 1938. Und seit Anfang der vierziger Jahre, so erzählen die Kollegen aus höheren Promotionen, sei nun also auch der Primarlehrer Begert mit seinen Schriften schulreformerisch hervorgetreten, zwar nicht als Psychoanalytiker oder als Anthroposoph, dafür als Panidealist. Das sei dem Staate Bern alles Hans was Heiri. Nein wirklich, falls er, Zeno, im Bernbiet Lehrer werden wolle, sei es am gescheitesten, wenn er diesen Begert möglichst schnell vergesse. Hier sei die Schule seit jeher als Schlüssel zur Staatserhaltung betrachtet worden. Wer der Meinung sei, sie mit irgendwelchen Spintisierereien verändern zu müssen, werde abserviert. Zeno merkt sich's. Aber mit solchen Geschichten, denkt er, ist Begert nicht zu widerlegen. Und bei nächster Gelegenheit muss er herausfinden, was das ist, ein Panidealist.

Als er am letzten Samstag des Februars 1953 aus dem Hofwiler Internat nach Hause kommt, ruft ihm Walter vom Küchentisch her entgegen: «Hast du gesehen? Heute abend ist Begert in Bern.» Er wirft ihm den «Anzeiger» zu. Zeno liest das Inserat, das vom Berner Schriftstellerverein unterzeichnet ist: «Fritz Begert, ehemaliger Leiter der Lombachschule, spricht über das Thema: 'Sollen die Bauernkinder bei uns schreiben lernen oder wir bei ihnen?' (Tolstoi)». Am Abend sind die beiden Brüder um Viertel nach acht im Lyceum-Klublokal im zweiten Stock über dem «Café du Théatre». Einige Gesichter im Publikum kennen sie vom Büechermärit her, zum Beispiel das vergeistigte Chudermanndli, den Rhyn, oder den Hageren, den Heimann, der jetzt zu reden beginnt, es freue ihn sehr, ein langjähriges Mitglied des Vereins zu einem Thema sprechen zu hören, das alle Pädagogen und kulturell interessierten Menschen, die Schriftsteller aber insbesondere, fesseln müsse. Fritz Begert könne aus einer Fülle von Beobachtungen und Erfahrungen schöpfen und die Ausführungen über seinen Schreibunterricht mit den Kindern im Schangnau mit aufschlussreichen Proben

[32]

belegen. Dann steht Begert auf, wendet seinen imposanten Kopf mit dunkel umrandeten Augen, sensiblem Mund und starker, gerader Nase dem Publikum zu, blickt in die Run-

de, nickt lächelnd Freunden und Bekannten zu, streicht sich die langen Haare zurück und beginnt mit warmer Stimme zu reden: «Vo wäge mine Haar –», er sei im Bumbacher Schulhaus in der Gemeinde Schangnau, wo er zur Zeit wirke, kaum ein paar Wochen Lehrer gewesen, als ein Bauer, der auch Mitglied der Schulkommission sei, zu ihm gesagt habe: «Los, Schuelmeischter, wenn mir hätte gwüsst, dass du so längi Haar hesch, hätte mir di nit gwählt. Mir si drum hie konservativ.» Er habe darauf gesagt, er sei noch hundertmal konservativer als die Leute hier. Im Schangnau habe man die Lieder gern, die fünfzig Jahre alt seien. Er aber habe jene gern, die man vor fünfhundert Jahren gesungen habe und jene, die man vor tausend Jahren sang, seien ihm noch lieber. Mit den Haaren sei's das gleiche. Die moderne Saumode, die Haare abzuschneiden, habe Napoleon der Erste nach dem Ägyptenfeldzug eingeführt. Vorher habe man die Haare getragen bis auf die Schultern hinunter. Und bei den Römern hätten nur die Sklaven die Haare kurz tragen müssen. Und Wilhelm Tell, die alten Eidgenossen und später die Führer im Bauernkrieg anno 1653, der Schibi und der Leuenberger, die hätten sich alle geschämt, sich kurz scheren zu lassen. Schliesslich habe er beigefügt: «U de d'Puure uf de Jasscharte?», worauf der Bauer herzlich habe lachen müssen. Seither habe man sich im Schangnau an den langhaarigen Schulmeister gewöhnt. In der heiteren Stimmung, die sich breitmacht, beginnt Begert mit seinem Referat: «Allen pädagogischen Revolutionären ist es bis heute nicht gelungen, grundlegende Änderungen im allgemeinen Schulwesen herbeizuführen. Immer noch hat dieses einen stark nivellierenden, kollektivistischen, ganz und gar unkünstlerischen Charakter. Die bedrohlichen, beängstigenden Zustände in aller Welt lassen erkennen, dass die seit hundert Jahren gewaltig vermehrte Volksbildung durchaus nicht die erhofften Resultate gezeitigt hat.» Eine wirkliche, grundlegende Erneuerung des Schul- und Erziehungswesens ermögliche erst das differenzierte Gruppensystem.

[33]

Dann beginnt er aus seiner Schulpraxis zu erzählen, wie er die Kinder ihre Aufsätze schreiben lässt. Sozusagen ein Urerlebnis habe er gehabt, als einmal ein Kind auf einem Stück Papier einige Sätze auf berndeutsch geschrieben habe, genauso, wie sie ihm eingefallen seien. Da habe er begriffen, dass Kinder ganz anders erzählen können, wenn sie sich nicht an die starren Regeln der fremden, hochdeutschen Sprache halten müssen. Deshalb habe er damit angefangen, sie nicht mehr Aufsätze schreiben zu lassen, sondern lediglich anzuregen, sie sollten es aufschreiben, wenn sie etwas erlebt hätten. Dann liest Begert Beispiele aus den Kindernotizen, unter anderem Rösi Brunners «Sigithalersch Läbtig»: «Geschter hei si im Lade vom Sigithaler Froueli u Chrischte brichtet. Ds Peek Emmi u ds Schybe Chrigu Rosi. – Chrischte wär also däm Sigithaler Froueli der Maa gsy. Sie si zäme zwüsche Brächbüels u Peeks gwohnt, sie hei dert es alts chlys Tätschhüttli

gha. Das Froueli syg sturms gsy. Es heig der ganz Tag Holz gstole u zueche treit.» In Begerts schwungvoller Interpretation haben diese Texte in ihrer Echtheit und Direktheit eine Wirkung, die nicht nur die Brüder Zürcher verblüfft. Wenn man nicht wüsste, sagt einer neben ihnen, nachdem Begert geschlossen hat, dass das alles Kinder geschrieben hätten, man würde sagen, einzelne Passagen stammten vom Gotthelf oder vom Sime Gfeller.

Der Korrespondent des «Berner Tagblatts» schreibt über diesen Abend, Begert sei es gelungen darzutun, «welch schöne Möglichkeiten der Schule in der Erziehung zu wahrem Menschentum gegeben wären», und jener des «Bunds» schliesst seinen Bericht: «Möge unser Land diesem an der Zukunft bauenden Schweizer Erzieher bald eine Stätte schaffen, wo er zum Segen vieler unmittelbar wirken kann!»

4.

Am 2. April 1953 hat Fritz Jean Begert eine Postkarte an den Journalisten Neuenschwander nach Bern geschickt: «Wie froh bin ich, dass ich diesen Winter überstanden habe! – Ich war drei Tage in

[34]

Zürich und verbrachte vorgestern mit Hermann Hiltbrunner anregende Stunden.»

Ich stelle mir vor: Begert, nach dem Abendessen vor dem Haus, der Hogant majestätisch in der Abenddämmerung, kein Wölkchen am Himmel, es riecht nach Frühling. Dann noch einmal in die Schulstube, er beginnt am Lehrerpult Korrespondenz zu erledigen, wichtig ist, den verbliebenen Getreuen immer wieder Signale zu senden, dass er weiterhin mit geistig wertvollen Menschen wie dem Lyriker und Reiseschriftsteller Hiltbrunner in Kontakt und unentwegt tätig ist für die gemeinsame Sache. Gerade Neuenschwander, einer der treusten Begertianer, ist empfänglich für solche Signale, und ihn muss er pflegen: Neuenschwander hat ihn nach dem Referat vor dem Berner Schriftsteller-Verein beherbergt und danach in den «Emmenthaler Nachrichten» eine freundliche Besprechung des Abends veröffentlicht. Zuvor, im Januar, hat er über sein neues Buch, «Die Lombachschule», im «Berner Tagblatt» eine ganze Seite geschrieben, die von der «Bündner Zeitung» nachgedruckt worden ist. Damals hat ihm Begert per Postkarte für den «lebendigen Aufsatz» gedankt und beigefügt: «Sie haben unserem Werk in schöner Weise gedient!»

Unbefriedigend ist seine Situation trotzdem, mehr als unbefriedigend, zum Davonlaufen. Hier hinten experimentiert er isoliert an einer kleinen Oberschule mit dem differenzierten Gruppensystem, keinen Schritt weiter als vor zwanzig Jahren und wie damals ohne Öffentlichkeit und ohne Möglichkeit, über die Schulstube hinaus zu wirken. Die

Reaktionen auf seine «Lombachschule» sind zwar freundlich, aber eine Welle der pädagogischen Begeisterung, wie sie mitten im Zweiten Weltkrieg das «Bühl»-Buch auszulösen vermochte, hat diese neue Publikation nicht bewirkt. Was er in den vierziger Jahren aufgebaut hat, ist unwiderbringlich verloren. Er müsste, da macht er sich nichts vor, mit neuen Leuten noch einmal ganz von vorn beginnen. Aber wie?

Aus der untersten Schublade des Lehrerpults holt er, denke ich mir, wie häufig in den letzten Wochen, das «Panideal», das er auch

[35]

jetzt nicht in die Hand nehmen kann, ohne die Widmung des verehrten Meisters Rudolf Maria Holzapfel zu überfliegen: «Den Pilgern / die eine neue Erde suchen». Dann schlägt er die letzten Seiten auf, die pädagogische Pointe des umfangreichen Werks, die Skizze einer «Akademie der Ausnahmen», an der er sich zu orientieren versucht, seit er zum ersten Mal von ihr gehört hat, im Winter 1925/26. Damals, noch während seines dritten Jahres am Seminar Muristalden, fand er in Bern Anschluss an Gruppen von Studenten und Studentinnen, die sich in privatem Rahmen durch gemeinsame Lektüre und Diskussion weiterbildeten; Themen waren die Biografien von Leonardo da Vinci oder Albert Schweitzer, eine der Gruppen debattierte Schulreformen und eine andere Holzapfels «Panideal». Weil für ihn damals unter dem frömmlerischen Direktor Fankhauser die Befreiung von weltanschaulichen Zwängen vordringlich geworden war, schloss er sich der «Panideal»-Gruppe an. Sie hat sich dann häufig in Holzapfels Haus an der Elfenaugasse – dem heutigen Holzapfel-Weg – in Muri getroffen, weil Monika Holzapfel, eine der Töchter des Meisters, als Biologiestudentin Mitglied der Gruppe war – freilich ohne dass der Meister je in Erscheinung getreten wäre. Mehr als einmal hat Begert damals seinem diffusen, quälenden Leiden an der Welt mit drastisch nihilistischen Worten Ausdruck verliehen, so dass Monika Holzapfel ihn jeweils auslachte, ihm sei ja wirklich nicht zu helfen.

Mit dem «Panideal» in der Hand tritt Begert an ein Fenster seines Schulzimmers. Es hat eingenachtet. Im dunklen Tal schimmern die kleinen, verlorenen Lichter der verstreut liegenden Gehöfte: Dort lebt das Vreneli Rentsch, dort die Bertha Brunner, dort der Ernst Beyeler. «Meine Seele verlässt die Stätten der Wildheit», liest er, «wo die besten Kräfte und die grössten Schöpferanlagen, dem Zufall, der Stumpfheit, der Roheit preisgegeben, so oft verkümmern, erlahmen und zugrunde gehen.» Von diesem Zugrundegehen ist er immer wieder bedroht gewesen: Zwar wurde er im Frühling 1927 zum Primarlehrer patentiert, aber beim herrschen-

[36]

den Lehrerüberfluss war es für einen Seminarabgänger gänzlich aussichtslos, eine Stelle zu finden. Von Mai bis Ende Juli 1927 hatte er im Erziehungsinstitut Grünau bei Wabern, einer teuren Privatschule mit internationaler Schülerschaft und freiem Schulbetrieb nach englischem Vorbild, zu unterrichten. Im Sommer rief ihn die Mutter nach Hause: Vater sei nach einer falsch behandelten Brustfellentzündung schwer erkrankt, bleibe voraussichtlich längere Zeit arbeitsunfähig, er als ältester Sohn müsse einspringen. Bis zum Februar 1928 ging Fritz Jean Begert für seinen Vater ins Baugeschäft Frutiger in Oberhofen zur Arbeit. Der Vater blieb arbeitsunfähig. Nach einer dreiwöchigen Stellvertretung im Februar 1928 in Inkwil hatte er, damals Pazifist, in Bern in die Infanterie-Rekrutenschule einzurücken: Obschon er Schwindelgefühle bekommen habe – wie er viel später einem Journalisten erzählt hat –, als man ihm Bajonett und Ordonnanzgewehr aushändigte, habe er auf der Berner Allmend wochenlang fleissig den Gewehrgriff geübt. Jedoch hätten ihn damals vor allem die Schwalben, die die Kaserne umsegelten, die blauen Wegwarten auf der Allmend und die knallroten Früchte einer Eberesche auf dem Marsch nach Schwarzenburg beeindruckt.

Einmal hat Monika Holzapfel in der «Panideal»-Gruppe Begert um eine Porträtfotografie gebeten, die sie ihrem Vater – einem versierten Kenner der physiognomischen Lehre – zeigen wollte. Holzapfel wünschte daraufhin den jungen Mann zu sehen. Im Mai des Jahres 1928, erinnert sich Begert jetzt, wurde er unerwartet nach Muri gerufen; die Notizen, die er sich damals gemacht hat, sind ihm ein wertvoller Schatz geblieben: «Unbeschreiblich waren mein Erstaunen und mein Schreck darüber, dass der grösste lebende Meister der Menschheitskunst – so hatte ihn Romain Rolland genannt –, einer der grössten Forscher aller Zeiten, mich, der ich noch nichts geleistet hatte, der ich mich im armseligsten seelischen Zustand befand, kennen lernen sollte. (...) Nachmittags wurde ich zu Holzapfel geführt. Monika öffnete die geheimnisvolle Tür mit leuchtenden Augen. Ganz gefesselt blickte ich in das andächtige

[37]

Zimmer, wo sich der grosse heilige Forscher ganz langsam aus seinem Sessel erhob, ohne aufzublicken, das ernste Schöpferantlitz umwallt von langen silbernen Haaren. Er trug ein Hauskleid, einer Mönchskutte ähnlich, und war gegürtet. Ich sagte kein Wort, denn ich wusste nicht, wie ich ihn begrüssen, wie ich ihn anreden sollte. Er wies mir mit seiner rechten Hand einen Platz an, und wie ich ihm nun gegenüber sass, hatte er sein erhabenes Antlitz mir zugewandt. In seinen dunkelbraunen Augen lag eine riesige Sicherheit und Festigkeit, und es leuchteten daraus die Geheimnisse verborgener heiliger Welten.» Holzapfel, so scheint ihm heute, hat damals wie ein gewaltiger Prophet mit einer Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit zu ihm gesprochen, als ob er vor einem ganzen

Volk gestanden wäre: «Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen einem primitiven Pflug und einem Aeroplan. Bevor man aber einen Aeroplan konstruieren konnte, waren ungeheuer viele wissenschaftliche, technische Kenntnisse erforderlich, die selbst ein Lionardo nicht besass. Wie sollten, um im geistigen Leben neue Formen, etwas Neues, Grossartiges schaffen zu können, nicht auch unerhört viele wissenschaftliche Kenntnisse erforderlich sein?» Holzapfel sprach, erinnert sich Begert, mit eindrucksvollen Gebärden, mit herumfahrenden, kreisenden Armen, mit sprechenden Händen und Fingern. Er setzte gleichsam die ganze Welt in Bewegung, sammelte mit den Händen, trennte, verband, ordnete, formte, baute auf: «Ein Menschenleben genügt zur Erneuerung der Kultur nicht. Dazu braucht es Jahrhunderte, Jahrtausende geduldiger wissenschaftlicher Arbeit. Das Wesentliche war, den ersten Schritt auf eine höhere, bessere Stufe zu tun, den ersten Schritt. Weder Schopenhauer, noch Kant, noch Nietzsche, niemand hat vor mir diesen ersten Schritt getan.»

Im Laufe des Jahres 1928 wurde der 21jährige Fritz Jean Begert nach und nach in den engeren Kreis um Holzapfel aufgenommen. In dessen Haus, wo er nun ein gerngesehener Gast wurde, lernte er Holzapfels Frau kennen, Bettina Holzapfel-Gomperz, eine hochgebildete Wienerin, die ihren seit vielen Jahren leidenden Mann

[38]

selbstlos und aufopfernd pflegte. Er lernte den 45jährigen Wladimir Astrow kennen, der eigentlich Wladimir Zwonkin hiess und wie Holzapfel jüdischer Herkunft war. Die beiden hatten sich 1898 in Cherson in Südrussland kennengelernt. Astrow hatte dann Holzapfels «Panideal» aus dem Deutschen ins Russische übersetzt und war seinem verehrten Meister später in die Schweiz gefolgt.

Am 22. März 1929 schliesst Begert eine Stellvertretung auf der Egg in Grünenmatt-Lützelflüh ab. Drei Monate hat er dort für den schriftstellernden Lehrer Simon Gfeller unterrichtet, der dem Todessturz seines Grossvaters eine Erzählung gewidmet hat. Tags darauf begegnet er in Holzapfels Haus erstmals dem vierzehn Jahre älteren Publizisten Hans Zbinden, der ihm zum wichtigen Weggefährten im Kampf für den Panidealismus werden wird. Am gleichen Tag ist es zu jenem Gespräch mit Holzapfel gekommen, das ihm den Weg gewiesen hat. «Ich gebe Ihnen den heiligen Franz von Assisi zum Vorbild», sagte Holzapfel damals. «Franziskus war ja kein philosophischer Kopf, und dennoch vermochte er auf die Menschen mächtig zu wirken. Die religiöse Anlage ist wichtiger als die wissenschaftliche Schulung. Ein Mensch wie Franziskus könnte mit dem Panideal in einem Jahr die ganze Menschheit erobern. Glauben Sie, dass unter meinen Schülern einer ist, der auch nur zwei Drittel vom heiligen Franz ausmacht? Wladimir Astrow ist vielleicht noch der stärkste. (...) Ich will übrigens das Verdienst derer, die bis jetzt allein

für das Panideal gearbeitet haben, niemals geringschätzen. Sie können ja nichts dafür, dass ihre Anlagen nicht denjenigen der grossen Apostel gleichen. Ich habe meine Freunde sehr lieb und verhalte mich zu ihnen wie zu meinen eigenen Kindern. (...) Ich hoffe sehr, in meinem Leben wenigstens eine oder zwei wirklich apostolische Naturen zu finden, sonst würden sich auch die intelligenteren Menschen schliesslich einbilden, dass das Panideal überhaupt nicht zu popularisieren sei, und das Werk bliebe liegen. Vielleicht erst nach Jahrhunderten würde es wieder aus einer Bibliothek gegraben und die Menschheit davon erfasst. Aber denken Sie: Wieviel Zeit ginge da verloren, was dies für die

[39]

Menschheit für einen Verlust bedeuten würde!» In dieser Stunde hat ihm Holzapfel die Grösse und die Wichtigkeit seiner zukünftigen Aufgabe unauslöschlich ins Bewusstsein gebracht. Und als er beifügte: «Ich kann es Ihnen nur andeuten. Sie müssen es innerlich erfassen und ergänzen. Aber in Ihnen glaube ich einige wertvolle Anlagen entdeckt zu haben», sah Begert seine Zukunft klar vor sich: Er wollte Holzapfels Lehre, den Panidealismus, in die Schulen und so in die Herzen der zukünftigen Generationen tragen.

Begert kehrt ans Lehrerpult zurück und liest weiter: «Meine Seele schaut eine neue, eine panidealistische Kultur, in der das Suchen, Finden, Fördern schöpferischer Geister zur Hauptquelle der Erziehung geworden ist, in der alle Ströme der pädagogischen Tätigkeit Ursprung haben.» Damals hat ihn Holzapfel unterstützt, als es darum ging, sich ein Arztzeugnis zu beschaffen, das eine Kur im Lungensanatorium Heiligenschwendi ob Thun als nötig erscheinen liess, was eine medizinische Untersuchungskommission veranlasste, ihn, den Pazifisten, vorzeitig aus der Armee zu entlassen. Und wieder unterstützt hat Holzapfel ihn, als er sich nach Orselina im Tessin zurückziehen wollte, um sich ungestört dem Studium des «Panideals» hingeben zu können. Damals begann er sich intensiv mit Holzapfels Idee der «Akademie der Ausnahmen» auseinanderzusetzen, diesem Zentrum panidealistischer Welterlösung, in dem die schöpferische Arbeit auf allen Gebieten der menschlichen Seele und die individuellen Entwicklungsweisen der geringeren und grösseren Begabungen ergründet werden sollten samt den Bedingungen, unter welchen deren Vervollkommnung und deren Wirken am besten gedeihen würden. Hier, in diesen ernsten, edlen Bauten, die Holzapfel vor seinem geistigen Auge zwischen einem Kranz von grösseren und kleineren Gärten und mächtigen Baumgruppen hervorschimmern sah, hier sollten die von den grossen Seelenkennern, den «Geniefindern», wie er sie nannte, erkannten genial Veranlagten und schöpferisch bereits Entwickelten ihrer grösstmöglichen Vervollkommnung entgegengeführt werden. Aber nicht eine verblendete Elite sollte der Panidealismus hervorbringen, nein, gerade der Akademie der

Ausnahmen würde die grosse Aufgabe obliegen, die Arbeitsweisen

[40]

geringerer Berufe und mittelmässiger Menschen aufs genauste zu erforschen und die Bedingungen zu finden, unter denen sich auch die Schaffenskräfte des Durchschnitts und der Geringsten erfüllen könnten. Jene aber, die in der Wissenschaft und Kunst des praktischen Gesellschaftsgestaltens hervorragen würden, hätten die Pflicht, für die Sache des Panidealismus in die Welt hinauszutreten, um den edlen Kampf gegen die Nachfolger der Aristokratie und des Kapitalismus, gegen die noch rücksichtsloseren Bedrücker der «Kakokratien» aufzunehmen.

Am 27. April 1929 erreicht Begert in Orselina die Meldung vom Tod seines erst 48jährigen Vaters, dieses lebensfrohen Mannes, von dem er die Freude am Singen geerbt hatte. Nach anderthalbjährigem Krankenlager, für das keine Krankenkasse aufgekommen ist, war er in Hilterfingen gestorben. Begert reist zur Beerdigung nach Hause. Zwar hört er in diesen Tagen die Mutter von finanziellen Sorgen reden, allein, er begreift sie nicht. Geht es jetzt für ihn nicht um viel Bedeutenderes? Sie wolle wieder als Schneiderin zu arbeiten beginnen, sagt sie ihm, die Kinder – der Jüngste, Willy, ist 17 – sollten helfen, wie sie könnten. Nach Vaters Beerdigung ist Begert zu seinen Studien ins Tessin zurückgekehrt. Finanziell, so müsste er sich jetzt ehrlicherweise eingestehen, hat er von allen die Mutter am wenigsten unterstützt, nicht, weil er nicht gewollt hätte, sondern weil er kaum je Geld übrig hatte. Nachdem er später im Jahr aus dem Tessin zurückgekehrt war, hatte er zwischen den Stellvertretungen für Wochen arbeitslos zuhause gelebt. Aussicht auf eine feste Anstellung als Lehrer, die doch Voraussetzung für längerfristige panidealistische Schulexperimente gewesen wäre, bestand weiterhin nicht. Als ihm vom 17. bis zum 19. Juli die «unendliche Beglückung», wie er damals notierte, zuteil wurde, drei Tage im Holzapfel-Haus in Muri weilen zu dürfen und ihm Holzapfel von seiner Kompositionsarbeit, der vierstimmigen Vertonung der ersten drei Terzinen aus dem dritten Gesang der Hölle von Dantes «Göttlicher Komödie» erzählte, fiel ihm die zunehmende Hinfälligkeit des Meisters auf. An dieses Bild erinnert er sich deut-

[41]

lich: Holzapfel, obschon erst 54jährig, im Rollstuhl in einer windgeschützten Ecke des Elfenauhölzlis sitzend und in die Weite träumend, im Angesicht der sinkenden Sonne am Horizont, da sich die Abendschatten sachte auf die Wipfel senken.

Im November arbeitete Fritz Jean Begert für drei Wochen in Oberstocken bei Amsoldingen, am 22. Januar 1930 trat er eine Stellvertretung in Oberhofen an. Um den 10. Februar erreicht ihn die Nachricht von Holzapfels Tod, von dem er gewusst hatte,

dass er während des ganzen Winters nicht mehr hatte aufstehen können. Zur Gedenkfeier am 16. Februar fährt er nach Bern. Von nah und fern sind die Freunde und Verehrer herbeigeeilt, um in einer stillen Stunde des toten Meisters und Führers zu gedenken. Nach dem Orgelspiel – dem Adagio aus der Toccata in fis-moll von Johann Sebastian Bach, einem Lieblingsstück Holzapfels – ergreift Hans Zbinden das Wort und gibt einen kurzen Abriss über das Leben des Dahingegangenen. «In der ehemaligen polnischen Königsstadt Krakau, die damals österreichische Provinzhauptstadt war», beginnt er, «ist Rudolf Maria Holzapfel am 26. April 1874 als Sohn deutschösterreichischer Eltern geboren. Sein Vater war Kreisarzt, ein Mann von seltener Güte und Selbstlosigkeit, der sich in seiner Sorge für die Kranken frühzeitig aufrieb und sich die Verfolgungen von Machthabern zuzog, als er gegen deren Übergriffe unschuldige Armut in Schutz nahm. Tief war das Mitgefühl des kleinen Knaben mit seinem über alles geliebten Vater, dessen Leid und bittere Vereinsamung er mit allen Fasern seines kindlichen Herzens fühlte.» Beim Tod seines Vaters sei Holzapfel zwölf gewesen, habe eine Berufung zum Dichter gespürt, sei aber von der Not gezwungen worden, das Gymnasium zu verlassen, um für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Mit sechzehn sei er, getrieben von einem jugendlichen ungestümen Drang nach weiten Fernen und in der Hoffnung, sich die Mittel für ein späteres Studium an der Universität zu erwerben, nach Südafrika ausgewandert und habe schwer unter der rücksichtslosen Ausbeutung durch seine beiden Reisebegleiter zu leiden gehabt. Er habe sich in Kapstadt als Verkäufer in einem Laden für alte Kleider und als Pianist in einer

[42]

Matrosenbar durchgeschlagen. Trotzdem sei er schon frühmorgens um vier aufgestanden, um bis Tagesanbruch in seinen Büchern Antworten auf die ihn bedrängenden religiösen und sozialen Fragen zu suchen. In diesen Jahren habe er Hunger und Unterdrückung kennengelernt. Ein Hilferuf seiner Mutter, die in schwere Bedrängnis geraten sei, habe ihn schliesslich zur Rückkehr bewogen. «Als der Jüngling, an der Reeling stehend, an den Hafendämmen Kapstadts vorbeifährt», sagt Zbinden, «erschallen plötzlich die lauten Rufe der dort arbeitenden Negerscharen, die ihn mit leidenschaftlichen Gebärden grüssen. In all der Zeit seines Aufenthaltes in Südafrika hatte er immer wieder die armen, von den weissen Unternehmern furchtbar misshandelten Neger in Schutz genommen, und ihr tiefes Vertrauen gewonnen. ‘Du bist schön, weisser Mensch, du bist gut, weisser Mensch’, sagten sie in inniger Dankbarkeit zu ihm.» Zurück in Europa, sei er mit seiner Mutter nach Zürich gezogen, um dort als Werkstudent beim positivistischen Erkenntnistheoretiker Richard Avenarius, dem Schöpfer des «Empiriokritizismus», zu studieren. Nach dessen überraschendem Tod im August 1896 habe Holzapfel sein Wanderleben wieder aufgenommen und, unter Aufbietung aller Kraft gegen furchtbares

Elend und drohenden Tod kämpfend, einige Zeit als Setzer in einer Missionsdruckerei in Whitechapel gearbeitet, einem damaligen Elendsviertel Londons, in dem viele jüdische Emigranten lebten. «Hätte er nicht damals vor sich einen Weg gesehen, der zu einer positiven Antwort auf seine Fragen führen sollte, er hätte diese Hölle von London nimmer lebendig verlassen», ruft jetzt Zbinden aus. 1898 habe es ihn dann nach Cherson in Südrussland verschlagen, wo er in drei Jahren die erste Fassung seines Hauptwerks, des «Panideals», geschrieben habe. Mit dem fertigen Manuskript in der Tasche sei er 1901 zum ebenfalls positivistisch ausgerichteten Physiker und Erkenntnistheoretiker Ernst Mach nach Wien gereist, der eben seine bedeutendste Arbeit, «Die Analyse der Empfindungen und des Verhältnisses des Physischen zum Psychischen», veröffentlicht hatte, nun für das «Panideal» ein Vorwort verfasste und zu

[43]

Holzapfel gesagt habe: «Ihre Forschungen sind bahnbrechend, erwarten Sie nicht, dass Sie bald verstanden werden.» 1903 schliesslich habe Holzapfel hier, in Bern, promoviert über «Wesen und Methoden der sozialen Psychologie». Im gleichen Jahr habe er die künstlerisch begabte Bettina Gomperz, Tochter des bedeutenden österreichischen Philologen und Philosophiehistorikers Theodor Gomperz, kennengelernt. Nach der Heirat habe das Paar teils in Paris, teils in Österreich, teils in Italien gelebt, seit Ausbruch des Ersten Weltkriegs in der Schweiz, zuerst am Genfersee, seit 1921 zusammen mit den beiden Töchtern Myrrha, geboren 1905, und Monika, geboren 1907, dauernd in Muri bei Bern. Hier habe Holzapfel 1928 sein zweites Hauptwerk, «Welterlebnis», abgeschlossen. Zwar habe in den letzten Jahren der französische Schriftsteller Romain Rolland Holzapfel, unterstützt von zahlreichen führenden Persönlichkeiten Europas, aufs ausdrücklichste für den Nobelpreis vorgeschlagen – allein vergeblich. «Das Leben war schön, aber das Sterben ist auch schön», sei eines seiner letzten Worte gewesen, bevor sein Mund am 8. Februar für immer verstummt und das wundervolle, wie von Himmelsleuchten strahlende Auge für immer erloschen sei. Zbinden schliesst: «Unser aber, die wir Kinder seiner Zeit, Zeugen seines Wirkens sein durften, harrt eine grosse Aufgabe; unabsehbare Felder hat er uns zur Beackerung erschlossen. Sein Leben und sein Tod sind wie eine machtvolle Aufforderung, in den von ihm gebahnten Pfaden weiter zu schreiten, seine Saat in alle Länder zu tragen, damit sie, wie er es prophetisch geschaut und geschildert, immer mehr blühende Wirklichkeit werde, damit der Geist einer erneuerten Menschheit in Wunderwerken der Kunst und Architektur, der Musik, der Dichtung und des lebendigen Gemeinschaftswirkens Gestalt gewinne, in ‘Völkern des Geistes’, vom Hauch eines neuen Ewigkeitsglaubens durchweht.»

Nun tritt Wladimir Astrow, der erste Weggefährte Holzapfels, vor die Trauergemeinde

und beginnt den philosophischen Werdegang des Toten zu schildern. Wo Holzapfel in seiner Jugend hingeschaut habe, sagt er, habe er die wichtigsten Kräfte des Lebens, alle

[44]

Ziele und Ideale unversöhnlich gegeneinander gerichtet gesehen, alles sei atomare Zersplitterung, Einseitigkeit, chaotische Wirrnis, unorganische, unkünstlerische Verquickung widersprechendster Gegensätze und Sonderregungen gewesen. Moral und Kunst, Persönlichkeit und Gemeinschaft, Rationales und Irrationales, Glauben und Wissen, Wirklichkeit und Phantasie, Erde und Himmel – alles habe einander bekriegt und sich gegenseitig gehemmt. Das Chaos im Innern der Seelen sei ihm noch hoffnungsloser erschienen als im äusseren Leben, in den sozialen Verhältnissen, und doch habe gerade dieses innere Chaos die tiefste Voraussetzung und Ursache des äusseren gebildet. So habe Holzapfel seine eigenartige Methode psychologischer Erkenntnis geschaffen, die das Typische und Individuelle nicht mehr zerklüfte, sondern organisch und schrittweise von den gemeinsamen Wesensmerkmalen und allgemeinsten Gesetzmässigkeiten der Seelenvorgänge bis zu ihren individuellsten und kompliziertesten Gestaltungen vordringe und gerade darum bei der Ergründung des Bestehenden nicht haltmache. So, auf tiefste und umfassende Erforschung der Wirklichkeit gestützt, dürfe sich diese Methode trauen, die in der Seele schlummernden Möglichkeiten höherer und vollkommenerer Entfaltung mit fast visionärer, gleichsam wissenschaftlich-prophetischer Phantasiegewalt ans Licht des Bewusstseins zu heben, um solcherweise den neuen Wegweiser der Entwicklung in einem einzigen grossen Ideal, dem Panideal, aufzurichten und in der Gegenwart bahnbrechend die in ihr sprossende Zukunft zu gestalten. «Dein Geist», ruft Astrow, «o heimgegangener Führer, walte in uns! Dein Schaffen und Seelenweben, das dem Tod nicht verfallen ist, entfalte in uns die Keime der Vollendungsliebe, erhelle unsere verschleierten Blicke, auf dass wir das unvergängliche Licht der Sonne des Höchsten immer klarer erschauen!» Als nun die Orgel mächtig das erste Thema von Bachs Kunst der Fuge intoniert, weiss der ergriffene Fritz Jean Begert, dass ihm als Pädagogen mit dieser Stunde Holzapfels Vision einer Akademie der Ausnahmen unverbrüchlicher Auftrag geworden ist. Durch das Verstummen des Meisters sind ihm dessen Worte, die er in den letzten zwei Jahren von ihm empfangen hat, zum Vermächtnis geworden.

[45]

In der Zwischenzeit allerdings ist es spät geworden. – Begert wird im Bumbacher Schulhaus gedankenversunken das «Panideal» geschlossen und wieder in die unterste Schublade des Lehrerpults gelegt haben. Tief durchatmend, stelle ich mir vor, trat er für einen Augenblick in die Nacht hinaus. Wenn er nicht resignieren und hier hinten als Dorfschulmeister versauern wollte, das wird ihm in diesem Frühling 1953 immer klarer ge-

worden sein, dann musste er, trotz der ganz und gar unsicheren Zukunftsperspektiven noch einmal aufbrechen im Dienst von Holzapfels Panideal.

5.

Daran erinnert sich Michael Begert: Dass die Lehrersfamilie im Bumbach den Bauern beim Heuen geholfen habe, dass man an heissen Tagen in der Emme im Talgrund baden gegangen sei und dass die Kinder ihre Eltern ab und zu begleiten durften an die sonntagnachmittäglichen Volksfeste zuhinterst im Tal, im Kemmeribodenbad. Sogar seine Mutter habe mit der Zeit langsam dazugehört, wenn es dort hoch hergegangen sei: Serviertöchter, ihre Tabletts mit Bierflaschen und Schinkentellern durchs Gedränge balancierend, handorgelnde und bassgeigende Musiker, Jauchzer bis an die Flühe hinauf. Ein Bauer stösst Beatrice Begert, der Ausländerin, der schönen Griechin, den Ellbogen in die Seite: «So, gö mer ees ga tanze!» Sie erträgt seine rauhe Freundlichkeit, wie sie es zuvor drei Jahre lang ertragen hat, dass sie im Tal als Auswärtige nicht einmal gegrüsst worden ist. Nach dem Tanz spendiert der Bauer Meränggen, von denen es hier weitherum die grössten gibt. Michael und Alki, Nidle bis an die Ohren, strahlen. Am Nebentisch prahlen die junge Sennen. «I bi em Tüüfu us der Pfanne gumpet, wo ner het Halungge gchochet!», ruft einer. Ein anderer: «Uf jede Fau: Was a Galge ghört, ersuuft nid!» Und ein dritter spottet: «Es zwänzgjährigs Chalb git e kei gueti Chue meh!» Begert hört zu, merkt sich's für sein geplantes «Schangnau»-Buch: Wer den Leuten

[46]

hier aufs Maul schaut, denkt er, besitzt nachher Materials genug, um all seine Sprachscheunen zu füllen.

Spätestens in diesem Frühsommer hat sich Begert endgültig entschlossen, seine Bumbacher Stelle zu kündigen. Es muss ein einsamer Entscheid gewesen sein. Beatrice Begert-Demetriades kann sich nicht erinnern, dass ihr Mann sie damals um ihre Meinung gefragt hätte: In der Frage der Kündigung, Begerts Entscheid gegen die sichere Staatsstelle und für das neuerliche, brotlose Dasein eines freien Schriftstellers, hat sie kein Mitspracherecht erhalten. Weil Gespräche über die praktischen Dinge nicht stattgefunden hätten, habe sie immer wieder versucht zu handeln und sich im Alltäglichen durchzusetzen. «Ich habe Jean gegenüber – weil ich seine Art rasch erfasst habe – jedes Wort und jeden Moment, wo ich etwas anbringen konnte, wirklich sehr gut überlegt.» – Begert mag damals darüber nachgedacht haben, dass es in seinem bisherigen Leben immer wieder ohne Sicherheiten hatte gehen müssen. Von der Hand in den Mund, ein Weg zeigte sich immer, das war doch normal, auch damals, zu Beginn seiner Lehrertätigkeit, jahrelang. Nach der Stellvertretung von Oberhofen zum Beispiel ging er im April 1930 für drei Monate nach Schwanden ob Sigriswil, dann war er arbeitslos, studierte die

Geschichte der deutschen Reformpädagogik, lernte aus Sekundärliteratur erstmals Peter Petersens Gruppenversuche an der Universität Jena kennen. Solche Studien brachten freilich keinen Verdienst, die Mutter schimpfte ihn einen Taugenichts, im Oktober ging er für zwei Monate in das Erziehungsheim Bächtelen in Wabern. Dann wieder arbeitslos. Ab Februar 1931 Privatlehrer der 13jährigen Tochter des Musikdirektors und Organisten an der Kirche St. Moritz; der Monatslohn betrug zehn Franken. Kaum war er dort, verlor der streitbare, eitle Musiker, der unter anderem eine Messe mit achtstimmigen Chören komponiert hatte und sich seither als «grössten Kontrapunktiker der Gegenwart» verstand, seine Stelle, weil er sich erfrecht hatte, auf der Orgel Wagner und Beethoven zu spielen. Gemeinsamer Umzug nach Zürich-Oerlikon, wo sich Begert bis September

[47]

bemühte, die Tochter, einen schwer erziehbaren Trotzkopf, wie er sie in einem Aufsatz später beschrieb, durch Vermittlung «höchster menschlicher Vorbilder» zu einer inneren Wandlung zu führen. Mehr als ein halbes Jahr im Dienst eines einzigen Kindes zu stehen und kaum entlöhnt zu werden, das ist für Begert ein Exerzitium im panidealistischen Sinn gewesen. Ab November dann drei Monate an der Oberschule Dürrenast in Thun, im Februar und März 1932 zwei kurze Stellvertretungen in Biel, danach vier Monate in Ins.

Während der Herbstferien leitet Fritz Jean Begert zwei Knabenkolonien der Stadt Thun auf dem Bühl ob Walkringen im Emmental. Es gelingt ihm, eine lärmende, ungestüm die Ferienfreiheiten ausnützende Horde von 65 Buben durch Bildung sinnvoll zusammengesetzter Arbeitsgruppen so zu organisieren, dass die unzähligen, im Massenbetrieb unvermeidlichen Konflikte ausgeschaltet werden können. Diese Kolonien sind Begerts erste Schulexperimente gewesen, die den Namen «panidealistisch» verdient haben. Allerdings war es in Anbetracht der damaligen staatlichen Attacken gegen seinen ehemaligen Religionslehrer Eymann, den Anthroposophen, klüger, Reizwörter, die auf eine gewisse kulturphilosophische Unabhängigkeit hinwiesen, in der Öffentlichkeit überhaupt zu vermeiden. Deshalb hat er am Schluss des «Bühl»-Buchs lediglich diskret erwähnt, dass die Gruppenbildung allein nicht genüge für einen differenzierten Unterricht: «Es braucht ein klares Weltbild, eine einheitliche Weltanschauung, religiöse Vorbilder, ein differenzierendes Gewissen, kultivierte Unterrichtsräume, eine gute Auswahl des Lehrstoffes, künstlerische Unterrichtsweisen, von heiligem pädagogischem Eifer erfüllte Erzieher, um die Kinder in eine schöpferische Stimmung zu versetzen und sie seelisch bedeutend zu entwickeln.» Danach ist er wieder arbeitslos, bevor er ab Mitte Januar 1933 bis Schuljahresschluss im Frühling für eine Stellvertretung nach Ursenbach kommt.

Alle seine Bemühungen sind damals der Suche nach Wegen im Dienste einer menschli-

cheren Pädagogik gewidmet gewesen, wie sie Holzapfel vorgezeichnet hat. Ein Suchen und ein Forschen ist

[48]

alles geworden, seit man dem verstummten Meister im Mettlenhölzli bei Muri eine Kapelle errichtet und seinen mumifizierten Leichnam in der Gruft aufgebahrt hat. Wie vormals der Meister tragen nun auch seine Jünger breitkrempige, schwarze Hüte und knapp schulterlange Haare. Und bis über die Grenze der Blasphemie hat damals Astrow den Toten zu einem Religionsstifter stilisiert: «Soll ich Ihnen nun von den äusseren Schicksalen dieses Heldenlebens und dieser Heiligenlegende in einem erzählen, von den Leidensstationen seines grausen Martyriums, das bitterer war als der Schierlingsbecher des Sokrates, denn er musste ihn nicht nur einmal, sondern Tag für Tag und Tropfen für Tropfen leeren, grausamer als der Kreuzestod, denn er war ein Leben lang an das Marterholz genagelt?» Zu neuer Orientierung vertieften sich Holzapfels Getreue in dessen umfangreichen schriftstellerischen Nachlass, worin sich Texte wie etwa jener über «Die panidealistischen Arbeitsgemeinschaften und die Kultur der Zukunft» fanden. Darin hat Holzapfel als «Voraussetzung einer Wandlung im Bereiche der Seele und der geistig sozialen Beziehungen» deren wissenschaftliche Begründung bezeichnet: «Die neue Ergründung der Seele und ihrer tiefsten Bedürfnisse musste in dieser Weise vorgenommen werden, dass man aus ihr mit Deutlichkeit das Herannahen einer neuen Seelenkultur erschauen kann: das Fühlen und Schaffen einer kommenden Menschheit, ihr ethisches und religiöses Verhalten, die Gestalten ihrer Kunst und Kulte, die Form ihres Besitzes und der erotischen Beziehungen, das Wesen ihrer Heiligen und Gemeinschaftsgebilde.» Mit dem «Panideal» und dem «Welterlebnis» seien nun aber die «objektiven Schaffensgesetze» aufgedeckt, die «ein völlig neuartiges religiöses Verhalten» ermöglichten, «welches die berechtigten irrationalen Bedürfnisse unseres Tiefbewusstseins befriedigt, ohne mit den objektiven Erfahrungen des Lebens und der wissenschaftlichen Erkenntnis in Widerspruch zu stehen». Hier hätten nun die panidealistischen Gemeinschaften der Zukunft, die Holzapfel an anderer Stelle beschworen hat, ihre Aufgabe, «der Erziehung und Herausbildung des neuen, vollkommeneren Men-

[49]

schen» zu dienen. Herausbildung eines neuen, vollkommeneren Menschen durch Erziehung; Weltveränderung mittels pädagogischer Einflussnahme auf den einzelnen Menschen: Das war unterdessen das Programm des Lehrers Begert.

Kurz nach Holzapfels Tod sind dann «Panidealistische Gesellschaften» gebildet worden, zuerst in Bern, dann in Zürich; schliesslich kommt es zur Gründung einer «Internationalen Panidealistischen Vereinigung» und, gut vier Jahre nach Holzapfels Tod, zu einer

eigenen Zweimonats-Zeitschrift. Am 26. April 1934 – zu Holzapfels sechzigstem Geburtstag – erscheinen unter der redaktionellen Leitung von Astrow und Zbinden zum ersten Mal die «Blätter für Panidealistischen Aufbau» mit dem Titel «Wandlung». Im Geleitwort steht: «Was wir wollen, ist Wandlung: Wandlung des inneren Menschen, Wandlung der äusseren Verhältnisse. Die bisherigen Lebenswege sind nicht mehr gangbar; kalt und nah atmet uns der Abgrund entgegen, zu dem sie führen. Ein Zurück gibt es nicht; die Krisen und Irrgänge von heute sind die natürliche Folge des Geistes von gestern. Wollen wir eine lichtere Zukunft, so müssen wir neue Ziele und Wege suchen, nach neuen Leitsternen Ausschau halten. Was wir brauchen, ist grundhafte Wandlung, Wandlung aus dem Geiste neuer, vollkommenerer Ideale.» So hat Holzapfels Anhängerschaft in Bern versucht, sein weitreichendes Gedankengebäude weiterzudenken in zunehmend dunkler Zeit: Astrow, Zbinden, Bettina Holzapfel, Hans Rhyn, die Gebrüder Otto und Erwin Hausherr – ersterer Arzt und späterer Ehemann von Holzapfels älterer Tochter Myrrha, letzterer Optiker, unter dem Pseudonym Rudolf Herwin einer der fleissigsten Autoren der «Wandlung». Und Begert hat, als weitaus jüngster, mit ganzer Kraft mitgearbeitet. Bereits für die erste Nummer der «Wandlung» verfasst er einen Beitrag mit dem Titel «Vom Einfluss der Gruppen in der Erziehung», worin er einen Grundgedanken des späteren «Bühl»-Buchs vorweggenommen hat: «Würden die heutigen Schulklassen nach und nach durch individuelle Arbeitsgemeinschaften ersetzt, so fiele es leichter, die tiefsten Bedürfnisse aller Kinder zu

[50]

befriedigen, und dabei würden sie viel lenksamer.» Die Publikation der «Wandlung» ist im Frühjahr 1940 eingestellt worden, weil durch Zensur und Krieg eine Auslieferung an den im Ausland lebenden Teil der Leserschaft teils erschwert, teils gänzlich verunmöglicht worden ist.

So habe er, könnte sich Begert seine bevorstehende Kündigung plausibel gemacht haben, ohne irgendwelche Sicherheiten in jahrelanger Anstrengung zu den grundlegenden pädagogischen Einsichten in Holzapfels Nachfolge gefunden, denen es heute so gut wie damals gelte, zum Durchbruch zu verhelfen. Immerhin habe er mit seinen Aufbrüchen immer wieder Bedeutendes geschaffen. Durch so viele Zweifel, so viele Unmöglichkeiten sei er gegangen. Unbeirrt, unbeirrbar. Dies müsse ihm auch heute weiterhin Verpflichtung sein. 1933 hat er nach der Stellvertretung in Ursenbach, erneut arbeitslos, um den Vorwürfen der Mutter zu entgehen, im Schneggenbühl in Hilterfingen ein Zimmer gemietet und darin mit wenigen Buben seine erste Privatschule eingerichtet. Diese Erfahrung führt ihn später zu seinem «pädagogischen Bekenntnis» für eine «natürliche, differenzierte Unterrichtsweise», die er 1943 unter dem Titel «Lebendige Schule» veröffent-

licht. Immer hat er für die grosse Sache gearbeitet, auch in Zeiten des Zweifels.

1935 erscheint mit dem Buch «Der Dichterphilosoph Rudolf Maria Holzapfel» des Deutschen Adalbert Bruno Ekowski die erste und einzige kritische Auseinandersetzung mit Holzapfels Werk. Nicht nur die philosophische Bedeutung Holzapfels wird darin relativiert, Ekowski schreibt auch, Holzapfel sei im europäischen Geistesleben «grösstenteils zufolge des unwissenschaftlichen Eintretens seiner Schweizer Anhänger» in «Einsamkeit» geraten, womit er in erster Linie auf die «Panidealistische Gesellschaft Bern» anspielt. Von Holzapfel habe er «das Bild eines Denkers» bekommen, kritisiert er, «der sich schon früh höchste ethische, künstlerische und religiöse Ziele gesteckt hatte, aber durch seine Lebensschicksale an der restlosen Aneignung der erforderlichen Mittel, sie zu erreichen, gehindert worden ist. Es fehlen Holzapfel

[51]

jene Klarheit, Einheitlichkeit und Geschlossenheit in den philosophischen Voraussetzungen, die für die Hervorbringung einer gelungenen und überragenden Schöpfung bedingend sind. Als Philosoph ist Holzapfel über Leibnitz, Kant, Fichte, Schiller, Schleiermacher, Fechner und Nietzsche nicht hinausgekommen. Der positivistische Einfluss von Avenarius und Mach her ist unverkennbar. Wenn wir uns fragen, was an bleibendem Wert Holzapfel uns hinterlassen hat, so könnte die Antwort etwa lauten: es sind einzelne kulturphilosophische Gedanken und durch anerkannte Wissenschaftlichkeit ausgezeichnete Teile seiner Werke, die uns weiterer Auswertung würdig scheinen müssen. Dabei dürfen wir nicht überall sehr hohe Ansprüche an rein theoretische Begründung, folgerichtige Durchführung und systematische Zusammenordnung des Gedachten und Erforschten stellen.» In Ekowskis Darstellung wird Holzapfels Werk zur dunklen, ausufernden Dichtung, zur Spielwiese von unqualifizierten schweizerischen Exegeten und Epigonen. Dass vor allem die letzten Abschnitte von Ekowskis ansonsten sachlichem Buch mit plumpen Ergüssen nationalsozialistischer Phraseologie versehen worden sind, hat es der panidealistischen Gemeinde einfach gemacht, die Kritik als ganze zu verwerfen. Absurd ist in der Tat zum Beispiel der Hinweis, «die in dem heutigen Deutschen Reiche verfolgte politische Linie» sei beim jüdischen Denker Holzapfel «sehr deutlich» vorgezeichnet: «Führung im geistigen Sinne, Heranziehung des Volkes zur Mitarbeit in Form der Auslese der Leistungsfähigsten. Geisteskultur im Staat hat den Vorrang vor materiellen Gütern.» Der Panidealismus, der sich für geistige Differenzierung und gegen jede Nivellierungstendenz richtete, hat sich konsequent und gleichermassen von kommunistischem und nationalsozialistischem Totalitarismus distanziert und sich «für eine sinnvoll organisierte, nicht kapitalistische und nicht kommunistische Wirtschaftsordnung» eingesetzt, «die auf dem Prinzip der Differenzierung und Beschränkung, aber

nicht einer nivellierenden Aufhebung des Eigenbesitzes beruht», wie Astrow in jenen Jahren einmal geschrieben hat.

[52]

Aber das Entscheidende ist den Panidealisten in diesen Jahren nicht gelungen: ihre Philosophie in neue Personenkreise hineinzutragen und in einer Praxis zu verankern. Der einzige, der praktische Versuche unternimmt und darüber publiziert, ist Begert. Gegen alle Widerstände versucht er, die im gesamten Werk Holzapfels verstreuten, unsystematischen Hinweise auf eine panidealistische Pädagogik in eine Praxis zu überführen. So wird er in Bern um die Mitte der dreissiger Jahre zum eigentlichen Hoffnungsträger des Panidealismus. Astrow schreibt ihm damals: «Lieber Freund Begert! Sie scheinen wirklich noch nicht zu wissen, wie innig und unerschütterlich mein Freundschaftsgefühl Ihnen gegenüber ist! Oft habe ich es Ihnen gesagt, dass ich Sie sehr hoch schätze und von Ihrer Arbeit und Begabung sehr vieles und Wesentliches erwarte! Dass Sie unserer gemeinsamen Sache mit anderen Mitteln als ich selbst dienen und in Zukunft weiter dienen werden, freut mich ganz besonders: Gerade dann werden Sie für unsere Sache Eigenes und Unersetzliches vollbringen. Hoffentlich gönnt Ihnen das Schicksal die unerlässlichen äusseren Voraussetzungen für die volle Entfaltung Ihrer Persönlichkeit und Ihrer ungewöhnlichen Schaffenskraft! Sie gehören für mich zu denjenigen – leider nicht allzuvielen –, an deren innerste, wurzeltiefe Verbundenheit mit dem Panideal ich unerschütterlich glaube. Kaum etwas anderes würde mich so freuen und anspornen wie das Bewusstsein, dass ich Ihnen irgendwie förderlich zu sein vermag: dies entspricht meinem innigsten Wunsche!» Solche Zeilen, mag Begert im Bumbach sinniert haben, hätten ihn damals zu neuen Taten beflügelt und mahnten ihn heute zu neuem Aufbruch. Nötig sei, neue Menschen für sein Werk zu interessieren, wieder Vorträge zu halten, wieder zu publizieren, wieder Kurse durchzuführen.

Wenn ihm, bevor er die Kündigung abgeschickt hat, Zweifel gekommen sind, dann werden sie kaum die Familie betroffen haben. Vielleicht aber hat er sich jetzt ab und zu seines Abschieds von Thun erinnert. War nicht auch in Thun 1942 seine Kündigung nach sieben Jahren Staatsschule ein schwieriger Entscheid gewesen? 48

[53]

Lehrer hatten sich im Frühling 1934 beworben für jene Stelle im Schulhaus Dürrenast-Thun. Um eine Chance zu haben, musste er dreimal zum Coiffeur gehen und in der Stadt Thun, in der sich im Wahlgremium ein sozialdemokratischer und ein bürgerlicher Block gegenübersassen, politisch Stellung beziehen. Obschon er bei dieser Gelegenheit der Freisinnigen Partei beitrat, wurde er schliesslich dank einer Stimmenthaltung auf sozialistischer Seite gewählt, möglicherweise nicht zuletzt, weil schon damals seine antifa-

schistische Gesinnung, die in der antitotalitären des Panidealismus gründete, bekannt gewesen ist. In Thun, wo er bis1942 an der Hohmadstrasse 27 wohnte, konnte er sich nun innerhalb und ausserhalb des Schulzimmers ganz anders entfalten als bisher: Schon bald betätigte er sich als Rezensent von kulturellen Anlässen regelmässig für das «Oberländer Tagblatt»; er liess sich in den Amtsvorstand der Freisinnigen Partei wählen und amtete darüberhinaus seit 1938 als Präsident der Thuner Kunstgesellschaft, in deren Auftrag er regelmässige Lesungen und Vorträge organisierte. Die Ferienkolonien auf dem Bühl führte er weiterhin durch; seine Erfahrungen verarbeitete er nebenher zum «Bühl»-Buch. Als 1942 der Zürcher Verleger Emil Oprecht dieses Manuskript zum Druck akzeptierte, wagte Begert, mit 35 Jahren, den Schritt zur freien schriftstellerischen Arbeit. Er kündigte auf den Herbst seine Stelle in Dürrenast und trat mit Datum vom 28. August 1942 dem Berner Schriftstellerverein bei. Mag sein, Fritz Jean Begert hat im Frühsommer 1953 seine damalige Situation in Thun mit der jetzigen verglichen: Damals war er auf dem aufsteigenden Ast. Trotzdem hat er's nicht geschafft. Heute ist er von vielen bereits abgeschrieben. Diesmal wird er's schaffen.

6.

Sommer 1953: Während Fritz Jean Begert in der unteren Altstadt eine Wohnung sucht, feiert die offizielle Stadt Bern ihre 600jährige Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft. Das Festspiel des «Bund»-

[54]

Feuilletonchefs Arnold H. Schwengeler, vertont von Stephan Jaeggi mit Vor-, Zwischen- und Nachspielen, Fanfaren und Chören, geht in der Festhalle prunkvoll über die Bühne: Unter den rund tausend Mitwirkenden, die sich in fast dreitausend farbenprächtigen Kostümen zu produzieren haben, ist Zeno Zürcher, der zu jenen gehört, die jeweils vom Seminar Hofwil mit einem Autocar in die Stadt geführt werden, um als Statisten in den Massenszenen mitzuwirken: «Dort mussten wir stundenlang auf kleine Auftritte warten. Zwischendurch schliefen wir auf harten Bänken. Lange nach Mitternacht wurden wir wieder zurückgebracht. Wir freuten uns trotzdem immer auf die Aufführungen, weil sie während der Woche die einzigen Ausgangsmöglichkeiten waren.» Glanzvoll, in der Tat, hat man Schwengelers im «Festführer» veröffentlichten Willen, «die Bedeutung unseres Staates innerhalb des Bundes sichtbar machen», in Szene gesetzt: «Altes Lied, wir singen's doch, / Hell erklingt es noch und noch: / 'Gott ist Burger geworden zu Bern! / Wer mag wider Gott streiten gern?'» Ob Begert bei der Wohnungssuche jeweils darauf hingewiesen hat, dass er der Pädagoge und Schriftsteller Fritz Jean Begert sei? Sollte ihm dieser Hinweis geholfen haben, dann wegen seiner Bekanntheit, die er sich in den vierziger Jahren als Reformpädagoge erwarb, nachdem er auf Herbst 1942 in Thun gekündigt

hatte, um sich ganz seiner Mission zu widmen. «Begert?», würde man ihn jetzt in Bern gefragt haben, «so seid Ihr der mit der Lombachschule?»

Am 28. September 1942 hat Begert an Hans Zbinden in Bern einen Brief geschrieben: «Ich weile seit dem 19. September im Hotel Alpenruhe in Kienthal, um hier die letzten Abschnitte meines neuen Buches zu schreiben. Dies war mir in Thun unmöglich. Tägliche Besuche und viele Telephonanrufe liessen mich nie zur Ruhe kommen. Hier schreibe ich nun jeden Tag ein bis zwei Kapitel. Ich befasste mich in der letzten Zeit ziemlich eingehend mit den bisherigen Unterrichtsmethoden. Dabei wurde mir immer klarer bewusst, wie einseitig und unzulänglich sie fast alle sind.» Der eigentliche Grund des Briefs an Zbinden jedoch ist der Termin für die

[55]

Gründungsversammlung der «Begert'schen Institutsgemeinde», deren Zweck die Schaffung einer «neuzeitlichen Erziehungsstätte» unter Begerts Leitung sein soll – Zbinden ist als ihr erster Präsident vorgesehen.

Als Gründungstermin wird schliesslich der 15. November 1942 festgelegt. Als Hauptredner ist John Marbach, ein 31jähriger Panidealist und Gymnasiallehrer, vorgesehen. Seit er Begert und dessen ambitiöse Pläne 1934 kennengelernt hatte, hat er sich immer wieder in ihren Dienst gestellt. In den letzten Sommerferien begleitete er Begert auf einer Velotour in den Kanton Graubünden. Einerseits erwiesen sie den Schlössern Haldenstein, Marschlins, Jenins und Reichenau die Reverenz, weil zwischen 1761 und 1798 in diesen vier «bündnerischen Schulrepubliken» mit Selbstverwaltung, Selbst- und Mitbestimmung experimentiert worden war. Andererseits suchten sie – allerdings vergeblich – nach einem würdigen und bezahlbaren Gebäude für ein eigenes Erziehungsinstitut. Im gleichen Sommer veröffentlichte Marbach in einer Broschüre unter dem Titel «Eine neue pädagogische Provinz» eine euphorische Auseinandersetzung mit dem «Bühl»-Buch und gab darin Begerts Schrift nachträglich eine staatspolitische Bedeutung, indem er darauf hinwies, sie zeige «Mittel und Wege einer demokratischen Pädagogik» auf: «Die differenzierte Gruppenorganisation, die zu einem differenzierten Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl führt, ist im Grunde ja nur ein Abbild unseres Staatsprinzips, der Genossenschaft, der Föderation. Die Schweiz hat das Gleichschaltungsprinzip abgelehnt und im föderativen Bund die Harmonie von Vielheit und Einheit geschaffen. Das Einheitsprinzip unserer Schule aber steht in krassem Gegensatz zu unserer übrigen staatlich-sozialen Wirklichkeit. Was wir für unseren Staat ablehnen, machen wir zur Methode unserer Schule! Würde man Begerts differenzierte Gruppenorganisation einführen, so würde jedem Schweizer unser Staatsprinzip schon in der Jugend im Kleinen zum täglichen Erlebnis. Auch Staatsmänner und Politiker sollten sich darum mit

dieser neuen Erziehung vertraut machen.

[56]

Sie ist ja auch viel demokratischer als irgend eine andere, denn sie lässt dem Einzelnen viel mehr Freiheit, Selbständigkeit und eigene Initiative. Und deshalb, weil Begerts Erziehung eine – wir möchten sagen – föderative Pädagogik, eine demokratische Pädagogik ist, ist sie auch eine ausgesprochen schweizerische Pädagogik.»

An der Gründungsversammlung der Institutsgemeinde referiert Marbach im Hotel «Bären» in Bern über die «Ziele unserer Arbeit». Er unterscheidet zwei Hauptaufgaben des zu gründenden Vereins: Einerseits die «Herausgabe pädagogischer Schriften», womit in erster Linie pädagogische Texte von Begert selber gemeint sind, andererseits die Führung von Ferienkolonien und einer kleinen Privatschule «als eine Vorstufe zum späteren grossen Institut». Dieses charakterisiert er wie folgt: «Das Institut wird nicht nur nach und nach eine äusserst sorgfältige, intensive Wissens- und Charakterbildung für alle Stufen vermitteln, es wird darüber hinaus ein lebendiges Kulturzentrum, eine psychologische und pädagogische Forschungsstätte sein. Es wird nicht isoliert dastehen, sondern mannigfaltigen Verkehr mit bedeutungsvollen Menschen und anderen wertvollen Erziehungsunternehmungen pflegen, in naher Verbundenheit mit dem Volke, mit Kindern von nah und fern, mit Eltern, Künstlern, Forschern, Pädagogen, Handwerkern und Handelsleuten, mit Institutionen des In- und Auslandes.» Der erste, ein Jahr später gedruckt erscheinende Jahresbericht des Vereins vermeldet «mehr als hundert Teilnehmer der Gründungsversammlung», die «Mitglieder und Förderer unserer Vereinigung geworden» seien. Sie haben dem Verein an diesem Tag den offiziellen Namen «Freunde des Erziehungsinstituts Fritz Jean Begert» gegeben.

Mehr als ein Vierteljahrhundert später wird Begert in einem Vortrag, der auf Tonband aufgezeichnet worden ist, über die ersten Jahre des Vereins sprechen und darauf hinweisen, dass der Hauptteil des Vereinsvorstands, der an jenem Tag gewählt worden sei, zur Panidealistischen Gesellschaft gehört habe. Obschon diese Leute für seine Arbeit ein besonderes Verständnis gehabt hätten, weil sie wussten, dass man schöpferische Kräfte fördern und sich für sie

[57]

einsetzen müsse, sei diese Gründung nicht unbestritten gewesen. Namentlich Erwin Hausherr habe vorgängig an einem Treffen in kleinem Kreis im «Sternen» Muri Bedenken geäussert, so dass er, Begert, habe eingreifen und energisch reden müssen. Denn Hausherr habe unterdessen in Bern neben der Witwe Bettina Holzapfel die Panidealistische Gesellschaft angeführt, nachdem Wladimir Astrow in die USA emigriert sei (und

dort ein Jahr vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs, am 8. Mai 1944, in Santa Fe/New Mexico starb). Schliesslich aber habe Hausherr gesagt, wenn Begert derart die Generalpauke schlage, müsse man den Verein wohl gründen, und sich als Beisitzer in den Vereinsvorstand wählen lassen.

Kaum ist die Institutsgemeinde, wie sich der Verein der Einfachheit halber weiterhin nennt, gegründet, wird ihr von Bettina Holzapfel eine Liegenschaft vermittelt, die sich als Privatschule eignen würde: ein Nebengebäude der Pension «Manor Farm», des ehemaligen «Beatusbads», in der Nähe der heutigen Schiffslände Neuhaus bei Interlaken. Noch im November 1942 zieht Begert vom Kiental an das obere Ende des Thunersees und setzt dort die Arbeit am neuen Buch fort. Im Rückblick erzählt er: «Der Kampf, der nun angefangen hat, hat mich ungeheuer belebt und angeregt. Für mich waren das immer von den schönsten Zeiten, wenn ich gemerkt habe, jetzt wird gekämpft, jetzt geht es vorwärts. Anfang Januar 1943 bin ich derart angeregt gewesen, dass ich mir gesagt habe: Ich gehe nicht mehr aus diesem alten Haus hinaus, bis das Buch fertig ist. Das Essen hat mir Frau Adelheid von Steiger, die Leiterin der Manor Farm, herübergebracht. Ich bin ganz selten aus den Kleidern, habe mich in den Kleidern ein wenig hingelegt, manchmal auf den blossen Boden, damit ich am Morgen schneller erwache. Manchmal habe ich drei Stunden geschlafen, manchmal überhaupt nicht, habe gearbeitet und gearbeitet. Als das Buch fertig gewesen ist, habe ich es sofort nach Interlaken auf die Post gebracht und per express dem Verleger zugeschickt. Als es weg war, habe ich aufgeatmet und im Rugenwald einen Spaziergang gemacht. Ich trug damals einen langen alten Mantel – ich glaube, es

[58]

war jener, den Holzapfel mir einmal geschenkt hat – und einen breiten, schwarzen Hut. So, mit meinen langen Haaren, bleich und todmüde und unrasiert, begegnete ich Männern, die am Weg gearbeitet haben. Da hat der eine zum anderen gesagt: Ein Spion, ein Spion! In der Nähe war eine Kompanie Soldaten, und ein Leutnant ist zu mir herübergekommen und hat mich zur Rede gestellt, wer ich sei. Ich sei Begert, Pädagoge, hätte eben ein Buch fertiggeschrieben und dem Oprecht geschickt, und General Guisan habe mir für mein erstes in einem begeisterten Brief geschrieben: 'Ihr Buch wird eine ausgezeichnete Lektüre für unsere Erzieher sein.' Da hat mir der Leutnant vor seinem ganzen Zug die Hand gedrückt und mir herzlich gedankt für alles, was ich fürs Vaterland leiste. Erst beim Zurückgehen habe ich bemerkt, dass ich durch Militärgebiet gegangen bin, das man nicht hätte betreten dürfen.» Das Buch, dessen Manuskript er an diesem Tag abgeschickt hat, erhält den Titel «Lebendige Schule». Darin legt er sein Konzept des «differenzierten Gruppensystems» dar, das er im «Bühl»-Buch anhand der Beschreibung

praktischer Arbeit entwickelt hat. Das von Holzapfels Lehre hergeleitete Ideal der Differenzierung - «Solange die Schule nicht so eingerichtet ist, dass sich auch Dichter und Künstler darin wohlfühlen, ist sie wahrhaft unvollkommen» - verknüpft er mit dem Postulat, die Schule müsse sich mit aller Kraft um die Überreste der «Volkskultur» bemühen, die an den Rändern der sich über Europa hinaus in militaristischem Wahn immer mehr selber zerstörenden, modernen Welt lautlos versinken.

Im Frühjahr 1943 stellt die «Manor-Farm»-Leiterin von Steiger ein Gesuch um Bewilligung zur Eröffnung einer kleinen, provisorischen Privatschule für zehn bis zwölf «Zöglinge» mit Internatsbetrieb an die bernische Erziehungsdirektion. An seiner Sitzung vom 8. September 1943 entspricht der Regierungsrat dem Gesuch. Begert und Marbach lassen einen vierseitigen Faltprospekt drucken mit dem Titel «Privatschule / Fritz Jean Begert / Beatusbad bei Interlaken»: «Die Kinder finden bei uns ein anregendes Gemeinschaftsleben, vielseitige handwerkliche, künstlerische und wissen-

[59]

schaftliche Arbeitsmöglichkeiten, eine Pflege aller wichtigen körperlichen und seelischen Bedürfnisse und Kräfte. Der Eintritt kann jeder Zeit erfolgen. (...) Wir sind bemüht, die Preise für Pension und Unterricht den jeweiligen Verhältnissen anzupassen und nach Möglichkeit auch unbemittelte Zöglinge in unsere Erziehungsstätte aufzunehmen. (...) Es ist nicht nur unser leidenschaftlicher Wunsch, dem einzelnen Kinde zu helfen, wir möchten uns auch für die Verbreitung einer neuen, naturgemässen Pädagogik einsetzen und einen bescheidenen Beitag zur Erziehung der heute unsagbar leidenden Menschheit leisten.» Gegen das Projekt erhebt Anfang November der «Verband Schweizerischer Erziehungsinstitute und Privatschulen» Einsprache beim Bundesrat. Offizielle Begründung: Es sei weder ein «besonderer Charakter» von Begerts Erziehungsmethode noch ein wirkliches «Bedürfnis» für die Gründung dieses Begert'schen Erziehungsinstituts glaubhaft gemacht worden. Dass es dem Verband auch um die Abwehr unerwünschter Konkurrenz ging, ist zumindest naheliegend. Gegen dessen Verhinderungspolitik kommentiert der Jahresbericht der Institutsgemeinde von 1943: «Unser Werk ist kein Geschäft, das man heute unternimmt und vielleicht morgen wieder liquidiert! Unser Werk ist ein philantropisch-kulturelles Unternehmen, dem weittragende und allgemeine Bedeutung beizumessen ist. Unser Institut soll ein Volksinstitut werden, eine Erziehungsstätte, die allen Kreisen der Bevölkerung offen steht.» Die Institutsgemeinde hat damals den Entscheid des Bundesrates nicht abgewartet und ihr Gesuch zurückgezogen, um, wie sie formulierte, «zu gegebener Zeit die Bewilligung für ein günstigeres Projekt, das inzwischen aufgetaucht ist, einzuholen». Auf welches Projekt angespielt wurde, ist unklar. Sicher ist, dass eine Sonderkommission der Institutsgemeinde im Frühjahr 1944 eine

Schulgründung auf Schloss Ralligen – zwischen Gunten und Merligen am Thunersee – prüfte: «Es erwies sich jedoch», vermeldet der Jahresbericht von 1944, «dass unsere Mittel noch nicht ausreichen.»

Der Rückschlag mit der «Manor Farm» ist zu verkraften: Mit zündender Begeisterung propagiert Begert 1943 landauf landab die

[60]

Vision seines Instituts. Er hält Vorträge und beteiligt sich an Diskussionen in der Öffentlichkeit und in privatem Kreis; vor der Kunstgesellschaft Thun referiert er über «Staatsschule und Privatschule»; in der «Manor Farm» wird die «2. Allgemeine Mitarbeiter-Konferenz» durchgeführt, wo es um Fragen der «Freiheit und Disziplin», sowie um geistige «Rangordnung» geht, also um jene ideologische Konstruktion, die dem Panidealismus die formelle Hierarchien ersetzen, die gewöhnlicherweise die Welt ordnen. In den Monaten Juli und August leitet Begert, ebenfalls in der «Manor Farm», eine Ferienkolonie, die ihm vor allem zur «sorgfältigen theoretischen Fundierung seiner Erziehungsarbeit» gedient habe, wie Marbachs Jahresbericht festhält. Im Oprecht-Verlag erscheint die «Lebendige Schule», deren Aufnahme in der Presse Marbach wie folgt zusammenfasst: «Allgemein wird übereinstimmend anerkannt, dass Begerts Erziehungsweise eine belebende Wirkung auf Entwicklung und Bildung der Kinder ausübt. Sie loben die hohe Gesinnung des idealen Erziehers. Kein Kritiker hat es jedoch bis heute unseres Wissens unternommen, mehr als sehr Allgemeines über ein Werk auszusagen, dessen Wert gerade in seiner ausgeprägten Besonderheit zu sehen ist. Ferner vermisst man ein sorgfältiges Eintreten auf die von Begert in Fülle aufgeworfenen, wahrlich aktuellen Probleme und Forderungen, Reformvorschläge, die in ihrer Konsequenz auf eine völlige Umwandlung der bisher üblichen Schulmethode und -organisation hinstreben, vermöge welcher nach unserer Überzeugung allein die Grundübel der bestehenden Schule ausgerottet werden können.» Am 14. November 1943 findet, wiederum im Hotel «Bären» in Bern, die erste Generalversammlung der Institutsgemeinde statt. Marbach wird für den zurücktretenden Zbinden zum neuen Präsidenten gewählt, der Mitgliederbestand ist von 128 auf 160 angestiegen, Begert würdigt in einer Ansprache die österreichische Fürsorgerin Josepha Kraigher-Porges, an deren offenem Sarg er 1941 im Burgerspital Bern zusammen mit Marbach Totenwache gehalten hatte. Auf dem Totenbett, hält Marbach nun im Jahresbericht zuhanden der Nach-

[61]

welt fest, habe ihm diese «edle Frau» anvertraut: «Begert ist ein zweiter Pestalozzi, und die Schweiz weiss es noch nicht!»

Am 15. Dezember 1943 – zwischen Neapel und Rom kommt der Vormarsch der Alliierten nur langsam voran, die Rote Armee geht zur Winteroffensive über – spricht Begert in Thun zum Thema «Volkserziehung und Politik»: «Die Ursache der entsetzlichen Katastrophe liegt einzig und allein in der furchtbaren Unwissenheit und Ungebildetheit der Menschen. Nach dem unleugbaren, zunehmenden Zerfall des Christentums fehlt den Menschen eine ähnlich bedeutende oder bedeutendere fundamentale weltanschauliche Orientierung, also die Grundlage aller wahren Bildung. (...) Die Männer der Aufklärung irrten sich nicht, wenn sie an den hohen Wert einer allgemeinen Volkserziehung glaubten; aber die Schulen und die übrige Erziehung sind noch zu wenig den Weg einer wahren Bildung gegangen. Dass die heutigen Schulen mit ihrem fabrikmässigen Massenbetrieb, ihren rationalistischen Methoden, ihrem oberflächlichen Intellektualismus nur wenig zur Verhütung der grossen Katastrophe beitragen konnten, braucht man dem Kenner kultureller Zusammenhänge nicht erst zu beweisen. Alles, was wir von der Zukunft ersehnen – ein sinnvolles, religiöses und künstlerisches Leben, soziale Gerechtigkeit, auch eine bessere Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung –, ist letzten Endes nur durch eine bessere Erziehung zu erreichen.»

Im folgenden Jahr scheint der Pädagoge Begert unmittelbar vor dem Durchbruch zu stehen. Er ist als Referent gefragt und bewährt sich als charismatischer Erzähler und Rhetoriker. Am 4. Juni veröffentlicht er in einem doppelseitigen Flugblatt eine Art Generalmobilmachung an Gleichgesinnte, den «Aufruf zur Gründung pädagogischer Gruppen», «die tatkräftig bei der Lösung der wichtigsten Aufgaben mithelfen: der Erziehung der Menschen, der Völker, der Menschheit!» Nun versucht er, das differenzierte Gruppensystem auf der Ebene der Kader zu lancieren. Von Volkserzieher- über Kinderforscher- bis zu Psychologen-, Presse- und Erzieherinnengruppen sei jetzt alles wichtig, schreibt er, auch wenn sie

[62]

labile Gemeinschaften blieben: Wenn sie ihre Aufgabe erfüllt hätten, könnten sie sich getrost auflösen. Ziel sei eine «grosse Vielfalt reich differenzierter Gruppen» als «Vorstufe einer grossen und internationalen pädagogischen und kulturellen Bewegung, die viele soziale und erzieherische Aufgaben zu lösen haben wird». Von Reaktionen auf den Aufruf ist allerdings nichts bekannt. Dafür erreicht Begert eine Einladung für die «Semaine Pédagogique Suisse» des «Institut des Sciences de l'Éducation de l'Université de Genève». Er reist Anfang Juli nach Genf und spricht dort zum Thema «Produktiverer Unterricht durch bessere Individualisierung». In dieser Woche fühlt sich Begert unter bedeutenden Menschen. Er trifft den 74jährigen Pädagogen Paul Geheeb wieder – er kennt ihn von einem gemeinsamen Vortragsabend in Zürich –, der als Vorkämpfer der

Koedukation in der von ihm 1910 gegründeten «Odenwaldschule» seit dem Ersten Weltkrieg Grosses geleistet hat, als Gegner Hitlers seit 1934 im Schweizer Exil lebt und zuerst in Versoix, seit 1939 am Schwarzsee im Freiburgischen eine «École d'humanité» aufzubauen versucht. Er lernt die Schriftstellerin Alice Descœudres kennen, die das «Bühl»-Buch in der «Tribune de Genève» begeistert rezensiert hat und nun in ihrem Heim in der Nähe von Genf zu einem «Abend mit Fritz Jean Begert» lädt. Er begegnet dem Begründer der «École active», dem 65jährigen Genfer Reformpädagogen Adolphe Ferrière, der ihm ein Buch schenkt mit der Widmung «À monsieur Fritz Jean Begert, témoignage amical d'un précurseur à un jeune lutteur». Es habe in Genf – vermerkt Begerts Begleiter und Adlatus John Marbach im Jahresbericht – «ein lebendiger pädagogischer Geist und eine internationale Atmosphäre geherrscht».

Begert ist für Schweizer Verhältnisse zur pädagogischen Hoffnung geworden, für die sich – von Guisan bis Ferrière – auch die Stützen der Gesellschaft zu interessieren begonnen haben. Notgedrungen wird er gleichzeitig für die bieder-bornierte Berner Staatsschulmeisterei zum wachsenden Ärgernis. Deshalb wird an der diesjährigen, «dritten allgemeinen Mitarbeiterkonferenz» eine

[63]

«theoretische Schulung» nötig, die die Mitglieder der Institutsgemeinde befähigen soll, «selbständig unsere Idee zu verteidigen». Insbesondere weist der referierende Begert bei dieser Gelegenheit die Vorwürfe zurück, er verwöhne die Kinder, gewähre ihnen unbeschränkte Freiheit, entfremde sie vom Elternhaus, erziehe sie zu asozialem Verhalten, lehre sie nicht richtig arbeiten – sowie die Behauptung, die neue Pädagogik lasse sich nicht realisieren. Trotz zunehmender Kritik wächst Begerts Ansehen landesweit: Ein Inspektor christlicher Privatschulen in der Ostschweiz möchte seine Unterrichtsmethoden einführen. Der Schularzt der Stadt Bern bietet Begert die Leitung eines städtischen Schulheims an. Walter Robert Corti, der ein Kinderdorf für zweitausend Kinder aus den kriegführenden Ländern plant, hat mit ihm Kontakt aufgenommen. Und nun, da er aus Genf zurückkehrt, folgt er dem Ruf von Gertrud Maler aus Habkern, ihr Kinderheim nach seinen pädagogischen Grundsätzen zu organisieren. Am 10. Juli 1944 steigt er von Interlaken nach Habkern und weiter zum Weiler Tschiemen hinauf, hinter dem durch ein mächtiges Tobel der Lombach vom Augstmatthorn herunterstürzt. Hier, unterhalb der mächtigen Urwälder der Hogant-Südseite, beginnt er die Kinder des Heims «Maiezyt» zu unterrichten. Mit dessen Leiterin und Besitzerin, Schwester Gertrud Maler, hat er vereinbart, dass er jeden Tag für zwei bis drei Stunden ins Heim kommt, mit den Kindern arbeitet und dafür gratis essen kann. Die restliche Zeit obliegt er schriftstellerischer Arbeit, verfasst Erziehungsschriften und pädagogische Briefe, die allerdings

nicht gedruckt werden können, weil das Geld fehlt. Daneben arbeitet er an neuen Lehrbüchern, die er in seinem geplanten Institut zu verwenden gedenkt.

«Nadisna», so hat er viel später erzählt, habe er in diesem Sommer die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Kinderheims von seiner Pädagogik zu überzeugen versucht, die dann auch wirklich in seinem Sinn mitzuarbeiten begonnen hätten. Als sich Ende Oktober John Marbach entschliesst, Bern zu verlassen und ebenfalls nach Habkern zu ziehen, um mitzuarbeiten, beginnt Begert, eine

[64]

kleine heimexterne Schule aufzubauen, die er «Lombachschule» nennt. Die Idee der Gründung einer vom Kinderheim vollständig unabhängigen Schule wird wegen Mangel an Mitteln verworfen. Als Marbach für die diesjährige, zweite Generalversammlung der Institutsgemeinde vom 10. Dezember 1944 seinen Jahresbericht abschliesst, kann er darauf hinweisen, dass in dunkler Zeit «da oben in den Bergen neues Leben» emporkeime, um dann zu mahnen: «Seit der Eröffnung der Lombachschule haben wir erst recht tatkräftige Hilfe nötig. Wir müssen armen Kindern helfen, viele unterrichten wir ohne Entgelt, wir benötigen Schulmaterial, Lehrmittel, Material für allerlei Sammlungen, für Bücher, wichtige Reisen, Anschaffung von Möbeln und unzählige andere Dinge. Es müssen im kommenden Jahr bedeutend mehr Geldmittel aufgewendet werden.» An der Generalversammlung selber – der Mitgliederbestand ist 1944 um 64 Personen auf 224 angestiegen – ergreifen der treue Panidealist, Gymnasiallehrer und Dichter Hans Rhyn und andere das Wort, um sich für sofortige finanzielle Hilfe für die Lombachschule einzusetzen. Auch Begert spricht an diesem Abend und erzählt von Habkern, «wie die Kinder hier, in einer eigenartigen Berglandschaft aufwachsend, in unmittelbarer Berührung mit der Natur und einem urwüchsigen Bauerntum leben, wie ihre geistigen Kräfte sich regen und entfalten unter der Einwirkung vielseitiger Anregungen, die sie in einem natürlichen Unterricht empfangen».

Mit Schellengeläute und Schlittengespann trifft Anfang 1945 der Wiener Heilpädagoge und Schauspieler Hans Wlasak als neuer Mitarbeiter in der Lombachschule ein. Am 8. Februar verschickt Marbach die zweite der sporadisch verfassten «Mitteilungen» an die Mitglieder der Institutsgemeinde, um noch einmal pathetisch an ihre Spendierfreudigkeit zu appellieren: «Mit der Gründung der Lombachschule hat unser pädagogisches Unternehmen einen wichtigen Fortschritt erzielt, hat die Institutsgemeinde eine neue, verantwortungsvolle Aufgabe empfangen. Freunde! Zögert nicht, Hilfe und Opfer zu bringen! Ihr dient der dringendsten Aufgabe

[65]

unserer Zeit: der Menschheit dienen zu helfen durch eine neue, vollkommenere Erziehung.» Begert im Rückblick: «Ich erlebte in Habkern, besonders im ersten halben Jahr, Anfänge der von mir ersehnten Gemeinschaft. Ja, ich zähle jene Monate zu den glücklichsten meines Lebens.» Auf der Basis einer methodisch aufwendigen, differenzierten Organisation des Schulbetriebs versucht er damals, «immer grössere Natürlichkeit» zu erreichen, «die stark an freies Gemeinschaftsleben, an packendes Volksleben, wahre Volkskultur» gemahnen soll und eine Schule aufzubauen, «der keine Spur von Schulgeruch» mehr anhaftet. Sein Anspruch ist, «jeden Tag zu einem Kunstwerk, zu einer künstlerischen Einheit zu gestalten». Er will eine «kulturelle Atmosphäre» schaffen, in der den Kindern «hundertmal mehr Freiheit» gewährt werden kann, weil man von ihnen «hundertmal mehr Selbstbeherrschung» verlangt und so sich in seltenen Augenblicken «das Wunder grösster Freiheit und grösster Disziplin» ereignen könne. Die Erziehung soll «demokratisch» und «sozial» sein, die Kinder sollen ein «abgestuftes Mitspracherecht» erhalten, und etwa ein Drittel der Unterrichtszeit soll «sozialer Arbeit» reserviert sein. Begert schickt seine Kinder, um den Bauern beim Melken, Heuen und Kartoffelgraben oder den Bäuerinnen bei der Kinderbetreuung und häuslichen Arbeit zu helfen. Daneben wird das Habkerntal in allen volkskundlichen, geografischen und biologischen Aspekten für die zeichnenden und schreibenden Forschergruppen und für vertiefendes Erzählen und Vorlesen zum Thema gemacht: In Begerts Schule ist die Rede von Chroniken und Urkunden, Sagen von versunkenen Städten und Hexenfesten, von Habkerngranit und Schwefelkies, Holzmasken und Inschriften, von Bären und Wölfen und Lämmergeiern.

Am 12. Februar 1945 schicken Marbach und Begert gemeinsam ein Gesuch um die formelle Anerkennung der «Lombachschule» an die Erziehungsdirektion des Kantons Bern: «Unter dem Namen 'Lombachschule' beabsichtigen die Unterzeichneten in Tschiemen, Habkern bei Interlaken, in Zusammenarbeit mit dem Kinderheim

[66]

'Maiezyt', eine Privatschule zu gründen. Die Schule wird den Charakter eines Externates haben, d.h. die Kinder des schon seit sechs Jahren von Schwester Gertrud Maler geleiteten Heimes werden die in dessen unmittelbarer Nähe in zwei Gebäuden einzurichtende Schule besuchen. Das Kinderheim und unsere Schule sollen finanziell von einander unabhängig geführt werden. Die Zusammenarbeit bezieht sich auf Erziehung und Unterricht der Kinder.» Für «Bericht und Antrag» geht das Gesuch am 19. Februar an den zuständigen Schulinspektor Schafroth in Spiez, der sich mit der lakonischen Bemerkung begnügt: «Herr Begert hatte vor einigen Jahren die Erlaubnis der Eröffnung einer Privatschule in der Manor Farm in Unterseen. – Wie es scheint, blieb der Versuch beim 1.

Zögling stecken u. die Schule ging wieder ein. Der neue Versuch wäre nun in Habkern die Lombachschule. Ich sehe vorläufig keinen Grund, dem Gesuch nicht zu entsprechen u. beantrage Genehmigung.» Bereits am 22. Februar entspricht der Erziehungsdirektor des Kantons dem Gesuch von Marbach und Begert.

In dieser Zeitenwende, da der Zweite Weltkrieg zu Ende geht und sich der heraufziehende Kalte Krieg am Horizont erst abzeichnet, wird im Kanton Bern ein Jahr der reformpädagogischen Aufbrüche möglich. Zwei Monate nach den Panidealisten Marbach und Begert reicht mit Datum vom 4. April 1945 Hans Jaggi ein Gesuch ein. Er will eine «Freie Schule für seelenpflegebedürftige Kinder» eröffnen, um «anormale Kinder im schulpflichtigen Alter» «auf der Grundlage anthroposophischer Pädagogik und Heilpädagogik» zu fördern. Auch diesem Gesuch wird entsprochen, am 1. Mai beginnt Jaggi mit dem Unterricht. Bereits am 6. Februar 1946 schiebt Jaggi zusammen mit einem Kollegen das Gesuch für eine «Rudolf Steiner-Schule Bern» nach, die er wie folgt charakterisiert: «Diese Schule stellt äusserlich insofern einen neuen Schultyp dar, als die Sonderung von begabten und sogenannt unbegabten Kindern als unpädagogisch abgelehnt wird (daher die Bezeichnung 'Einheitliche Volksschule'). Das Hauptgewicht soll auf eine Erziehung gelegt werden, die jedes Kind so aus der Schule

[67]

entlässt, dass es im ganzen Umfang seiner menschlichen Kräfte gebildet (d.h. seiner Willens-, Gemüts- und Verstandeskräfte), dem Leben gegenüber treten kann.» Die Schule hat am 1. Mai 1946 ihren Betrieb aufgenommen und seither Rudolf Steiners Devise nachgelebt: «Nicht gefragt werden soll: Was braucht der Mensch zu wissen und zu können für die soziale Ordnung, die besteht? – sondern: Was ist im Menschen veranlagt und kann in ihm entwickelt werden?» Am 4. Mai 1946 schliesslich stellt die «Genossenschaft der Freunde der École d'humanité» das Gesuch, dass Paul Geheeb vom freiburgischen Schwarzsee, wo ihm die Schulräumlichkeiten gekündigt worden sind, nach dem bernischen Goldern auf den Hasliberg ob Meiringen ziehen dürfe, um dort seine Schule der «Koedukation der Geschlechter, der Stände, der Konfessionen, der Völker» weiterführen zu können. So hätte das Jahr 1946 zum Jahr eines breiteren reformpädagogischen Aufbruchs werden können: In Bern kommt – nach Basel (1926) und Zürich (1927) die dritte Steiner-Schule der Schweiz in Gang, in Goldern eröffnet der unermüdliche, mittlerweile 76jährige Geheeb seine «menschheitliche» Schule – und in Habkern wirkt Begert. Aber kehren wir zurück in den Februar 1945.

Im Spätherbst 1944 haben Begert und Marbach in der Nachbarschaft des Kinderheims «Maiezyt» drei baufällige Bauernhäuser – das Blatter-, das Dauwalder- und das Trinisbäbihaus – gemietet und mit den Kindern zusammen begonnen, die Stuben und

Gaden in Wohn- und Schulräumlichkeiten umzubauen. Daneben führen sie den Schulbetrieb nach exakten Tagesplänen weiter. Gleichzeitig sind sie in der ganzen Schweiz auf Propagandatournee: Vom 2. Februar bis zum 2. März hält Begert in Interlaken fünf Vorträge über «Aktuelle Fragen der Volksbildung»; am 17. Februar spricht er im «Kreuz» in Wimmis über die «Lombachschule»; am 28. Februar spricht der neue Mitarbeiter Hans Wlasak in Bern über die «Lombachschule im Winter», am 21. März Marbach zur «Vorgeschichte des Instituts», ebenfalls in Bern. Am 23. März treffen sich Begert, Wlasak und Marbach in Zürich mit Walter Robert Corti, um mit

[68]

ihm über das geplante «Kinderdorf Pestalozzi» zu sprechen – am 26. März besucht Corti im Gegenzug die «Lombachschule». Vom 13. bis zum 19. April reisen Begert, Marbach und Wlasak zusammen nach Genf, das von der letztjährigen «Semaine Pédagogique Suisse» in bester Erinnerung ist. Viel später hat Begert im Rückblick erzählt: «Marbach, der immer seine Mittel geopfert hat, hatte eine kleine Erbschaft gemacht und sagte: Wir dritteln die 600 Franken und reisen mit dem Geld nach Genf, um uns einzusetzen für unser Werk und Leute dafür zu interessieren. Es ist immer herrlich gewesen, mit den beiden Mitarbeitern zu reisen, das sind beide ganz flotte Erscheinungen gewesen. Wie Balzac – der einmal, als er mit zwei Schriftstellern zusammengewesen ist – gesagt haben soll: Wir sind die Feldmarschälle der Literatur, so hatte ich jeweils das Gefühl: Wir sind die Generäle der Pädagogik.» In Genf frischen sie die Kontakte vom letzten Sommer auf und knüpfen neue zu «erzieherisch fortschrittlich gesinnten Menschen», nicht zuletzt zu Studenten und Studentinnen. Marbach geht beim «Institut Rousseau» vorbei, um auf den grossen Pädagogen Begert hinzuweisen, der im «Hôtel de l'Écu» über seine Arbeit zu sprechen gedenke. Den Vortrag hören will unter anderen Beatrice Demetriades, die damals vor dem Abschluss ihres Psychologiestudiums bei Jean Piaget am «Institut Rousseau» steht. Gut fünfzig Jahre später erinnert sie sich: «Fritz Jean Begert hat später immer wieder gesagt, er sehe noch, wie er da oben an der Treppe gestanden sei, mich heraufsteigen gesehen und gesagt habe: Das ist meine Frau. Er hat sich nach dem Referat ausschliesslich mit mir befasst und mir an diesem ersten Abend seine beiden Bücher geschenkt und gewidmet.» Die Widmungen sind vom 17. April 1945 datiert.

Am 6. Juni versendet Marbach aus Habkern wieder eine «Mitteilung» an die Mitglieder der Institutsgemeinde: Man arbeite in jeder freien Minute an der Einrichtung und Ausstattung verschiedener Räume in den alten Bauernhäusern; gebeten wird um Matratzen, Deckbetten, Wolldecken, Leintücher, Kissen und so weiter. Ansonsten scheint alles bestens zu laufen: «Hier in Hab-

[69]

kern entwickelt sich ein immer interessanteres, vielgestaltigeres Leben. Kinder kommen und gehen, darunter solche aus Frankreich und Belgien; mehrere bleiben als ständige Schüler bei uns und geniessen die Erziehung und den Unterricht in der Lombachschule. – In einigen Wochen treffen neue Zöglinge und neue Mitarbeiter ein.» Eine der neuen Mitarbeiterinnen ist die Studentin Demetriades aus Genf. Ebenfalls im Juni, hält später der Jahresbericht der Institutsgemeinde fest, wird Begert «an einer Mitarbeiterkonferenz einstimmig die Gesamtleitung von Lombachschule und Kinderheim bis zum 31. August übertragen». Wenn man allerdings dagegenstellt, dass diese Darstellung von Beatrice Begert-Demetriades ausdrücklich dementiert worden ist – ihres Wissens hat Schwester Gertrud Maler die Gesamtleitung nie abgegeben –, so wird deutlich, dass bereits im Juni schwelende Kompetenzstreitigkeiten zwischen Kinderheim und Schule die Arbeit zunehmend belastet haben müssen. Der Jahresbericht geht gar noch weiter: «Das Kinderheim soll während dieser Probezeit einen Bestandteil der Lombachschule bilden.» In diesen Sommerwochen, in denen die «Lombachschule» bis zu 65 Kinder und 16 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen umfasst, erreicht das Experiment seinen kurzfristigen pädagogischen Höhepunkt.

Denn es läuft eben doch nicht alles bestens. «Im Sommer 1945», deutet Begert später in seinem Buch über die «Lombachschule» dunkel an, habe er «bittere Rückschläge» erlitten: «Aber, was will ich hier von Schwierigkeiten sprechen, die mit unserer Pädagogik nichts zu schaffen hatten!» Mit der Andeutung meint er einerseits eine Scharlachepidemie, die am 10. Juli im Kinderheim «Maiezyt» ausbricht und die Arbeit in einem Moment gefährdet, da Begert, während der Sommerferien der Staatsschulen, mit vielen freiwilligen Hilfskräften eine «sorgfältig vorbereitete, grosszügig angelegte Musterkolonie» auf die Beine stellen will, «die allen Beteiligten unsere Erziehungsmethoden und Unterrichtsweisen in erweiterter und beispielhafter Form demonstrieren» soll. Andererseits aber beginnt in diesen Sommerwochen der Machtkampf zwischen Be-

[70]

gert und Gertrud Maler zu eskalieren: Während die Heimleiterin Begert vermutlich vor allem in der Hoffnung geholt hat, dass er seine Erziehungsgrundsätze in den Dienst des Kinderheims stellen werde, betrachtet Begert das Heim nun als Abteilung seines pädagogischen Instituts. Es ist deshalb sehr wahrscheinlich – die panidealistisch nobel zurückhaltend formulierten Quellen schweigen sich darüber aus –, dass Begert sich im Juni, gegen den Widerstand von Maler und die Besitzverhältnisse am Kinderheim ignorierend, zum Gesamtleiter von Heim und Schule hat wählen lassen. Es wäre ja auch erstaunlich gewesen, wenn sich die Besitzerin den faktischen Entzug ihrer Verfügungsgewalt widerstandslos hätte gefallen lassen. So gesehen entbehrt Marbachs rückblickende

Darstellung im Jahresbericht nicht einer gewissen unfreiwilligen Komik: «Unsere Hoffnungen auf eine hinreichend verständnisvolle Unterstützung unserer pädagogischen Arbeit seitens des Kinderheims wurden auf die Dauer nicht erfüllt.»

Aber noch überhören Begert und seine Getreuen für einige Wochen das Krachen im Gebälk der «Lombachschule». Begert behält – zumindest aus seiner Sicht – die Gesamtleitung über Schule und Heim auch nach dem 31. August und unterstützt daneben Hans Wlasak bei der Organisierung der «1. Internationalen Tagung für fortschrittliche, differenzierte Pädagogik», die dieser unter dem unbescheidenen Obertitel «Fragen der Menschheitserziehung» für den 6. bis 14. Oktober im Hotel «Gurten-Kulm» bei Bern auf die Beine stellt und deren Leitung Begert übernehmen soll; als Veranstalterin tritt die Institutsgemeinde auf. Die Tagung wird zur bedeutendsten öffentlichen Manifestation panidealistischer Pädagogik. Die erste Garde der Panidealistischen Gesellschaft Berns tritt in Erscheinung: Bettina Holzapfel, Erwin Hausherr unter seinem Pseudonym Rudolf Herwin, Hans Rhyn; Begert hält eine ganze Reihe von Referaten – über das schweizerische Schul- und Erziehungswesen, über die Menschheitsentwicklung als höchstes Ziel der Erziehung, über Krieg und Frieden, die Überwindung des Negativen und Förderung des Wertvollen in der Welt, über das Ver-

[71]

ständnis für Menschen und die Förderung der Menschenkenntnis. Weitere Beiträge werden von Alice Descœudres, Elisabeth Rotten – sie erteilt einen mehrtägigen «Kurs über internationale Erziehungsfragen» –, Beatrice Demetriades, Paul Geheeb, Ruth Hegner, Georg Jerzy Stempowski und Walter Robert Corti beigesteuert. Unbekannt ist, weshalb die Berner Vertreter der anthroposophischen Pädagogik an der Tagung gefehlt haben. In einer Pressemitteilung der Institutsgemeinde wird die Ambiance auf dem Gurten skizziert: «Lebhafte Diskussionen, Arbeit in verschiedenen Gruppen, Musik und Gesang, Spaziergänge in einer vergoldeten Herbstlandschaft vermochten die empfangenen geistigen Eindrücke noch zu vertiefen und verliehen dieser Tagung einen Schwung, der noch möglichst lang fortwirken möge.» Teilgenommen haben laut «Bund» «immer 40-50», respektive «über hundert» laut der erwähnten Pressemitteilung, respektive «über zweihundert Personen» laut Jahresbericht 1945. Noch im Oktober reist Begert mit seinen Getreuen nach Luzern an die Tagung der Schweizer Sektion des «Weltbundes für Erneuerung der Erziehung»; darüberhinaus bemüht man sich um die Anknüpfung internationaler Kontakte, damit «unser Werk in fremden Ländern Wurzeln fassen» könne. Am 24. November findet im «Café Steffen» in Bern die «vierte allgemeine Mitarbeiterkonferenz» statt, an der Begert über den «Arbeitsplan unserer pädagogischen Bewegung» referiert; tags darauf im Hotel «Bären» dann die 3. Generalversammlung der In-

stitutsgemeinde – ihr Bestand ist in diesem Jahr um 49 auf 273 Mitglieder angewachsen. Begert spricht über «Die Schulung der Mitarbeiter in der Lombachschule».

Im Herbst 1945 hat der Reformpädagoge Fritz Jean Begert den Boden unter den Füssen verloren. Während er versucht, den Kindern und dem Mitarbeiterstab der «Lombachschule» ein zweiter Pestalozzi zu sein und ihn gleichzeitig in der Öffentlichkeit zu Propagandazwecken möglichst oft und möglichst wirkungsvoll zu spielen, wird die Führungskrise im Weiler Tschiemen akut. Gertrud Malers Widerstand gegen die Usurpation ihres Kinderheims ist soweit er-

[72]

folgreich, dass Begert am 1. November einer neuerlichen Trennung von Kinderheim und Schule zustimmen muss. Das Ende der «Lombachschule» aus der Sicht Marbachs: «Das Verantwortungsgefühl unseren Zöglingen gegenüber verbot uns schliesslich die weitere Zusammenarbeit mit einer Institution, die unsere erzieherische Tätigkeit behinderte, wichtige pädagogische Grundsätze verletzte und fortgesetzt gegen den von uns erstrebten Geist der Kultur, der Ordnung, der Reinlichkeit und Disziplin verstiess. Wir konnten es auch nicht dulden, dass unsere Schüler aus Mangel an häuslichen Hilfskräften und materiellen Mitteln körperlich überbeansprucht wurden. Da die Leitung des Kinderheims, dem wir unsere Kinder anvertrauten, nicht in Begerts Händen war, entstand eine schwierige Lage. Einerseits besass Begert ausser einer beratenden Funktion keine Rechte in allen Belangen, die das Heim betrafen, andererseits musste er sich als Leiter der Schule dennoch für das Wohl der Kinder auch ausserhalb seiner Wirkungs- und Einflusssphäre verantwortlich fühlen. Wir mussten schliesslich den Eltern davon abraten, ihre Kinder dem Heime anzuvertrauen. Damit war aber auch die Zusammenarbeit mit dem Kinderheim unmöglich geworden.» Am 3. Januar 1946 wurde die «Lombachschule» geschlossen.

Diese Schliessung, die Begert nie analysiert und deshalb vermutlich nie ganz verstanden hat, wird im Rückblick zum harten Knick in seiner Karriere und zur entscheidenden Wende in seiner Biografie. Seinem Sohn Michael hat er in den siebziger Jahren, auf die Scharlachepidemie anspielend, erzählt, die «Lombachschule» sei vom Staat wegen des schlechten Wassers aus hygienischen Gründen geschlossen worden. Das ist laut Max Frutiger der kleinste Teil der Wahrheit. Frutiger war 1934 als Viertklässler einer der Begert-Schüler in der Privatschule «Schneggenbühl» in Hilterfingen und hat seinen Respekt für den Pädagogen Begert nie verloren. Als ETH-Student liess er sich deshalb Ende 1944 in den Vorstand der Institutsgemeinde wählen und später, bis zu dessen Tod, war er ein guter Freund von John Marbach. Nach seiner Einschätzung hat sich im Herbst 1945 in Tschiemen nicht nur ein Machtkampf zwischen Begert und Gertrud Ma-

ler,

[73]

sondern ein zweiter, verdeckt gebliebener zwischen Begert und Marbach abgespielt. Begert mit seinem schwärmerischen, hochtrabenden Charakter habe in allen Bereichen – ausser der Pädagogik, wo er unbestritten gewesen sei – zur Selbstüberschätzung geneigt. In den Bereichen Organisation und Planung sei ihm Marbach – obschon er ebenfalls weder nüchtern noch praktisch, aber doch ein bisschen weniger weltfremd – überlegen gewesen. Das habe Begert nicht ertragen. Er sei – dies vielleicht die grosse Tragik dieses Einzelgängers – unfähig gewesen zu jeglicher Teamarbeit, die doch seine pädagogische Konzeption mit ihren Arbeitsgruppen und dem möglichst weitgehenden Verzicht auf formelle Hierarchie geradezu vorausgesetzt habe. Deshalb habe Begert Marbachs Chef auch in jenen Bereichen sein wollen, in denen er dazu schlicht unfähig gewesen sei.

Naheliegend, dass John Marbach damals, als Präsident der Institutsgemeinde und Verfasser des Jahresberichts 1946, diesen Aspekt aus Loyalität zur Sache unterschlagen musste, als er das Ende der «Lombachschule» darstellte. Es habe sich in Habkern «von Anfang an um ein Provisorium» gehandelt, wiegelt er ab und feiert Begerts «gewaltige Anstrengungen»: «Wie er durch Ausarbeitung von Unterrichts- und Tagesplänen, von Arbeitsgruppenverzeichnissen, durch zahllose Besprechungen und Instruktionen an die Mitarbeiter die Schulgemeinschaft organisierte, wie er durch immer neue Mitteilungen über Ordnung, Disziplin, Rücksicht, Bedürfnisse der Kinder usf. das Verhalten der Erwachsenen den Kindern gegenüber zu vervollkommnen strebte, wie er in pädagogischen und psychologischen Kursen die Leute schulte, orientierte, auf die Arbeit vorbereitete, sie für die pädagogische Arbeit begeisterte, nicht zu sprechen von den reichen, unerschöpflichen Anregungen für den Unterricht selbst und den vielen Darbietungen in der Gemeinschaft. All das und noch unendlich viel mehr gehört zum bleibenden Gewinn der Lombachschule.» In Begerts 1951 erschienenem Buch über die Lombachschule sind die Probleme und Widersprüche des Schulexperiments ausgeblendet. Es bringt in

[74]

poetischer Sprache verfasste Episoden aus der Praxis einer «natur- und volksverbundenen Pädagogik» mit kurzen methodischen Hinweisen und einem visionären Ausblick zum Schluss, der sich wie eine Paraphrasierung von Holzapfels Akademie der Ausnahmen liest: «Nach dem einzigartigen Erlebnis der Lombachschule sind wir mehr denn je von der Leidenschaft besessen, eine besondere Forschungs- und Erziehungsstätte zu gründen, ein geistiges Zentrum, eine Volksakademie, einen völkerverbindenen Hort. Wir möchten darin die differenzierten Unterrichtsmethoden weiter ausprobieren, weitere entwickeln, Erzieher schulen, erd- und himmelsverbundene Menschen heranbilden.»

Als Fritz Jean Begert am 25. September 1953 dem Journalisten Neuenschwander aus dem Bumbacher Schulhaus noch einmal eine Postkarte schickt, wird er seine Wohnungssuche in Bern erfolgreich abgeschlossen haben: «Es ist lieb von Ihnen, dass Sie ein paar Zeilen über meine genau fünfjährige Tätigkeit in Bumbach zu schreiben gedenken. Ich habe hier vier Häuser eingesegnet, an drei Türgerichten gearbeitet; versucht, die Kräfte alter Tradition zu neuem Leben zu erwecken, die Liebe zu Tieren, zu Bäumen zu vertiefen, Verständnis für Andersartiges, Fremdes zu fördern.» Am 30. September vermeldet Neuenschwander im «Emmenthaler Blatt» Begerts «Abschied vom Lehramt». Kein Wort zu den Gründen der Kündigung, dafür eine Würdigung aufgrund von Begerts Angaben: «Von Schangnau aus», schreibt Neuenschwander, «unternahm er 1952 eine Vortragsreise nach Österreich, Deutschland und den Niederlanden. Er arbeitete an Bumbacher Türgerichten und segnete Häuser ein. Gelehrte vieler Länder suchten ihn im stillen Emmentaler Schulhaus auf, genossen Gastrecht und bezeugten durch ihr Interesse, dass Bumbach zu einem kleinen Zentrum pädagogischer Arbeit erwuchs, schlicht und einfach, wie es Schweizerart ist.» Begert, in diesen Tagen den Umzug nach Bern vorbereitend, muss froh sein um diese Zeilen, auch wenn er darunter leidet, dass das Gegenteil richtiger ist: Schweizerart ist eben viel eher, dass man einen wie ihn als mehr und mehr unbeachteten Tänzer

[75]

auf dem Holzboden der Kultur seine Kapriolen machen lässt und ihn für einen jener komischen Käuze hält, die früher oder später alle ganz von selber damit aufhören, auffallen zu wollen. Bumbach ein kleines pädagogisches Zentrum? Schön gesagt, Neuenschwander! Aber was ist Bumbach gegen Lombach auf der anderen Seite des Bergs? Es ist Zeit, noch einmal aufzubrechen.

7.

Walter Zürcher hat jetzt mehr Zeit, sich autodidaktisch weiterzubilden. Anfang April 1953 hat er seine Ausbildung zum Kaufmann bei der Eisenwarenhandlung Kiener+Wittlin erfolgreich abgeschlossen. Weil die Firma an der Weiterführung des Arbeitsverhältnisses nicht interessiert gewesen ist – Zürcher hat sich erlaubt, eine Lohnerhöhung für die Lehrlinge zu fordern –, versucht er sich seither bis zur Rekrutenschule, die im nächsten Februar beginnen wird, über Wasser zu halten. Von April bis Juni hat er sich in einem Sprachinstitut in Rolle über dem Genfersee weitergebildet, von Juli bis Mitte Oktober bei der Lithografieanstalt Kernen AG gearbeitet, seit einigen Wochen in der Mühle Schüpfen-Bundkofen, wo er unter merkwürdigen Umständen bereits die graue Eminenz des Kantons Bern, den alt Bundesrat Rudolf Minger, kennengelernt hat: Bei einem Brandfall in der Nachbarschaft sei Minger als Feuerwehrkommandant in den

Zivilkleidern erschienen, um erst einmal abzuklären, ob es sich lohne, die Uniform anzuziehen. Walter Zürchers «Jobbermentalität», wie man wohl später gesagt hätte, wird zu Hause nicht gerne gesehen, umsomehr als sein Vater, der ehemals gutbestallte Bundesbeamte, unter seiner seit längerem andauernden Arbeitslosigkeit leidet. Aber ihm, Walter, behagt dieses Zwischenjahr, weil er so, neben seinem sportlichen Engagement im Handballclub des TV Länggasse, mit dem er in diesem Jahr den Zürcher Grasshoppers den Schweizermeistertitel streitig machen will, zwischenhinein Zeit findet, seiner seit der Lektüre von Be-

[76]

gerts Büchern noch gewachsenen Neugierde für die Belange der höheren Kultur weitere Nahrung zu verschaffen.

Im Bereich der Literatur zum Beispiel gibt es in diesem Spätherbst in Bern nicht nur ein Bekenntnis zur Pflege der Tradition, sondern auch zwei bemerkenswerte Lesungen von jungen Schriftstellern. Auf Einladung des Berner Schriftstellervereins liest im Lyceum-Klublokal der junge einheimische Dramatiker Friedrich Dürrenmatt den ersten Akt einer Komödie mit dem Titel «Ein Engel kommt nach Babylon». Der Rezensent des «Bunds» schreibt über diesen Abend, die dargebotene Werkprobe sei wegen des «komödiantisch so kecken Zusammentreffens von Personen und Situationen, welches dem Wort Theater wieder einmal so sehr gerecht» werde, «ausserordentlich gut gelungen». Und im Konservatorium liest der Zürcher Schriftsteller Max Frisch aus einem entstehenden Prosabuch, dessen Titel der Autor bei diesem Anlass nicht mitteilt, das aber ein Jahr später bei seiner Publikation «Stiller» heissen wird. Bemerkenswert ist das tiefe Misstrauen, das die «Bund»-Rezensentin diesem «Talent» entgegengebracht hat. Es stehe «im Dienst einer Zerfallssucht, (...) die im Gewande witziger, raffinierter geistiger Spielerkunst ihre gefährlichen Untiefen verbirgt. Bei Frisch ist nun allzu oft die Grenze, die zwischen Satire und barem Zynismus verläuft, verwischt. Er weiss es, und das macht die Sache umso bedenklicher. Gewiss, die reizvoll-freche Schilderung Zürichs z.B. kann beim ersten Anhören unterhalten und ergötzen. Warum aber, fragen wir, dieser verletzende und herablassende Ton?» Ebenfalls in diesen Tagen wird an einer Pressekonferenz das Programm bekanntgegeben zur würdigen Begehung des hundertsten Todestags von Jeremias Gotthelf im Jahr 1954. Neben einer internationalen Mundart-Dichtertagung, einer Gotthelf-Feier und einer Gotthelf-Ausstellung in Bern, einer Gotthelf-Briefmarke und einem Gotthelf-SJW-Heftchen wollen folgende Organisationen 1954 Tagungen in Lützelflüh, der Kirchgemeinde des schriftstellernden Pfarrers Albert Bitzius, durchführen: der Berner Schriftstellerverein, der Schweizerische Landfrauenverband, die

[77]

Oekonomisch-Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Bern, der Evangelische Schulverein der Schweiz und des Kantons Bern, der Schweizerische Schriftstellerverein, die Landsgemeinde «Junge Kirche» und der Kantonalbernische Pfarrverein. Zur Errichtung einer Gotthelf-Gedenkstätte auf dem Rainbergli zu Lützelflüh hoffe man im Berner Volk die Summe von 20 000 Franken zusammenzubringen.

Mit Datum vom 15. November schliesst Fritz Jean Begert die «Mitteilungen Nr. 14» an die Institutsgemeinde ab: «Fünf Jahre lang haben wir in Schangnau gewirkt und uns intensiv mit den Problemen der Bauernkultur und der Volksschule auseinandergesetzt. Wir fühlten uns mit der Bevölkerung herzlich verbunden und erlebten besonders auch mit den verschiedenen Nachbarn unvergessliche Abende, hoffen nun aber in Bern in regem Kontakt mit unzähligen Menschen unser Werk rascher fördern zu können als im abgelegenen Bergtal. Seit dem 19. Oktober 1953 wohnen wir in Bern, in der durch ihre Schönheit berühmten Kramgasse, im Hause Nummer 16, im 1. Stock. Das Wappen der Familie von Wurstemberger ziert den Eingang. Die weiten, gediegenen Räume eignen sich vorzüglich für konzentrierte geistige Arbeit. Unser Sekretariat befindet sich vorläufig auch hier.» Was Begert nicht schreibt: Die Kramgasse 16 ist nur eine Übergangslösung für ein halbes Jahr, danach soll die Liegenschaft renoviert werden. Im Sommer 1954 will Eduard Hegnauer im Parterre dieses Hauses ein grosses Bücherantiquariat eröffnen: Begert sei hier viele Jahre Kunde gewesen, sagt Hegnauer. Ab und zu habe er seine eigenen, längst vergriffenen Bücher gekauft, um sie verschenken zu können.

Irgendeinmal in den folgenden Tagen sind die beiden Brüder an der Kramgasse 16 vorbeigegangen – dass Begert sie freundlich empfangen hat, steht ausser Zweifel. Und ebenso, dass er sie eingeladen hat zur «9. Allgemeinen Mitarbeiterkonferenz» und zur diesjährigen Generalversammlung der Institutsgemeinde, die anschliessend im «Café Ratskeller» an der Gerechtigkeitsgasse stattfindet. Nach den ordentlichen Traktanden, die von Präsident Hans

[78]

Wlasak speditiv behandelt worden sind, hat Begert dort ein Kapitel aus seinem Buch «Im Schangnau. Versuche zur Einführung der differenzierten Pädagogik in der Volksschule» vorgelesen, das er zur Zeit in Arbeit hat. Danach hat er eine Übersicht über die Arbeiten gegeben, die er als freier Schriftsteller in nächster Zeit auszuführen gedenkt. Neben dem «Schangnau-Buch» sind dies ein Buch über seine Thuner Zeit von 1934-1942 unter dem Titel «Vom geistigen Leben einer kleinen Stadt. Anregungen zu kultureller Arbeit», sowie die Ausarbeitung seiner Notizen, die er sich auf Grund von Gesprächen mit Rudolf Maria Holzapfel 1928 und 1929 und mit Bettina Holzapfel-Gomperz

zwischen 1928 und 1948 gemacht hat. «Diese beiden Bücher», protokolliert er in den nächsten «Mitteilungen», «sollten auch einmal veröffentlicht werden können».

Die beiden Zürcher-Brüder müssen im November 1953 von neuem von einer Begert-Begeisterung erfasst worden sein: Begert, der Schriftsteller mit der Löwenmähne, in Bern! Und er ist nicht allein! Es gibt eine Vereinigung, deren erklärtes Ziel es ist, ihm eine Privatschule einzurichten. Darüberhinaus ist er voller schriftstellerischer Ideen und, davon ist unbedingt auszugehen, lädt er sie schon in diesen Wochen ein, mitzuwirken beim bevorstehenden Versuch, die träge schweizerische Gesellschaft mittels seiner revolutionären Pädagogik zu veredeln. Mit Kollegen aus dem Seminar beginnt Zeno in den Weihnachtsferien an der Kramgasse 16 die ersten Kapitel des «Schangnau-Buchs» ins Reine zu tippen. Walter entschliesst sich, den Job in der Mühle Schüpfen-Bundkofen, wo er sich mit den Vorgesetzten sowieso bereits zerstritten hat, auf Ende Jahr aufzugeben und sich bis zum Beginn der Rekrutenschule ganz in Begerts Dienst zu stellen.

Fritz Jean Begerts Sohn, der damals siebenjährige Michael, hat nun an der Postgasse 66, wo sich heute die Berufs- und Fachschule des Detailhandels Bern befindet, die erste Klasse zu besuchen – und zwar bei Fräulein Schmid, die ihm ins Zeugnis schreiben wird: «Michael weiss lustige Geschichten zu erzählen, sollte aber öfters seine Hände waschen»; Alki Natalie, seine Schwester, geht in den

[79]

Kindergarten. An die Kramgasse 16 erinnert sich Michael nur noch vage: «Ich weiss einfach, dass immer etwas gelaufen ist, und es gab dort grosse Räume und viel Platz. Ich hatte das Gefühl, es sei eine gute Zeit für alle.» Beatrice Begert-Demetriades gefällt das Leben in der Stadt. Bevor sie nach Habkern gegangen ist, um sich an Begerts «Lombachschule» zu engagieren, hat sie ja meistens in grossen Städten gelebt. Geboren worden ist sie in Paris von Marguerite Noufflard, Tochter eines französischen Kolonialbeamten – ihr Vater heisst Stéphane Demetriades, ist Grieche und hat an der EPUL in Lausanne Bauingenieur studiert. Die Mutter ist bei ihrer Geburt gestorben. Die kleine Beatrice kommt für zwei Jahre in ein Säuglingsheim, später zur Grossmutter in Südfrankreich, schliesslich zu ihrem Vater nach Athen, der dort eine gutgehende Bauingenieurfirma aufgebaut hat. Nach dem «Anschluss» Österreichs an Hitlers Deutschland verlässt sie im März 1938 das Deutsche Gymnasium in Athen. Mit dem Beginn des Kriegs wird sie immer mehr mit den sozialen Differenzen, den «Klassenunterschieden», wie sie sagt, konfrontiert: «Die Hungersnot war besonders in Athen gross. Mein Vater war organisatorisch sehr fähig, und er hat sozial sehr viel geleistet. Er hat Volksküchen organisiert, und als Präsident des griechischen Alpenclubs hat er eine grosse Kinderkolonie auf

dem Berg Parnes bei Athen aufgebaut – wir haben damals die Kinder, die in Athen praktisch auf der Strasse lagen, eingesammelt und in diese Kolonie geführt.» Beatrice Demetriades arbeitet dann in einem Spital und später als Betreuerin von Waisenkindern in Delphi, bevor sie nach Athen zurückkehrt und an einem griechischen Gymnasium die Matura nachholt. Im Frühjahr 1943 reisen Vater und Tochter, nachdem Athen von den Deutschen besetzt und ihre Wohnung im Kolonaki-Quartier wegen ihrer Lage mit guter Rundsicht von deutschen Offizieren beschlagnahmt worden ist, in einem plombierten Eisenbahnwagen durch den Balkan nach Genf. Am «Institut Rousseau» beginnt sie bei Jean Piaget ein Psychologiestudium. Ihr Vater engagiert sich in Estavayer-le-Lac für griechische Kriegsinternierte. Weil er auch die Kommunisten unter ihnen unterstützt, wird er in

[80]

der griechischen Presse als Kommunist denunziert, was zur Beschlagnahmung seines Vermögens in Athen führt. Er bleibt in der Schweiz und lebt mit seiner zweiten Frau, der Pianistin Marianna Phillipidou, zurückgezogen in Lausanne, wo er 1981 im Alter von 82 Jahren stirbt. Seine Tochter Beatrice ist im Sommer 1945 dem Reformpädagogen Begert nach Habkern an die «Lombachschule» gefolgt und hat die nächsten Jahre in den urweltlichen Krächen um den Hogant, in Habkern und in Bumbach, verbracht.

Nun führt sie, im Winter 1953/54, zusammen mit ihrem Mann an der Kramgasse in Bern ein offenes Haus, das sich schnell zu einem kulturellen Treffpunkt entwickelt. Einer der regelmässigen Gäste wird der Journalist René Neuenschwander, der mit Vorliebe zum Gedankenaustausch beim Mittagskaffee hereinschaut. «Tage ohne Gäste kennen wir kaum mehr», berichtet Begert im Januar 1954, «häufig löst vom Morgen bis zum Abend ein Besucher den andern ab. Erzieher, Studenten, Redaktoren finden sich bei uns ein und – was uns immer besonders freut – liebe Menschen aus Schangnau. Seminaristen aus Hofwil suchen mich bald einzeln, bald in kleinen Gruppen auf. Diese flotten jungen Menschen leisten in den Ferien bereits eine wertvolle freiwillige Gruppen- und Gemeinschaftsarbeit.» Am 19. und 20. November 1953 hat der in Lyon lebende Schriftsteller Eduard H. Steenken die Begerts besucht und eine Woche später, wohl auch als Dank für die Gastfreundschaft, im «Oberländischen Volksblatt» einen Essay über Begert als «Dichterpädagogen» plaziert: «Begert ist nicht nur streckenlang ein Dichter in seinen Büchern, er hat den Geist des Dichtens, den Geist schöpferischer Gestaltung in sein pädagogisches Werk hineingetragen, so dass man fortan beide nicht mehr trennen kann. Unter Umständen beruht auf diesem die Anziehung, die seine Erziehungsstätten auch auf völlig unpädagogische Menschen ausüben.» In der Tat: Seit Begert in Bern wohnt, scheint allenthalben neuer Wind in die erkaltende Glut seines reformpädagogischen

Traums zu fahren.

Über Silvester und Neujahr weilt Fritz Jean Begert als Gast von Johann Martin von Planta auf Schloss Fürstenau im Domleschg.

[81]

Aber auch wenn er in Bern gewesen wäre, hätte er den Silvesterabend kaum im Kellergewölbe der Kramgasse 6, von seiner Wohnung nur einige Schritte stadtabwärts, verbracht, obschon dort an jenem Abend eine denkwürdige Première stattfand, die die Presse danach als einen «in der Geschichte der bernischen Kleinkunst wahrlich historische[n] Abend» gewürdigt hat. Denkwürdig war, dass in diesem Keller überhaupt gespielt werden konnte, obschon der damalige Polizeiinspektor Itten noch kurz zuvor hatte verlauten lassen: «Mer wärde aus dra setze für z verhindere, dasme amenen Ort es Theater bout, wo üsereins nid emau würdi Härdöpfu ylagere.» Schon im Sommer 1953 diskutierte man die Eröffnung eines zweiten Kleintheaters neben dem «Theater der untern Stadt», das seit 1949, zuerst im Anlikerkeller an der Gerechtigkeitsgasse 73, seither in einem heroisch entrümpelten Kohlenkeller an der Kramgasse 70 spielte. Dass in den Kellergewölben an der Kramgasse 6 – die 1951/52 von einer Gruppe von Gymnasiasten kurzfristig zum «existentialistischen Diskussionskeller» «L'areignée» umfunktioniert worden waren – schliesslich doch ein Kellertheater eingerichtet werden konnte, war massgeblich das Verdienst des Juristen Robert Senn. Seine Aufgabe wurde es im Herbst 1953, die Scheinargumente zu widerlegen, mit denen die Stadtoberen das Theater zu verhindern suchten. Senn schrieb später: «Die Behörden waren dagegen. Sie waren in einem Masse dagegen, dass es mich verwunderte. Ich hatte Abwehr erwartet, aber ich hatte sie nicht so affektiv geladen erwartet. Es war, als ob man in jedem Kellertheater die Brutstätte einer neuen Subkultur witterte, die einem noch einmal schwer zu schaffen machen könnte.» Denkwürdig war dann auch die Première am Silvester 1953, und zwar nicht nur deshalb, weil das Publikum auf ausrangierten Bänken aus dem Berner Münster Platz zu nehmen hatte. Denkwürdig war, wie sich Textautor Heinrich Guhl später erinnert hat, die Generalprobe, weil Sprache und Musik immer wieder vom Lärm der nach wie vor arbeitenden Handwerker übertönt worden sei. Schliesslich habe eine Schauspielerin im «Hospiz zur Heimat» ein paar handfeste Männer

[82]

geholt, die sich bereit erklärten, die Räumlichkeiten bis zum Abend gründlich zu säubern: «Als die ersten Besucher um 20 Uhr etwas ängstlich die lange, schmale Treppe herunterstiegen», schreibt Guhl in seinen Erinnerungen, «kreuzten sie die letzten Helfer, die mit Körben und Eimern den letzten Schutt aus dem Lokal beförderten.» Danach war es an der Truppe des neugegründeten, nur kurze Zeit aktiven Kabaretts

«Muusefalle»: Es habe, rühmte ein Rezensent, «getragen von echter schauspielerischer Begeisterung», an jenem Abend die Zeitgeistthemen von landwirtschaftlicher Subventionspolitik bis zur Parkplatzmisere, von Bünzliwesen und Snobismus bis zur «entarteten Jugend» «zum brillanten Feuerwerk» gemacht. – So wurde also das traditionsreichste Kellertheater der Berner Altstadt gegründet. Aber wie gesagt: Diesen kulturpolitischen Werktagsbetrieb in Berns unterer Altstadt wird Fritz Jean Begert, ist anzunehmen, allenfalls mit einem nachsichtigen Lächeln zur Kenntnis genommen haben.

Der kulturelle Sonntagsbetrieb in der Wohnung an der Kramgasse 16 hat an der finanziellen Lage der Familie Begert allerdings nichts verbessert, im Gegenteil. Schon in den ersten Berner Tagen im Oktober hat Beatrice Begert das «Kinderdorf Pestalozzi» in Trogen besucht, um sich nach allfälliger Arbeit umzusehen. Während des Winters erteilt sie in Bern Griechischunterricht. Begert gibt jeden Freitagnachmittag Malstunden für Kinder und plant eine Serie von Abendkursen zum Studium von Volksliedern verschiedenster Völker, zum Studium fremder Länder und Völker, zum Studium der differenzierten Pädagogik und von Holzapfels Psychologie und Weltanschauung – ein halbes Jahr später erwähnt Begert in den «Mitteilungen Nr. 16» allerdings lediglich zwei funktionierende Kurse, eine Sing- und eine Lesegruppe. Gleichzeitig sieht er sich bereits wieder mit der Notwendigkeit konfrontiert, sich um ein regelmässiges Einkommen bemühen zu müssen. Für Ende Februar 1954 hat er eine Stellvertretung als Primarlehrer im Bethlehem-Schulhaus in Bern-Bümpliz in Aussicht. Die «Mitteilungen Nr. 15» vom «27. Jänner 1954» an die Institutsgemeinde

[83]

schliesst er mit einem beschwörenden Appell, in dem er seine akute finanzielle Misere, transponiert in panidealistisch-euphemistische Sprache, folgendermassen darlegt: «Viele nehmen das Schicksal der schöpferischen Geister als eine unabänderliche Tatsache oder gar als Notwendigkeit hin. Und dabei liesse sich doch im sozialen u. gesellschaftlichen Leben so vieles ändern, wenn unter der Jugend Kämpfer erstünden, wenn alle Einsichtigen aktiver u. mutiger wären, wenn die Gutgesinnten sich mehr zusammenschlössen, wie wir es in unserer pädagogischen Vereinigung erstreben. Man brächte schliesslich auch die nötigen Geldmittel zusammen. Es ist ein Jammer, dass wir unsere Pläne – die Gründung einer Erziehungsstätte, die Herausgabe einer päd. Schriftenreihe (eine subtile Auswahl der schönsten päd. Literatur aller Zeiten!), einer päd. Zeitschrift, die Veröffentlichung neuer Lehrbücher, die Gründung eines Fonds zur Förderung begabter Pädagogen, zur Weiterbildung unbemittelter Kinder – Jahr für Jahr zurückstellen müssen. Wir bemühen uns doch unablässig, in den Menschen Leben und Feuer zu wecken. Wir wollten in vermehrtem Masse ringsum alles Gute fördern, wenn uns mehr Mittel zur

Verfügung stünden! Wir bitten unsere Mitglieder, wenigstens ihre Jahresbeiträge regelmässig zu zahlen.» Zweifellos haben Walter Zürcher und die Hofwiler Seminaristen diesen Aufruf, vorab den Appell an die Jugend, als Aufforderung gelesen, sich noch stärker in den Dienst von Begerts Sache zu stellen.

Bereits in diesen Wochen werden die Jugendlichen auf die eine oder andere Weise zum ersten Mal mitbekommen haben, dass hinter Begert die mächtige Lehre eines geheimnisvollen Meisters stand. Walter Zürcher zum Beispiel erinnert sich an das Wochenende vom 6. und 7. Februar 1954, als er zum erstenmal ganz direkt mit Argumenten von Rudolf Maria Holzapfel konfrontiert worden ist. An jenem Samstag könnte er schnell in der Kunsthalle vorbeigeschaut haben, wo an diesem Tag die legendäre Ausstellung «Tendances actuelles de l'École de Paris II» Vernissage hatte, mit der der Kunsthalleleiter Arnold Rüdlinger massgeblich dazu beitrug,

[84]

in Bern die Moderne in der Kunst salonfähig zu machen –, aber eigentlich hat Zürcher, zwei Tage vor Beginn der Rekrutenschule, andere Probleme gehabt. Sicher ist, dass er anderntags im Hotel «Eidgenössisches Kreuz» die Jahresversammlung der Schweizerischen Vereinigung für internationalen Zivildienst besucht, deren Ziel es ist, den Militärdienst durch zivilen Dienst zu ersetzen. Nachdem Rodolfo Olgiati in seinem Referat über «Die Hilfe an die wirtschaftlich benachteiligten Gebiete» ausgeführt hat, dass ein Zehntel der Weltbevölkerung, zu dem die Schweiz gehöre, die Hälfte des Welteinkommens horte und für den Herbst eine Tagung zum Thema Militärdienstverweigerung angekündigt worden ist, will Zürcher am Sonntag nachmittag, als nun auch Begert, der ihm die Tagung empfohlen hat, im «Eidgenössischen Kreuz» auftaucht, die Rekrutenschule verweigern. Begert widerspricht. Zürcher führt die Militärkritik von Albert Einstein und dessen Pazifismus ins Feld, Begert die Kampfpsychologie Holzapfels und ihre praktischen Bezüge zum Militär: In Anbetracht des Hinmordens grosser Entwicklungsgruppen genüge es nicht, die Rolle mitleidiger Zuschauer oder geistiger Kämpfer zu übernehmen; das Reich der ausschliesslichen Liebe sei noch nicht gekommen. Deshalb stehe man, wie Holzapfel geschrieben habe, «nicht selten vor dem Dilemma, entweder physische Kraft und Gewalt zu gebrauchen oder die Unschuld, die Güte, Begabung und Hochentwicklung zahlreicher Menschen, Gruppen, sogar grosser Kulturgemeinschaften der vernichtenden Brutalität gemeiner Verbrecher, Mörder und Geisteskranker auszuliefern». Auch er, Begert, habe den Pazifismus, der ihn Ende der zwanziger Jahre gar dazu gebracht habe, sich – übrigens mit Holzapfels Hilfe – aus der Armee ausmustern zu lassen, als unzureichende Haltung überwinden müssen, denn wer wähne, alle künftigen Massnahmen, Gewalt gegen Gewalt anzuwenden, ausnahmslos mit Fluch und Bann belegen zu müssen,

um die höhere Geisteskultur zu fördern, der sei in einem verhängnisvollen Irrtum befangen. Unter dem Eindruck der Entwicklung zum Zweiten Weltkrieg habe er seine Haltung revidiert, sich der Armee er-

[85]

neut zur Verfügung gestellt und es, wenn auch ohne Begeisterung, im Luftschutz noch zum Korporal gebracht. «Sie werden wohl begreifen können», wird Begert viel später gegenüber einem Journalisten sagen, «dass es doch etwas lächerlich war, mich während des Krieges in einem liederlichen Luftschutzgewändchen hinter einem kläglichen Materialwägelchen durch die Stadt Thun trotteln zu sehen, in der ich als Präsident der Kunstgesellschaft bereits wichtige organisatorische Aufgaben gelöst hatte.» Töten sei, obschon es auf den Tötenden selbst wie auf viele in seiner Umgebung verrohend wirke, zuweilen ein nicht zu umgehendes Mittel der Verteidigung eigenen und fremden Lebens. Deshalb werde sich jener, der die menschheitliche Entwicklung mehr liebe als alles andere, «nicht scheuen, unter Anwendung physischer Gewalt zu streiten, wo und wann es keinen anderen, keinen geistigeren Weg geben wird, die Rohangriffe dunkler Existenzen gegen unschuldiges Leben und gegen die höchsten Werte der Menschheit abzuwehren», wie Holzapfel gelehrt habe. Von hier her müsste es Begert ein Leichtes gewesen sein, an der schweizerischen Ideologie der «immerwährenden bewaffneten Neutralität» anzuschliessen, mit der den Rekruten die Notwendigkeit der Schweizer Armee zu Zeiten des Kalten Kriegs plausibel gemacht worden ist. Der Disput mit Begert, erinnert sich Walter Zürcher, habe die ganze Nacht gedauert. Am Morgen des 8. Februar 1954 ist er nach Wangen an der Aare gefahren, um sich in der Kaserne als Infanterierekrut zu melden.

Zu den unvergesslichen Ereignissen dieser Wochen zählt Begert später die grosse Kundgebung zur Erhaltung der Berner Altstadt vom 6. März 1954, an der sich 8 000 Menschen auf dem Münsterplatz einfanden: Hier, wo als geistig hochstehender Wert die Intaktheit mittelalterlicher Stadtfassaden gegen den schieren Materialismus verteidigt wurde, war er dabei; und dieser machtvolle Aufmarsch des Volkes für die Erhaltung kultureller Werte hat ihn begeistert. Mit der Kundgebung ist ein Spekulant in die Schranken gewiesen worden, der im Jahr zuvor eine Baubewilligung verlangt hat, um ein Geviert von insgesamt acht Liegenschaften an der Ge-

[86]

rechtigkeits- und der Junkerngasse abreissen und durch ein Bürogebäude ersetzen zu können. Als dieses Projekt im März 1953 die Bewilligung nicht erhält, schiebt er sofort ein Ersatzprojekt nach, einen Klotz mit 60 Ein- und Zweizimmerappartements, der im September 1953 die Hürde der Baubewilligung nimmt. Kurz zuvor, am 10. August, wird jedoch auf der Stadtverwaltung eine Volksinitiative «zur Rettung der Altstadt» einge-

reicht. Das Initiativkomitee lanciert in der Folge zur Verhinderung dieses Neubaus eine Kampagne mit Versammlungen und öffentlichen Diskussionen, deren Höhepunkt eben diese Kundgebung auf dem Münsterplatz ist. Der Druck von der Strasse wird schliesslich dazu führen, dass der Spekulant klein beigibt und die Liegenschaften «zum Selbstkostenpreis», wie es heissen wird, an die Burgergemeinde der Stadt Bern verkauft.

An der Kundgebung ruft der Privatdozent Georges Grosjean über den Platz: «Es geht letzten Endes um die Frage: Echt oder unecht – wahr oder unwahr? Wenn einer zu Hause ein schönes Gemälde besitzt, so wird er es auch nicht verholzen, um nachher einen Kunstdruck aufzuhängen, auch wenn derselbe noch so schön sein mag und genau dasselbe darstellt und vielleicht noch geschleckter aussieht als das Original. Es ist ja auch hier so: Die meisten unserer Altstadtfassaden sind gesund!» Damit verweist er, wohl unabsichtlich, auf den Widerspruch, der im wertkonservativen Kampf für ein historisch intaktes Stadtbild steckt: Viele Altstadthäuser sind zwar schön anzusehen, aber kaum mehr zu bewohnen. Münsterpfarrer Paul Tenger spricht's an der Kundgebung im beschönigenden Ton einer pfarrherrlichen Sonntagspredigt aus: «Was ihre Schönheit ausmacht, das sind wohl ihre Gassen und Häuser, ihre Gässchen und Höflein und Fronten, ist wohl der ganze so abgewogene Rhythmus der Linien, Räume und Verhältnisse, in dem alles zueinander steht, ist wohl die Sprache vergangener Zeiten, vernehmbar in jedem Haus und in jeder alten Stube. Aber was nicht minder zur Schönheit unserer Altstadt gehört, das ist das Leben darin, ist, dass da in der Geborgenheit der alten Häuser – in de-

[87]

nen zwar da und dort manches baulich noch im Argen liegt und der Erneuerung bedarf –, dass da noch Menschen wohnen, dass darin Leben pulsiert, Menschen leben, arbeitsam und tüchtig, die schaffen und wirken und da ihr Auskommen suchen – Menschen, die es schätzen und stolz darauf sind, hier leben und wohnen zu dürfen, die aber von der äussern Schönheit dieses baulichen Altstadtwunders allein nicht leben können!» Andere, zum Beispiel der spätere Verleger Egon Ammann, haben die damalige Wohnqualität in der unteren Altstadt ungeschminkter beschrieben: «In der Matte drunten gab es noch Häuser – heute Luxuswohnungen von irgendwelchen Superverdienern, Beamten oder sonstigen Hochstaplern –, die hatten innerhalb einen Schacht, in dem die Scheisshäuser von Stockwerk zu Stockwerk versetzt waren und direkt hinunter ins Güllenloch führten.» Auch Paul Stalder, in den frühen fünfziger Jahren «eine Art Assistent des Kunsthalleleiters Arnold Rüdlinger», erinnert sich, dass in den billigen Wohnungen der unteren Stadt damals «lauter arme Leute gewohnt» hätten. Die meisten hätten kein Geld gehabt, allerdings sei kein Geld zu haben einfacher gewesen als später, weil auch die

Reichen nicht reich gewesen seien: Wer damals drei Anzüge besass, habe bereits als wohlhabend gegolten.

Als arm gilt aber auch damals zweifellos, wer kein Dach mehr über dem Kopf hat. Auf Mitte Mai muss die Familie Begert die Kramgasse 16 verlassen, nicht einmal ein weiteres, zahlbares Provisorium ist zu finden gewesen. «Auch da seine Hilflosigkeit gegenüber den praktischen Dingen», sagt Beatrice Begert-Demetriades: «Er hat nicht geplant, konnte nicht über die Probleme sprechen.» Nun soll er, nach kurzen Stellvertretungen im Bethlehem- und im Stapfenacker-Schulhaus, den erkrankten Lehrer und Schriftstellerkollegen Karl Uetz in Oberbottigen vertreten gehen. Für sich findet er als Provisorium eine Kammer auf dem Hof des Bauern und Namensvetters Werner Begert in Niederbottigen. Als ihn seine Frau gefragt habe: «Und was mache ich mit den Kindern?», habe er nichts antworten können. Am 18. Mai verlässt die Familie die Ber-

[88]

ner Altstadt und bricht, wie sich zeigen wird, an diesem Tag endgültig auseinander. Beatrice Begert zieht mit ihren Kindern ins «Kinderdorf Pestalozzi»in Trogen, wo sie bis zum 14. Juli als «Hausmutter» des Griechenhauses «Kypseli» eine Stellvertretung übernehmen kann. Ihr Mann schreibt in diesem Sommer an die Mitglieder der Institutsgemeinde: «Wir fanden keine neue Wohnung und mussten uns schweren Herzens vorübergehend trennen.» Beatrice Begert hat im Mai 1954 den schwierigen Weg der alleinerziehenden Mutter dem Warten auf das Begert'sche Erziehungsinstitut vorgezogen, weil sie dieses, wie andere auch, immer deutlicher als Wunschphantasie, als – allerdings lebenswichtige – Illusion ihres Mannes durchschaut hat.

8.

10. Juli 1954, ein warmer Sommerabend. Fritz Jean Begert schiebt die letzten Notizen zu den «16. Mitteilungen» an die Institutsgemeinde über den Tisch, wo hinter der Schreibmaschine Walter Zürcher an der Reinschrift sitzt. Seit dem Abschluss seiner Rekrutenschule arbeitet der junge Mann bei der Leinenweberei Schwob AG, hat dort aber die Bücher von Begert und Holzapfel auf dem Pult und Mühe, sich auf seine Lohnarbeit zu konzentrieren. Abends fährt er mit dem Velo häufig zu Begert nach Niederbottigen hinaus, um ihn vom Schreibkram zu entlasten. Denkbar wäre, dass Begert jetzt ans Fenster seiner Stube treten und gedankenverloren zuschauen würde, wie unten auf den Vorplatz des Begert-Hofs sein Schüler Urs, Sohn des Bauern, mit geschulterter Gabel vorbeigeht. Über die neuerliche und, da Lehrer Uetz ernstlich erkrankt scheint, längerfristige Stellvertretung hier draussen muss er froh sein. Nachdem Schulinspektor Schweizer, der mächtigste Mann im städtischen Schulwesen, wie ihm scheint, hat verlauten lassen, der Begert solle Bücher schreiben, aber sich nicht weiter mit Pädagogik befassen, ist auf eine

feste Anstellung in dessen Ein-

[89]

flussbereich nicht mehr zu hoffen. Dass sich die Staatsschule an einem, der das Maul soweit aufgerissen hat wie er, rächen würde, war eigentlich voraussehbar, trotzdem hat es ihn verletzt. Der Versuch, wieder das Leben eines freien Schriftstellers aufzunehmen, das sieht er ein, ist vorderhand vollständig gescheitert: Wegen der neuerlichen Stellvertretereien seit Ende Februar ist das Manuskript des «Schangnau-Buchs» wieder liegengeblieben; seine Ehefrau Beatrice ist mit Michael und Alki seit zwei Monaten in der Ostschweiz und schreibt, sie wolle Anfang August mit den Kindern nach Griechenland fahren – er nimmt sich vor, sie mindestens bis Mailand zu begleiten. Ob man überhaupt wieder einmal zusammen wohnen wird – wer weiss. Lichtblicke? Der gute Steenken in Lyon hat ihm Ende Mai – diese Passage der «Mitteilungen» wird Walter wohl bereits getippt haben – «37 junge Französinnen», «fast alles zukünftige Kindergärtnerinnen», nach Bern geschickt: «Ich durfte sie durch unsere schöne Stadt führen», hat er vorhin formuliert. Abends hat er sie dann in der Jugendherberge abgeliefert, wo eine der jungen Frauen zu seinen Ehren einen Aufsatz über die «Lombachschule» vorgelesen hat. Später hat er noch ein wenig Pestalozzi gespielt und pädagogische Fragen beantwortet. Und noch später ist er zu Fuss durch die Nacht mehr als eine Stunde nach Niederbottigen hinaus und hat sich zum Rhythmus des Schritts ein Lied für die hübscheste der Kindergärtnerinnen ausgedacht: «Wie oft hab ich im Leben schon geirrt / Nun hast auch du mir noch den Sinn verwirrt / Doch es geschah ganz ohne deine Schuld / Ich sehnte mich so sehr nach deiner Huld / Denn du warst immer gut zu mir.» Und so weiter. So sehen nun seine Abende aus. Bestenfalls.

Lichtblicke? Öfter kommen Studierende vorbei, Seminaristen und Seminaristinnen, oder eben Walter Zürcher. Häufig diskutiert man psychologische und pädagogische Fragen, und, das würde Begert zugeben müssen, man hat ihm seit Jahren nicht mehr so lange und so aufmerksam zugehört, wenn er über Holzapfel zu sprechen begonnen hat. Eine Gruppe von Seminaristen um Zeno Zürcher arbeitet, das freut ihn, in thematischen Gruppen an einer umfangreichen Doku-

[90]

mentation über Burgdorf. Das in diesen Wochen fertiggestellte hundertsechzigseitige Konvolut belegt in einem kurzen Vorwort, welchem Gedankengut sich die Jugendlichen verpflichtet fühlen: «Die vorliegende Schrift ist eine freiwillige Gruppenarbeit von zwölf Seminaristen. Die Texte stammen zum grössten Teil aus mündlichen Unterredungen. Jeder unternahm das, was ihn am meisten interessierte; oft wurde in Zweiergruppen gearbeitet. Wir möchten mit dieser Arbeit zeigen, dass in freiwilliger Gruppenarbeit

manches geleistet und gelernt werden kann, was im normalen Schulunterricht nicht möglich ist. Darum wäre es wichtig, dass auch an den heutigen Schulen dieser freiwillige Gruppenunterricht besser gepflegt würde.» Die Arbeit ist der Seminardirektion in Hofwil vorgelegt worden. Laut Zeno Zürcher hat diese nicht einmal ihren Empfang je bestätigt.

Ein Lichtblick wird für Begert selbstverständlich die Schulstube gewesen sein, wie sie es damals auch für seinen Schüler Urs Begert gewesen ist, der heute als SVP-Grossrat, Ehemann der gegenwärtigen Fürsorgedirektorin der Stadt Bern, Ursula Begert, und Landwirt auf dem Begert-Hof sagt, von der Erscheinung her sei Fritz Begert mit seinen langen Haaren damals ein Aussenseiter gewesen und deshalb von den Oberschülern manchmal gehänselt worden. Jedoch schätzt er ihn bis heute als «Superpädagogen» ein, der mit seiner Art, Schule zu geben, der Zeit voraus gewesen sei: Er habe die Schulkinder in Gruppen arbeiten lassen und ins Dorf und in die Natur hinausgeschickt auf Recherchen. Er habe für die Kinder gelebt und oft nachmittagelang mit Einzelunterricht den Langsameren der Klasse weiterzuhelfen versucht. Unter seiner Leitung sei damals als Unikat eine Dorfchronik angefertigt worden, an der die ganze Schule mitgearbeitet habe. Leider sei sie heute verschollen.

Ob sich Begert nach dem 24. Juli 1954 in die Kunsthalle bemüht hat, um Rüdlingers Ausstellung mit 84 Werken von Le Corbusier zu sehen, ist mehr als ungewiss. Sicher jedoch ist, dass er am 2. August nach Mailand fährt, um seine Frau zu verabschieden, die mit den Kindern nach Griechenland reist. In den «Mitteilungen Nr. 17» schreibt er später: «Beatrice erlebte mit Michael und Alki in ihrer

[91]

alten Heimat Griechenland eine schöne, anregende Zeit. Wer wissen will, was echte Volkskultur ist – in unserem Lande sind davon nur noch kümmerliche Überreste zu finden –, muss einige Zeit unter den Schafhirten auf dem Parnass leben! Heimweh ergreift mich jedesmal, wenn Beatrice davon erzählt. Sie weilte mehrere Wochen auf Leros nahe der kleinasiatischen Küste. Sie war beauftragt, einen Bericht über ein Mädchenheim zu schreiben und erlebte wahre Gemeinschaft.» Weniger pathetisch erinnert sich Beatrice Begert-Demetriades im Gespräch: «Auf der Insel Leros wurde damals ein Heim aufgebaut, um Kinder, die während des Kriegs in kommunistische Länder verschleppt worden waren zu ‘entkommunisieren’, ein Umerziehungslager sozusagen. Ich bin mit einem guten Freund auf diese Insel gefahren. Dort hat man mich angefragt, ob ich helfen könne beim Umorganisieren eines Mädchenheims. Das war eine sehr schöne Erfahrung für mich. Damals habe ich überlegt: Soll ich mit meinen Kindern in Griechenland bleiben? Ich bin damals zur Ansicht gekommen, dass ich die Kinder nicht vom Vater trennen, sie

nicht entwurzeln dürfe – ich wollte ihm das nicht antun.» Auf Leros erreicht sie die Anfrage aus der Schweiz, Psychologin des «Pestalozzi-Dorfs» in Trogen zu werden. Im Herbst 1954 tritt sie diese Stelle provisorisch an, einen Zweijahresvertrag unterzeichnet sie nicht, weil sie sich nicht so lange binden will. Sie ist schliesslich 33 Jahre, bis zu ihrer Pensionierung, in Trogen geblieben. Obschon das Ehepaar Begert nie geschieden wurde und den Kontakt mit Besuchen und Briefen bis zuletzt pflegte, ist ein gemeinsames Leben ernsthaft nie mehr in Betracht gezogen worden.

Am 27. August 1954 erhält Fritz Jean Begert Post, die ihm neuen Mut macht. Walter Zürcher lässt ihm einen ersten «Tätigkeitsbericht» der tags zuvor gegründeten «Kampfgruppe» zukommen, die aus ihm, seinem Bruder Zeno und Max Mathys, einem Seminar-Kollegen Zenos, besteht: «Angeregt durch die letzten Gespräche, habe ich mich entschlossen, Ihnen in Zukunft Berichte von meinen Erfahrungen und Tätigkeiten für Ihr Werk zu senden. Seit den eindrücklichen Unterredungen mit Ihnen befinde ich mich

[92]

geradezu in einem unheimlichen Zustande. Alle Fasern, Zellen, Gedanken meines Selbst schreien mit ungeheuerlicher Gewalt: ‘Du musst Begert helfen, du musst dich bedingungslos einsetzen und dem erkannten Ziele alles andere, sei es was es wolle, rücksichtslos nachstellen.’ Täglich kehre ich mit einem Hosensack voller Notizzettel heim, auf denen ich im Geschäft die einfallenden Ideen aufzeichne. Alle Versuche, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren, blieben von geringem Erfolg, weil ich einfach nicht mehr von diesem leuchtenden Ziele wegblicken kann. Alles in mir drängt und treibt zur Tat; es ist, als wollte ich explodieren und alle noch bestehenden Fesseln sprengen. Es darf kein Strohfeuer sein. Die einmal entfachte Flamme darf jetzt nicht mehr erlöschen und ich werde nun immer darauf achten, sie zu pflegen, zu schüren oder zu dämmen, je nach Notwendigkeit.» An ihrer ersten Sitzung am Abend des 25. August, einem Mittwoch, habe sich, schreibt Walter Zürcher weiter, die Kampfgruppe auf drei programmatische Punkte geeinigt: «1. Vor allem sich selbst ohne Unterlass weiterbilden und erziehen, um als Beispiel voranzugehen und als möglichst hochwertige Menschen dem Ziel umso besser dienen zu können. 2. Seine Person bedingungslos dem Ziel unterordnen und bereit sein, alle Konsequenzen, Opfer, Schwierigkeiten, Niederlagen, Spöttereien, Anfeindungen usw. auf sich zu nehmen. 3. Studium aller Werke, die mit dem Ziel zusammenhängen (vor allem Holzapfels und Begerts Werke) und Erarbeitung aller nötigen Fähigkeiten. Wir haben erkannt, dass die Mitarbeit mit Begert zugleich die beste Selbsterziehung, Bildung und Kampfschulung ist.» Nach diesem Programm folgt eine ganze Liste von «sofort auszuführende[n] Aufgaben». Neben dem «Verkauf der Bücher Begerts» will man sich mit dem geplanten Schulinstitut befassen und ein Modell der gesamten Anlage

anfertigen. Bemerkenswert Punkt 7: «Begert finanziell unabhängig machen». Im Rückblick hat für Walter Zürcher diese Kampfgruppe vor allem den Zweck gehabt, Begerts Ideen zu verbreiten und mitzuhelfen, eine Schule zu gründen: «Der Panidealismus ist als Philosophie für die Gesellschafts-

[93]

veränderung so revolutionär wie der Marxismus. Der Versuch, eine Schule in seinem Sinn zu führen, war sozusagen der praktische Ansatz, um seine Ideen in die Gesellschaft hineinzutragen.»

Bereits am Samstag darauf trifft sich die Kampfgruppe erneut, um als erste Sofortmassnahme Mittel und Wege zu suchen, Begerts bisher unverkaufte Bücher unter die Leute zu bringen, um «eine neue Auflage [zu] erwirken». Einleitend jedoch referiert laut Protokoll Walter Zürcher über «das Wesen der Ausdauer und ihre Wichtigkeit für unsere Zusammenarbeit»: «Ich gab einige eindrückliche Beispiele darüber, was ein Mensch erreichen kann, wenn er z.B. 30 Jahre lang täglich eine Seite schreibt, 50 Seiten liest, eine halbe Stunde dem Studium einer Fremdsprache widmet, fünf Franken spart, einen Menschen kennenlernt und ihn für unser Werk begeistert.» Die nächste Sitzung am Abend des 2. September ist wiederum vor allem dem Bücherverkauf gewidmet. Diesmal ist Mathys für das Protokoll verantwortlich: «Das Ziel, das jeder Mensch im Innersten erstrebt», schreibt er, «ist mitzuhelfen, dass die Welt wieder zu dem werde, als das sie der Schöpfer erschaffen hat. Das bedeutet, die Forderungen Christi in der Bergpredigt erfüllen. Die Moralische Aufrüstung beweist uns, dass sie für alle Menschen gelten.» Die Moralische Aufrüstung («Moral Rearmament» [MRA]), die Mathys mit holzapfelschem Ethos ins Spiel bringt, wurde 1938 in London als demokratisch-christliche Erweckungsbewegung gegründet und propagierte, was Mathys panidealistisch vorgekommen sein muss: durch Erneuerung des einzelnen Menschen die Welt zu erneuern und ihr dadurch sozialen und politischen Frieden zu bringen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die MRA allerdings zum willfährig antikommunistischen Instrument im Kalten Krieg geworden. Was die ideologischen Zauberlehrlinge nicht haben wissen können: Dass in der Stadt an diesem Abend der führende Anthroposoph des Kantons, Friedrich Eymann, nach einem Hirnschlag gestorben ist.

Irgendeinmal in diesen Wochen wird einer dieser wachen Jugendlichen, die bei ihrem bewunderten Lehrmeister Begert ein-

[94]

und ausgingen und mit jeder Frage, die sie an ihn richteten, eine neue Welt zu entdecken hofften, notgedrungen die einfache Frage gestellt haben: Die «Lombachschule» wurde

Anfang 1946 geschlossen, in Bumbach arbeiteten Sie ab November 1948. Was war dazwischen? Verschiedene Reaktionen Begerts wären denkbar. Versank er in düsteres Brüten? Deutete er nur dunkel den mysteriösen Verrat von Surpierre an? Oder begann er zu erzählen?

Nach der Schliessung der «Lombachschule» am 3. Januar 1946 ist Fritz Jean Begert mit der Psychologiestudentin Beatrice Demetriades in Habkern geblieben und hat innert zwei Monaten sein Buch über die «Lombachschule» geschrieben, wie Marbach Ende April in den «Mitteilungen Nr. 6» die Institutsgemeinde orientiert. In diesen Wochen durfte Begert nach wie vor hoffen, am Anfang einer grossen pädagogischen Karriere zu stehen. Die «Neue Zürcher Zeitung» brachte eine ganze Seite über das pädagogische Experiment der «Lombachschule» und hob hervor: «Die Schule neigt, wie alles Organisierte und zu einem System Ausgebaute, zu Routine und Erstarrung. Um so wertvoller ist es, dass immer wieder Anreger und Neuerer das Wagnis des Experimentes auf sich nehmen und in lebendiger Neugestaltung den neuesten Erkenntnissen der Erziehungswissenschaft und Seelenkunde angepasste Musteranstalten einrichten, die zum Mittelpunkt belebender Kräfte werden, welche allen zugute kommen, die nicht verstockt sind.» In der Fachzeitschrift «L'école nouvelle française» erschien ein enthusiastischer Artikel des Genfer Reformpädagogen Adolphe Ferrière: «C'est un homme jeune, très jeune, génie intuitif, et éducateur prestigieux. Ne l'a-t-on pas dénommé le Pestalozzi moderne?» Als die «Weltwoche» den englischen Unterhausabgeordneten Kenneth Lindsay sagen lässt, in der Schweiz herrsche «Grabesruhe auf dem Erziehungssektor», veröffentlichen verschiedene Zeitungen sozusagen als Gegenbeweis ein langes Interview mit Fritz Jean Begert. Kein Zwifel, er ist jemand, und er hat in seinem Rücken eine wachsende Lobby; zu den Begertianern zählen sich mittlerweile auch Stützen der Gesellschaft, Ärzte, Professoren, Anwälte. Mitte

[95]

des Jahres lässt die Institutsgemeinde einen vierseitigen Faltprospekt drucken, der Programmatik und Perspektive der «Freunde des Erziehungsinstituts Fritz Jean Begert» kurz und prägnant darstellt: Einleitend wird auf anerkannte Pädagogen der Weltgeschichte – August Hermann Francke, Don Bosco und Booker Washington – hingewiesen, um daran die grosse pädagogische Aufgabe der jetzigen Zeit anzuschliessen: «Die heutige, durch zwei Weltkriege erschütterte menschliche Gesellschaft wird erkennen, dass sie eine sichere Rettung aus dem Chaos vor allem durch verbesserte, wirksamere und umfassendere erzieherische Massnahmen suchen und finden muss. Eine grundlegende Neubelebung unseres Schul- und Erziehungswesens ist ein dringendes Erfordernis der Zeit!» Nach dem Hinweis auf die «freieren Entwicklungsmöglichkeiten» von

«privaten Gründungen» folgt jener auf den weltanschaulichen Hintergrund – «die wegbereitenden Forschungen von R. M. Holzapfel» – jener auf die Institutsgemeinde und schliesslich jener auf Begerts differenziertes Unterrichtssystem. Das Ziel der Bemühungen müsse es sein, «in den Kindern vor allem ein viel tieferes ethisches, religiöses, künstlerisches und soziales Empfinden» zu wecken, «ein grösseres Verständnis für die Menschen, für die Eigenart fremder Völker und Kulturen, für die Menschheitsentwicklung. Ihre Liebe muss erhöht, ihre Seelenkenntnis vervollkommnet, ihr Gewissen geschärft werden. Das ist's, wofür wir uns einsetzen!» Der Aufruf schliesst mit dem Hinweis, dass sich «aus unserer bisherigen Arbeit die Anfänge zu einer pädagogischen Bewegung» ergeben hätten, «die sich gleichsam an das pädagogische Gewissen der Öffentlichkeit, an das Verantwortungsbewusstsein der Menschen für aufbauende, fortschrittliche Erziehungsarbeit wendet. In der Seele der Jugend schlummert das Schicksal der Zukunft der Menschheit! Treten Sie der Institutsgemeinde als Mitglied bei!» Bis zu ihrer Generalversammlung am 1. Dezember 1946 erhöht sich die Zahl der ordentlichen Mitglieder auf 273. Adolphe Ferrière wird wegen «seiner besonderen Verdienste um das Erziehungswerk von F. J. Begert» zum Ehrenmitglied ernannt. In der Tat hat seine Vermittlungsarbeit pädagogische Kreise in

[96]

Frankreich auf Begert aufmerksam gemacht; der Professor für Pädagogik an der Sorbonne in Paris, Roger Cousinet, rühmt an seinen Büchern «den grössten Reichtum an Ideen und präzisen Formulierungen, an Orientierungen und eindringlichen Hinweisen über die Wichtigkeit künstlerischer Betätigung, über alle jene Faktoren, die erst eine wirksame Entfaltung des Gefühlslebens und der Tatkraft ermöglichen». In ihrem Bericht über die Generalversammlung meldet die «Seeländer Volksstimme», die Institutsgemeinde bilde «zur Zeit die stärkste Sektion einer von Begert ins Leben gerufenen 'Bewegung für Menschheitserziehung'»; kurz darauf schreibt das «Berner Tagblatt» über die erste Zusammenkunft der Berner Sektion dieser neuen Bewegung unter Begerts Leitung.

Während 1946 in den Niederungen der Öffentlichkeit seine Thesen und seine Person einigen Staub aufwirbeln, führt Begert in Habkern das Leben eines Privatgelehrten und wartet darauf, dass ihm die Institutsgemeinde standesgemässe Lokalitäten für sein definitives Erziehungsinstitut zur Verfügung stellt. Seit dem Frühjahr ist Beatrice schwanger, die Hochzeit ist geplant, jedoch meldet sich gewichtiger Einspruch. Stéphane Demetriades reist von Lausanne her persönlich nach Habkern, um seine Tochter zurückzuverlangen. Das junge Paar setzt sich durch, Beatrice bleibt. Am 5. Dezember 1946 kommt in Bern der gemeinsame Sohn Michael Heinrich zur Welt. Am 18. Januar 1947 – weil sich bis dahin das Eintreffen notwendiger Papiere aus Griechenland verzögert hat –

lassen sie sich in Habkern trauen.

In den ersten Monaten des Jahres 1947 hält Begert sich im Unterland mit reger Vortragstätigkeit in Erinnerung. Am Freitag nach der Trauung, am 24. Januar, spricht er in Baden vor der Gesellschaft der Biedermeier über «Schulerneuerung» – das «Badener Tagblatt» bezeichnet ihn in einer ausführlichen Rezension des Abends danach als «problematischen Aussenseiter des kulturellen Lebens», «mit eigenwilliger Haartracht». Im Februar und März gibt er im Lyzeum in Bern eine vierteilige Einführung in Holz-

[97]

apfels Weltanschauung mit den Schwerpunkten «Repräsentation», «Erweiterungs- und Einengungsdrang», «Bewusstseinsstufen» und «Zukünftige religiöse Kultur im Sinn des Panideals». Begerts Wahrnehmung der Bevölkerung des Habkerntals, zu Zeiten der «Lombachschule» arg idealisiert, hat einer ernüchterten Sicht der Dinge Platz gemacht, denn unterdessen ist das Staunen der Talbewohnerschaft über den Lebenswandel des Privatiers in Ärger und gar Aggression umgeschlagen. Am 10. Juni sieht er sich gezwungen, beim Gemeinderat von Habkern eine schriftliche Beschwerde einzureichen: «Vor bald drei Jahren kam ich nach Habkern, um mich hier schriftstellerischer und pädagogischer Arbeit zu widmen. Ich fasste bald eine leidenschaftliche Liebe zu diesem Tal. Immer mehr fühlte ich mich mit all den Bauern, von denen wir soviel Freundliches erfahren durften, innerlich verbunden. Allerlei Schwierigkeiten zwangen mich leider, die Lombachschule zu schliessen. Ich hoffe nun, mein pädagogisches Werk bald in einem eigenen, grösseren Erziehungsinstitut fortsetzen zu können. Ich hoffte hier noch einige Zeit in Ruhe meiner wissenschaftlichen Arbeit obliegen zu können. Dies scheint mir nun aber nicht vergönnt zu sein. Schon seit längerer Zeit werde ich von meinem Nachbar Robert Wyss immer wieder belästigt. Letzten Sonntag warf er zum Beispiel nach 21 Uhr Steine, von denen einer mehr als drei Pfund wog, gegen mein Arbeitszimmer. Man wird die Einschläge in der Holzwand neben dem Fenster noch lange sehen können. Sie werden vielleicht denken, dass in einem Streit oft beide Parteien im Fehler sind. In unserem Falle besteht mein 'Fehler' einzig und allein darin, dass ich Frau Emma Wyss veranlasste, ein Scharreisen, das sie bei unserer Treppe weggenommen hatte, wieder an Ort und Stelle zu tun.»

Im Oktober 1947 bietet die Französin Daisy Feyguine, eine wohlhabende ewige Studentin, die an der Sorbonne bei Pädagogikvorlesungen auf Begerts Namen gestossen ist, der Institutsgemeinde an, ihren Familiensitz, das Château de Surpierre bei Henniez im Kanton Fribourg zu ausserordentlich günstigen Bedingungen für ein

[98]

Privatschulprojekt zur Verfügung zu stellen. Über den konkreten Verkaufspreis gehen die Angaben auseinander. Während Walter Zürcher, sich auf Begert berufend, sagt, es habe sich um eine Schenkung gehandelt, Feyguine habe lediglich gewollt, dass man die «Steuern im Zusammenhang mit der Erbschaft oder mit dem Weggeben des Schlosses» bezahle, was 20 000 Franken ausgemacht habe, erinnert sich John Marbachs Bruder Peter, damals Mitglied der Institutsgemeinde, das Schloss sei für 50 000 Franken angeboten worden. Der Preis war auf jeden Fall so tief, dass Begert in der sicheren Erwartung, dass die Institutsgemeinde den Betrag aufbringen würde, mit seiner Familie im Spätherbst 1947 auf Schloss Surpierre übersiedelt hat und, wie er später Walter Zürcher erzählt hat, damit begann, «zu organisieren und die Schule vorzubereiten». Andere Quellen allerdings sagen, Begert habe die praktischen Vorarbeiten so vernachlässigt, dass es schien, als hemme ihn etwas, die Eröffnung wirklich mit ganzer Tatkraft voranzutreiben. Er habe vor allem mit der Schreibmaschine seine Tagebücher ins Reine geschrieben und Durchschläge an verschiedene Leute verschickt, damit die Texte erhalten blieben, falls die Originale je einem Brand zum Ofper fallen sollten. Im übrigen habe er auf den Bescheid gewartet, dass der Kauf des Schlosses zustande gekommen sei. Beatrice Begert-Demetriades erinnert sich: «Ich will das Bild von Fritz Jean nicht ins Negative ziehen. Aber Surpierre war eine der schwersten Zeiten für mich. Es war kein Geld da, überhaupt nichts. Inzwischen war ich zum zweiten Mal schwanger. Auch damals hat Fritz Jean den praktischen Schwierigkeiten den Rücken zugekehrt und sich abgesondert. Beispielsweise haben wir, um etwas Geld zu verdienen, zwei verwöhnte, schwierige Kinder aufgenommen. Hier hatte ich an ihm überhaupt keine Hilfe. Ich habe ihn gebeten, sich ein wenig mit diesen Kindern zu befassen. Er antwortete, sie interessierten ihn nicht, weil sie verwöhnt seien. Dies war eine der kleinen Enttäuschungen, die mich für die Realisation eines Instituts skeptisch gemacht haben.» Am 12. März 1948 hat Begert an den Kanton Fribourg endlich ein Gesuch zur Gründung der Privat-

[99]

schule Surpierre eingereicht. Die Schule ist jedoch nie eröffnet, das Schloss nicht gekauft worden.

Bis heute gibt es verschiedene Begründungen, warum der Schlosskauf gescheitert sei. Begert selber hat 1949 im Rückblick geschrieben: «Wir haben in unserem pädagogischen Kampf eine Niederlage erlitten. Wir mussten das schöne, hoch auf dem Felsen an der Broye gelegene Schloss Surpierre verlassen, und wir konnten uns bis heute noch nicht völlig von den damit verbundenen seelischen Erschütterungen erholen. Sechs Jahre lang hatte ich im Geiste ganz in der geplanten und ersehnten Erziehungsstätte gelebt. Wir waren in diesen Jahren immer zu jedem Opfer bereit, duldeten Entbehrungen aller Art,

verständnislose Urteile, Anfeindungen, in der Hoffnung, schliesslich zu siegen und etwas Herrliches schaffen zu können. Ein ernster Pädagoge fand in seinem verzweifelten Kampf um eine eigene Erziehungsstätte nicht die nötige Hilfe.» Wenn man davon ausgeht, dass die Institutsgemeinde damals, wie Peter Marbach sagt, über «mehrere 10 000 Franken verfügt» habe, scheint Begert recht zu haben. Beim Kauf des Schlosses Surpierre ging es jedoch um mehr und anderes als um Geld. Seit dem Scheitern der «Lombachschule» waren in der Institutsgemeinde Zweifel aufgekommen, ob Begert überhaupt fähig sein würde, eine eigene Privatschule zu führen. Der Vorstand sei deshalb «vorsichtiger» geworden, wie das damalige Vorstandsmitglied Max Frutiger sagt. Zwar war Begert unbestritten ein faszinierender Pädagoge und ein begnadeter Redner mit Charme und Charisma; für viele, die mit ihm zu tun hatten, war er aber ebenso unbestreitbar penetrant genialisch, team- und konfliktunfähig, dazu unpraktisch bis an die Grenze der Lebensuntüchtigkeit. Man habe im Vorstand, so Frutiger, zwar die Institutsidee nicht gerade abgeschrieben, auch im Wissen, «sonst Begerts Lebensblut abzuschneiden», aber man sei der Meinung gewesen, die nächste Privatschule müsse nicht gerade mit dem Kauf eines Schlosses beginnen, auch wenn es, wie im Fall Surpierre, wohl bezahlbar gewesen wäre. Wegen der unabsehbaren Renovationskosten hätte dieser Schlosskauf allerdings, das

[100]

sei dazugekommen, leicht zu einem Fass ohne Boden werden können. Aufgrund von Begerts späterer Darstellung gegenüber Walter Zürcher scheint es, dass er damals in Surpierre hängengelassen worden ist, weil die starke panidealistische Fraktion innerhalb der Institutsgemeinde die Meinung vertreten habe, man solle Begert nicht mehr weiter fördern, er leide unter Grössenwahn. Frutiger bestätigt hierzu immerhin, es sei «durchaus möglich», dass damals vor allem der starke Mann der Panidealistischen Gesellschaft, Erwin Hausherr, im Vorstand Begerts Aktivitäten zunehmend skeptisch eingeschätzt habe. Deutlicher ist Begert selber 1969 anlässlich eines Vortrags zur Entwicklung der Institutsgemeinde geworden: «Dann ist es verschiedenen Leuten, die meine Sache nie besonders gefördert haben, Erwin Hausherr zum Beispiel, gelungen, Marbach zu beeinflussen. Sie haben plötzlich beschlossen, mir von der Institutsgemeinde aus keine Stipendien mehr zu geben. Zuvor hat sie mir sechs Jahre lang Geld geschickt.» Der Betrag sei allerdings nie gross gewesen, sagt Beatrice Begert-Demetriades im Rückblick: «Und auch da war er, sagen wir, unpraktisch. Hatte er etwas Geld, hat er vor allem Kunstkarten gekauft, um sie zu verschicken und den Kontakt zu halten. Nie hat er geschaut, ob noch Geld da sei für das Allernötigste.»

1948 nehmen die ökonomischen Schwierigkeiten des Schlossherrn von Surpierre rasch

zu. In einem Brief an den damaligen Kassier der Institutsgemeinde schreibt Begert im Juli 1948: «Ich sollte am Samstag unbedingt nach Bern fahren. Nun fehlt mir aber das Reisegeld. Könnten Sie mir möglichst sofort (event. telegraphisch) etwas Geld schicken?» Zu diesem Zeitpunkt ist seine Frau hochschwanger, und auch sie wäre froh gewesen um ein bisschen Geld: «Ich habe nie einen Arzt aufsuchen können, weil es kein Geld gab. Und als es soweit war, kam ich nach Lausanne und wusste nicht einmal, in welche Klinik ich gehen solle. Bei meinem Vater, der ja in Lausanne wohnte, klopfte ich nicht an, weil ich zu stolz gewesen bin. Der Zufall wollte es, dass ich eine griechische Schulkameradin auf der Strasse getroffen habe. Sie hat mich in

[101]

eine Klinik begleitet. Dort ist Alki auf die Welt gekommen, am 25. August. Ich war so erschöpft, körperlich und seelisch, dass ich meinte, die Geburt nicht zu überleben. Ich weiss noch, wie nach der Geburt alle Ärzte um das Bett gestanden sind und, als ich nach Wiederbelebungsversuchen zu mir gekommen bin, ich immer wieder zu mir sagte: Du bist ohne Mutter aufgewachsen, du musst leben, du musst leben, du musst leben. Später ist Fritz Jean zu Besuch gekommen. Ich war in einem Zweierzimmer. Neben mir lag eine andere Frau, die auch ein Kind bekommen hatte. Fritz Jean kam mit Früchten. Ich hatte grossen Durst. Er gab jedoch die Früchte der anderen Frau und sagte: Die Arme hat gar nichts – nicht aus Gleichgültigkeit, eher aus Zerstreutheit. Kurz nachdem er gegangen ist, ist der Mann der anderen Frau gekommen und hat ihr das Nötige gebracht.»

Von Bern her signalisiert die Institutsgemeinde im Sommer 1948, man könne weder das Schloss Surpierre kaufen noch die Familie länger finanzieren, Begert solle sich nach einer Stelle an der Staatsschule umsehen. In den folgenden Wochen wird auf Schloss Surpierre der Strom abgestellt, weil man ihn nicht mehr bezahlen kann. Begert hat später diese Wochen dramatisch zu schildern verstanden: «Die Bauern, die uns Wedele gebracht haben, haben gestaunt, dass ich bei Kerzenlicht das Abendessen gebe und nicht die Lampen andrehe. Mit dem Essen ist es immer schwieriger geworden. Man hatte keine Kochgelegenheit mehr. Beatrice hat auf einem Spritkocher der Kleinen irgendwelche Breilein gemacht.» Seit Mitte September korrespondiert er mit dem Schangnauer Pfarrer Walter Gafner, der im Nebenamt die Schulkommission präsidiert, über die vakante Oberlehrerstelle im Schulhaus Bumbach. «Wenn ich gewählt werde», schreibt er, «so bleibe ich gerne mindestens ein paar Jahre». Am 10. Oktober 1948 stirbt in Bern Holzapfels Witwe Bettina, die Begerts Bemühungen immer wieder mit Wohlwollen unterstützt und ihm seinerzeit die «Manor Farm» vermittelt hat. Zu ihrem Tod schreibt Begert später: «Wie waren wir verwaist, hatte sie uns doch durch Jahre hindurch ermuntert, ermu-

[102]

tigt, angeregt, erzogen und gebildet. Ihr seelischer Adel war unvergleichlich.» Begert wird gewählt und tritt seine Stelle auf 1. November 1948 an. Gafner erinnert sich, der neue Lehrer sei Ende Oktober zuerst allein eingetroffen, «mit nur zwei Hemden». Die Familie Begert bezieht die dem Oberlehrer zustehende Amtswohnung im Schulhaus. Eine Notiz im «Oberländischen Volksblatt», die am 7. Dezember 1948 Begerts Wahl vermeldet, wirft noch einmal ein merkwürdiges Licht auf das Seilziehen um das Schloss Surpierre: «In der Zwischenzeit bemüht sich die seine Bestrebungen fördernde Institutsgemeinde, die Mittel zum Aufkauf des Schlosses Surpierre zusammenzubringen.» Wer diese Meldung, die für Begert zum damaligen Zeitpunkt wie ein schlechter Witz geklungen haben muss, mit welchem Interesse plaziert hat, ist nicht mehr zu eruieren.

In diesem Herbst 1948 wird Fritz Jean Begerts eigenes Erziehungsinstitut unwiderruflich zur Illusion und der einzige, der das in keiner Weise begreift, ist er selber. Die noblen Stützen der Gesellschaft beginnen sich diskret aus der Institutsgemeinde zurückzuziehen; Hans Wlasak übernimmt ihre Leitung und versucht in den nächsten Jahren vergeblich, einen Weg aus der Krise zu finden. Die «Bewegung für Menschheitserziehung» versandet sang- und klanglos. John Marbach schliesslich, Begerts treuster und fähigster Mitarbeiter bis dahin, hat sich von ihm getrennt, schreibt eine Dissertation über Johann Gottfried Herders Beziehungen zur Schweiz und wird auf Frühjahr 1952 zum Leiter der Schweizerschule in Neapel gewählt. Und Beatrice Begert? «Schwierig war auch in Bumbach diese Passivität von Fritz Jean. Man hat geträumt von diesem Institut. Aber das entstand nicht, und vielleicht ist es nicht schlecht, dass es nicht zustande kam, weil eben seine Grösse war, Menschen zu begeistern und den Idealismus zu wecken und zu fördern. Er war aber sehr stimmungsabhängig. Wenn in einem Saal, in dem er einen Vortrag halten sollte, ein Bild schräg hing, dann war er bereits irgendwie irritiert. Einerseits war da diese sehr grosse Sensibilität und natürlich die sehr starke Ichbezogenheit, das starke Bedürfnis, bewundert und anerkannt zu werden, was ich auch

[103]

verstehen konnte, andererseits hatte er keinen Sinn für die praktischen Dinge.» Begerts Passivität konnte ein erschreckendes Ausmass an Ignoranz erreichen. Beatrice Begert-Demetriades: «Ich war in Bumbach ein drittes Mal schwanger. Ich durfte das Kind nicht behalten, weil ich physisch viel zu schwach war. Immer wieder habe ich, wenn er von der Schule in die Wohnung heraufkam, gesagt, wir müssten einmal darüber sprechen. Ich habe immer wieder den richtigen Moment gesucht, um etwas anzubringen. So sind zwei Monate vergangen. Zu einer Aussprache hat er nie Zeit gehabt – nicht aus Gleichgültigkeit, sondern aus einer gewissen Ratlosigkeit. Ich ging dann in ein Spital nach Bern.» –

«Er hat sich nie geäussert zu dieser Abtreibung – es war ja eine Abtreibung?» – «Es war eine Abtreibung. Und seither hatte ich regelmässig monatliche Depressionen.» – «Und er hat nie etwas gesagt dazu?» – «Nein.»

Das ist die Geschichte vom Absturz des reformpädagogischen Ikarus mit den panidealistischen Wachsflügeln, die Fritz Jean Begert im Herbst 1954 den Jugendlichen in der einen oder anderen Weise erzählt haben mag. In Niederbottigen treffen nun laufend weitere Tätigkeitsberichte der Kampfgruppe ein. Am 20. September meldet Zeno Zürcher, man habe sich mit Rudolf Müller getroffen, dem Bildhauer, Ernährungsreformer und Redaktor von «Sonnseitig leben», einer Gratiszeitung der Reformhäuser: «Er gibt uns eine Übersicht über das Ernährungsproblem und deckt uns nie geahnte Zusammenhänge auf. Diese eindrückliche Schau bewirkte bei uns zuhause eine sofortige Umstellung auf moderne Ernährung.» Unter anderem weigern sich die beiden Brüder von nun an strikt, Fleisch zu essen, wodurch sie ihre Mutter zur Verzweiflung bringen, wie sich Zeno Zürcher erinnert. Die Rede sei aber bei diesem Treffen auch von der «Realisierung des Institutes» gewesen, das Müller plane, so der «Tätigkeitsbericht» weiter: «Er will in diesem Institut auch die Erkenntnisse auf dem Gebiete der Ernährung verwirklichen und damit das Werk selbsttragend gestalten.» Für die Jugendlichen ist klar: Wenn es gelänge, Müllers und Begerts Institutsideen zusammenzuführen, wenn es also gelänge, die beste Pädagogik der Welt mit der besten Ernährungslehre der Welt zu vereinen, müsste daraus zwangsläufig die beste Schule der Welt resultieren.

[104]

Neben ihren reformpädagogischen Bemühungen werden die Kampfgruppen-Mitglieder in diesen Wochen sukzessive in die Gefilde der Panidealistischen Gesellschaft eingeführt: Am 12. September stellt ihnen Begert Holzapfels Aufsatz über die «Zukunftsmöglichkeiten der amerikanischen Geisteskultur» vor; für den 16. organisiert die Kampfgruppe in privatem Rahmen ein Treffen mit Interessierten, an dem Begert über «neue Schulprobleme und über sein differenziertes Gruppensystem» referiert; am 18. ist die Kampfgruppe beim Panidealisten Hans Rhyn, dem vergeistigten Chudermanndli vom Büechermärit, eingeladen. Protokolliert wird: «Wir haben wieder einmal mehr erkannt, wie schlicht und einfach doch wahre Grösse ist.» Am 19. September wird die Kampfgruppe beim Panidealisten-Papst Erwin Hausherr eingeführt, der die Jugendlichen für würdig befindet, in Holzapfels Gedankenwelt eingeweiht zu werden: «Er gibt uns eine kurze Übersicht über die Werke Holzapfels und beschreibt uns die Studienmöglichkeiten. Wir beschliessen, zum Teil systematisch vorzugehen, zum Teil durch Fragestellung von aktuellen Problemen. Beginnen werden wir mit dem Kapitel 'Der Kampf' des 'Panideals'. Jeder studiert zu Hause einen bestimmten Teil, notiert alles Unklare und wichti-

ge Gedanken, die ihm dabei auftauchen.»

Die Mitglieder der Kampfgruppe sind mit Arbeit überhäuft: In Gesprächen mit Lehrern, denen sie bei dieser Gelegenheit Begerts Bücher zu verkaufen versuchen, sondieren sie die Möglichkeiten für dessen Schulreform in den bernischen Schulstuben; jeden zweiten Samstag gehen sie zu Hausherr, um Holzapfels Kampfpsychologie zu diskutieren; Max Mathys engagiert sich für Robinsonspielplätze; Walter Zürcher besucht Veranstaltungen, um in der Diskussion das Wort zu ergreifen und auf Begerts Genialität und Not hinzuweisen. Am 12. November nimmt die Kampfgruppe «an einer Besprechung in der 'Schmiedstube' über die Lage und Weiterentwicklung der Institutsgemeinde» teil. Am 21. November begleitet sie Begert an die Generalversammlung des «Weltbundes für neue Erziehung» nach Solothurn. – In kurzer Zeit werden die drei

[105]

Jugendlichen der Kampfgruppe so zu einer neuen Generation von Aposteln der maroden Institutsgemeinde und zu Hoffnungsträgern der überalterten Panidealistischen Gesellschaft herangezogen. Mit dem neunten Tätigkeitsbericht vom 11. Dezember 1954 – und dem letzten Eintrag «Donnerstag, 9. Dezember. Walter besucht Herrn Begert. Sie sprechen über die Zukunftspläne» – findet der protokollarische Schwung der Kampfgruppe ein plötzliches Ende. Die Jugendlichen bleiben jedoch aktiv.

Mitte November 1954 zieht Begert aus seiner unheizbaren Stube auf dem Begert-Hof in eine Wohnung nach Oberbottigen, selbstverständlich mit tatkräftiger Unterstützung der Jugendlichen, die ihm zuvor ohne Erfolg eine Wohnung in der Altstadt gesucht haben und nun den Umzug bewerkstelligen. Seither «besorgte ich meinen Haushalt selber», klagt er ein Jahr später im «17. Tätigkeitsbericht» zuhanden der Institutsgemeinde. «Infolge von Einsamkeit, Übermüdung und Unterernährung war ich zeitweise kaum mehr arbeitsfähig. Zudem gab es Wochen, in denen Unangenehmes förmlich auf mich herunterprasselte. Wahrlich, es geht lang, bis die Menschen gewillt sind, die Gründung einer Erziehungsstätte zu erleben, die Ungezählten zum Segen gereichen wird! Ich werde weiter kämpfen und auch im Grab die Menschen nicht in Ruhe lassen!»

9.

Dieses Vergnügen hat sich Fritz Jean Begert, seit er aus dem Bumbach nach Bern gekommen ist, nicht nehmen lassen: den Stammtisch im «Wilden Mann» in der oberen Altstadt, an der Ecke Aarbergergasse/Ryffligasse. Jeden Mittwoch, nachmittags gegen fünf, kommt er hierher, setzt sich an den Ecktisch am Fenster und bestellt Rotwein. Hier ist ihm wohl, vielleicht gerade weil das Restaurant «Zum Wilden Mann» längst nicht mehr die gutbürgerliche Adresse ist, an der Ende Januar 1942 die Berner Anthroposo-

phen im Säli, oben im er-

[106]

sten Stock, ihre «Freie Pädagogische Vereinigung» gegründet haben, um «die von Pestalozzi geforderte und von Rudolf Steiner begründete Erziehungsweise zu fördern und auszubauen». Seit die Huren von der Stadt nicht mehr an der Gutenbergstrasse, sondern hier an der Aarbergergasse geduldet werden, ist der «Wilder Mann» zum Treffpunkt des Milieus geworden. Vor allem in der «Chesa», im Keller, einer Art Bierschwemme, in der man statt an Tischen an alten Bierfässern Platz nimmt, ist man nie lange allein und sitzt ganz selbstverständlich mitten im Volk, neben Schwulen und Huren, neben Zuhältern, Strichjungen und Kleinkriminellen. Manchmal wird's laut, und manchmal gibt's eine Schlägerei, was Begert so wenig stört wie die zivilen Polizisten, die das Etablissement zu allen Tages- und Nachtzeiten zu observieren haben.

An diesem Stammtisch trifft sich ein lockerer Kreis von volkskundlich interessierten Männern. Gefachsimpelt wird nicht, man erzählt sich Geschichten, tauscht Erfahrungen aus, «ziet eis zäme». Bestimmend ist das gemeinsame Interesse, ist die ungezwungene Pflege des Gesprächs über das, was man hier ganz selbstverständlich als «Volkskultur» bezeichnet. Dass sich seit dem Zweiten Weltkrieg auch in der Schweiz niemand mehr für Dinge wie «Volkskultur» oder «Volkskunde» interessieren kann, ohne zumindest mit höflichem Unverständnis gefragt zu werden, wie man es mit der nationalsozialistischen Blut-und-Boden-Ideologie halte, ist an diesem Stammtisch kein Thema, obschon auf eine diesbezügliche Frage kaum bestritten würde, dass kein anderer Zweig der Wissenschaften von den Nationalsozialisten in Deutschland mehr zum Bestandteil ihrer menschenvernichtenden Ideologie gemacht worden ist als jener, der sich mit dem «Volk» und seiner früheren und heutigen Lebenskultur beschäftigt. Dass man die «Volkskultur» seit dem Untergang des Dritten Reichs an den Universitäten durch Umbenennung vom Ruch der ideologischen Vereinnahmung zu befreien versucht, dass man den Begriff ersetzt durch «regionale Ethnologie», «europäische Ethnologie», «Kulturanthropologie» oder «empirische Kulturwissenschaften» – was geht das den Stammtisch

[107]

im «Wilden Mann» an? Hier interessiert man sich für die Schilderungen des Maskenschnitzers Jakob Tannast aus dem Lötschental; für Begerts Erzählungen der Sagen aus der Hogantregion; für Kurt Gauglers Privatschule «Sunny Dale» in Wilderswil und jene neugegründete von Robert Seiler, das «Schlössli» in Ins; für die Beobachtungen des Kunstmalers Walter Krebs aus Hünibach; für die Reiseschilderungen des Schriftstellers Hermann Hiltbrunner, der ab und zu von Zürich her kommend hereinschaut; für Rudolf

Müllers geplantes Institut für gesunde Ernährung; für René Neuenschwanders umfassende Kenntnis von Dorfgeschichten, die er in den letzten Jahren als freier Kulturjournalist im Auftrag von Professor Hans Strahm für die «Chronik der Gemeinden des Kantons Bern» zusammengetragen hat – oder für den ehrwürdigen Psychoanalytiker, Schriftsteller und Schulmeister Hans Zulliger, der unvergleichlich «ughüürige» Geschichten aus dem Gebiet des Bantiger zu erzählen weiss. Im «Wilden Mann» unterhält man sich über die verschüttete, verdrängte, nur noch in Fragmenten vorhandene und nur noch in abgelegenen Regionen lebendige «Volkskultur» als eine sozial intaktere Gegenkultur zum ungebremsten, notwendigerweise zerstörerischen, zivilisatorischen Fortschritt der Nachkriegs-Wirtschaftswunderwelt. Dass in dieser am «1950er Syndrom» leidenden Welt, wie es der Berner Historiker Christian Pfister dereinst nennen wird, eben nicht nur der Wohlstand wächst, sondern auch der Energie- und Bodenbedarf, das Abfallvolumen und die Schadstoffbelastung von Luft, Wasser und Boden, können ja schon in den frühen fünfziger Jahren alle beobachten, die trotz Autos, Kühlschränken und Nylonstrümpfen immer noch eins und eins zusammenzurechnen verstehen. In gewisser Weise, mag sein, sieht man sich im «Wilden Mann» als Avantgarde, als Forscher, die sich eben gerade nicht in akademischen Zirkeln der Hochkultur mit der wissenschaftlichen Sichtung und Sicherung abgestorbener volkskundlicher Phänomene zufriedengeben wollen, sondern als solche, die suchen und sammeln, um echte und unverfälschte kulturelle Äusserungen des Volks am Leben zu erhalten oder zu

[108]

neuem Leben zu erwecken, weil man sich selbst als leidenschaftlicher Teil von ihm versteht. Nur die breite Wiederbelebung der «Volkskultur», so ist man im «Wilden Mann» überzeugt, wird die Menschen aus der zerstörerischen Vereinzelung und aus dem Modernitätswahn der Massengesellschaft heraus und zurück in ein Leben führen, in dem die individuelle Entfaltung der je eigenen geistigen und schöpferischen Fähigkeiten überhaupt wieder möglich werden wird. Faschistoide Blut-und-Boden-Ideologie? Am Stammtisch im «Wilden Mann» beruft man sich auf den antifaschistischen polnischen Schriftsteller Stanislaw Vincenz, der mit epischen Schilderungen noch intakter Volkskultur seit Ende der zwanziger Jahre die verblasenen Wolkigkeiten seines Freundes Rudolf Maria Holzapfel mit literarischer Wurzelsuche zu erden versucht.

Vincenz stammte aus einer Hugenottenfamilie, die im 18. Jahrhundert vor dem französischen Absolutismus nach Österreich-Ungarn geflüchtet war, und wurde 1888 im galizischen Sloboda Rungurska als Sohn eines wohlhabenden Industriellen geboren. Den grössten Teil seiner Jugend verbrachte er auf den ausgedehnten Gütern seines Grossva-

ters mütterlicherseits. Er begleitete die Hirten, wenn sie das Vieh auf die Sömmerungswiesen in die Karpaten hinauftrieben und lernte dort die Bevölkerung dieser einsamen Bergwelt kennen, die Huzulen, einen ukrainischen Berghirtenstamm mit rumänischem Einschlag. Das Universum von Märchen, Sagen, Liedern und Legenden dieser huzulischen Volkskultur hat den jungen Vincenz geprägt. Nach der Jahrhundertwende besucht er im ostgalizischen Kolomyja das Gymnasium. Von dort zieht er 1906 in die Hauptstadt des Riesenreichs, nach Wien, und nimmt das Studium der Biologie auf, wechselt zur Jurisprudenz, zu slawischer Philologie, zum Sanskrit und schliesst endlich in Philosophie ab mit einer Dissertation über Hegels Religionsphilosophie. Daneben beschäftigt er sich in dieser Zeit stark mit der Kultur der alten Griechen sowie mit buddhistischer und hindustischer Philosophie. In seiner Wiener Zeit lernt er Holzapfel und dessen «Panideal» kennen und schätzen. Im Sommer 1914 wird er für die

[109]

Dauer des Ersten Weltkriegs Kavallerist der österreichischen Armee, dann – nachdem Marschall Jósef Pilsudski am 11. November 1918 die Republik Polen ausgerufen hat – Offizier im neugeschaffenen polnischen Heer, als solcher schliesslich Dozent an der Kadettenschule von Modlin. 1922, nach dem Austritt aus der Armee, avanciert Vincenz zum führenden Mitglied der Polnischen Bauernpartei und wird kurz darauf Minister für die Minderheiten Polens. Diesen Posten verliert er, weil er sich weigert, Listen von aufständischen, zur Verurteilung bestimmten Ukrainern aufzustellen. Nach diesem Abstecher in die Politik geht er als Mitbegründer des Erdölkartells «Polmin» vorübergehend in die Privatwirtschaft, danach als Herausgeber und Chefredaktor der renommierten Kulturzeitschrift «Droga» in die Publizistik. Mit vierzig Jahren, 1928, zieht er sich aus der Öffentlichkeit zurück. Er begibt sich, mit Auto und Privatchauffeur, auf eine Europareise und macht in Bern Station, um seinen alten Bekannten Holzapfel zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit lernt er die Mitglieder des panidealistischen Kreises kennen, der sich hier gebildet hat, und freundet sich insbesondere mit Hans Rhyn und Hans Zbinden an. Er hinterlässt in Bern als hinreissender Schilderer und Erzähler einen nachhaltigen Eindruck – dass auch der junge Begert ihn schon damals kennengelernt hat, ist wahrscheinlich. Nach seiner Rückkehr nach Polen geht Vincenz in die Gegend der Nordostabhänge der Waldkarpaten in Ostgalizien, die ihn als Kind so stark beeindruckt hat. Er bewohnt eine Berghütte, lebt gemäss den Sitten der Huzulen und beginnt, die bisher ausschliesslich mündlich weitergegebenen huzulischen Sagen und Märchen aufzuzeichnen. Daneben studiert er, zusammen mit hier lebenden «Waldjuden», die jüdisch-mystische Bewegung des Chassidismus. Dadurch kommt er mit jiddisch schreibenden jüdischen Schriftstellern in Kontakt. Er beginnt, ihre Gedichte zu übersetzen und öffentlich für das

Judentum Stellung zu nehmen.

1932 erhält Vincenz in seiner Klause erstmals Besuch aus Bern, als Hans Zbinden eine Fahrt durch die Huzulei unternimmt.

[110]

1935 tauchen zwei der Panidealistischen Gesellschaft Bern nahestehende Studenten auf, die als Abschluss eines Auslandsemesters in Wien die Karpaten bereisen: René Neuenschwander und John Marbach. Ihnen ist Vincenz, der «Ethnograph und Schriftsteller», von Zbinden empfohlen worden, wie Neuenschwander in seinem ausführlichen Reisebericht schreibt, den er später, im Herbst 1944, in fünfzehn Teilen in der Zeitschrift «Der Aufstieg. Illustrierte Familienzeitung zur Unterhaltung und Belehrung des Schweizervolkes» erscheinen lassen wird. Diese «Berührung mit einem uralten Volke, welches von städtischer Lebensverfeinerung und einseitiger Verstandesbildung noch nicht angegriffen ist», inspiriert Neuenschwander zur idealisierenden Darstellung der huzulischen Menschen: «Ihr Schlag ist von ritterlicher Art, edel und vornehm. Das plumpe, oft auch bedrückte Wesen vieler galizischer Ukrainer liegt ihnen fern. Auch fehlt ihnen der sparsame und betriebsame Sinn, die Nüchternheit und der Realismus der letztern. Die Huzulen sind Träumer, lieben Erzählungen, Balladen und Märchen. Stundenlang hören sie zu, wenn einer von fremden Reisen oder früheren Zeiten berichtet. Mit diesem Hang zu weitschweifender Beschaulichkeit verbinden sie einen kernigen Sinn für Humor. Sie lieben es, zu spotten und zu scherzen, und zeigen bei Festgelagen und Tänzen eine überschäumende Leidenschaftlichkeit.»

Dieses Neuenschwander-Zitat lädt zu einem kleinen Exkurs über Urheberrecht unter Freunden ein, der zwar über Vincenz nichts, über das Verhältnis zwischen Neuenschwander und Zbinden aber einiges aussagt: 1969 hat Hans Zbinden unter dem Titel «Polen einst und jetzt» ein Buch über seine verschiedenen «Reisen und Wanderungen» nach Polen herausgegeben. Auch darin findet sich eine Charakterisierung des huzulischen Volkes: «Es ist ein edler Schlag, von ritterlicher feiner Art. Sie haben nichts Plumpes an sich. Auch im Charakter unterscheiden sie sich von den galizischen Ukrainern, die nüchtern, sparsam, realistisch und betriebsam sind. Die Huzulen sind Träumer, sie lieben nichts so sehr, wie Erzählun-

[111]

gen und Balladen aus alter Zeit anzuhören oder von fremden Ländern zu erfahren. Mit diesem Hang zur schweifenden Beschaulichkeit, die manchmal den Eindruck von Apa-

thie machen kann, verbindet sich aber ein kerniger Sinn für Humor, Spott und Scherz, und eine wilde Leidenschaftlichkeit, die oft eruptiv und unerwartet hervorbricht – im Guten und im Bösen – und die besonders an ihren Tänzen und Festgelagen schäumend zum Ausdruck kommt.» Zbinden hat diese Passage genau ein Vierteljahrhundert nach dem Originalwortlaut seines panidealistischen Weggefährten Neuenschwander publiziert, ohne Quellenangabe, versteht sich, dafür als hochangesehener Mann, der er unterdessen als Präsident des Berner Schriftstellervereins (1945-1951), als Präsident des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins (1953-1967) und als Honorarprofessor für Kultursoziologie und Kulturkritik an der Universität Bern (seit 1955) gewesen ist. Zbindens extensive publizistische Produktivität war denn auch legendär und hat ihm den Übernamen «Ortega y Länggasset» eingetragen – seine rhetorische Potenz den studentischen Spottvers: «Wenn alles schweigt und alle Sinne schwinden, ergreift das Wort Professor Zbinden.»

Dass Stanislaw Vincenz in den dreissiger Jahren die Besuche aus Bern mindestens einmal erwidert hat, belegen die ersten Seiten aus Fritz Jean Begerts Buch «Die lebendige Schule». Das Eingangskapitel «Die ersehnte Schule» beginnt er mit dem Satz: «Einige Jahre vor dem Grossen Krieg war ich am Brienzersee mit einem Dichter aus Osteuropa zusammen. (...) In packender, wundersam anregender Weise» habe «der Dichter von der alten, unbewussten Volkskultur, von urwüchsigem Leben» gesprochen und gefragt, ob man wohl in der Huzulei die Schulzeit verlängern und mehr Schulhäuser bauen solle, obschon überall, wo man dies getan habe, wo man der westeuropäischen Zivilisation Einlass gewährt habe, die Huzulen aufgehört hätten, Märchen und Sagen zu erzählen: «Die archaischen Lieder erklangen immer seltener am Herdfeuer und auf den Almen, die alten Bräuche, die bunten Trachten, die mitreissenden Volkstänze verschwanden, die Bauern

[112]

verfertigten nicht mehr kunstreiche Möbel und Werkzeuge, die leuchtende, farbenreiche Volkskunst ging mehr und mehr unter.» Begert empfiehlt dem zwanzig Jahre älteren, ehemaligen polnischen Minister in gesunder Selbsteinschätzung, die Schulzeit trotzdem zu verlängern und mehr Schulhäuser zu bauen: «Aber richten Sie diese Erziehungsstätten so ein, dass sie in keiner Weise an unsere westeuropäischen Schulen erinnern! Bauen Sie schlichte, schöne Schulhäuser, aus Holz wie die Hütten und Kirchen der Huzulen. Wählen Sie dann als Lehrer erzieherisch begabte Menschen aus, unter Knechten, Mägden, Handwerkern, Bauern, Forschern und Dichtern! Und wenden Sie natürliche, ungezwungene Unterrichtsmethoden an! Lauschen Sie diese dem Volke ab! Erzählen Sie in

der Schule Geschichten und Legenden abends am Herdfeuer, nicht anders als es die Bauern tun!»

In der Huzulei arbeitet Vincenz in den dreissiger Jahren als Schriftsteller an seinen Geschichtensammlungen. Geschult an den grossen Epen Homers hat er einen Ehrgeiz weit über die oberflächliche Dokumentation hinaus. Er versucht, das gesammelte Material zu einem grossen Werk zusammenzufügen, das den Geist dieser untergehenden mündlichen Kultur möglichst treffend wiedergeben soll. 1936 veröffentlicht er im Verlag Roj in Warschau von diesem Werk – das er «Na Wysokiej Poloninie» (Auf der hohen Alpweide) nennt – den ersten Band unter dem Titel «Prawda Starowieku» (Die Wahrheit der alten Zeit). Dieses Buch wird von der Öffentlichkeit begeistert aufgenommen, mit dem höchsten polnischen Literaturpreis ausgezeichnet und in mehrere Sprachen übersetzt. Ermutigt von diesem Erfolg, arbeitet er bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs an seinem Epos weiter. Nach dem Hitler-Stalin-Pakt besetzt die Rote Armee, zum Schutz der weissrussischen und ukrainischen Minderheiten, wie es heisst, Ende September 1939 Ostgalizien. Vincenz wird, als Angehöriger der polnischen Oberschicht, verhaftet, später von Ukrainern befreit. Er flüchtet über die verschneiten Karpaten nach Ungarn, wo er bis Kriegsende in Budapest bleibt, beschäftigt als literarischer Berater einer polni-

[113]

schen Zeitschrift und eines polnischen Verlags. Neben seiner schriftstellerischen Arbeit, die er hier weiterführt, versteckt er jüdische Landsleute und unterstützt Deserteure der nationalsozialistischen Besatzungstruppen. Nach dem Krieg begibt er sich via Schweiz zuerst in die Provence, 1946 lässt er sich mit seiner Familie in La Combe-de-Lancey in der Nähe von Grenoble nieder, wo er bis 1966 lebt. Die letzten Jahre seines Lebens verbringt Vincenz in Lausanne. Sein Epos «Na Wysokiej Poloninie» wächst bis zu seinem Tod am 28. Januar 1971 auf vier Bände an; ab 1970 werden die restlichen drei Bände in London publiziert, die letzten beiden posthum: Band 2: «Nowe Tschasy» (Neue Zeiten) 1970; Band 3: «Listy z Nieba» (Himmelsbriefe) 1974; Band 4: «Barwinkowy Wianek» (Kranz aus Immergrün) 1979. 1981 bis 1983 wird die «Poloninia», wie der Kurztitel des Werks lautet, im Warschauer Pax-Verlag neu herausgebracht. Vincenz' Nachlass liegt in der Ossolineum-Bibliothek in Wroclaw, wo sich heute die Stiftung «Pro Vincenz» um Leben und Werk des Dichters bemüht.

Am Stammtisch im «Wilden Mann» gilt Stanislaw Vincenz als verehrter Spiritus rector jeglicher Bemühung um die «Volkskultur», die, zumindest für die Panidealisten am Tisch, immer auch im Dienst von Holzapfels Menschheitskunst stehen soll, deren künstlerisches Schaffen nach und nach eine neue Menschheit entstehen lassen werde, «in der

wilde, rohe, tierische Differenzierung in feindselige Gruppen, Stände, Regierungen ebensowenig Raum haben wird, wie eine stumpfe Nivellierung». Dann würden, schreibt Holzapfel, «die dämonischen Gruppengestalten bluttriefender Völker und despotischer Stände mehr und mehr zurücktreten, um allmählich den Völkern des Geistes zu weichen, in denen die erlösenden Kräfte der Menschheit unterschiedlichste Individualformen der Gemeinschaftsbildung annehmen werden.» Im Schnittpunkt von Holzapfels idealistischer Vision, wie die Menschheit werden sollte, und Vincenz' Darstellung eines konkreten Menschenschlags am Beispiel der mündlichen Kultur der Huzulen ortete am Stammtisch im «Wilden Mann» nicht nur Fritz Jean

[114]

Begert den Begriff der «Volkskultur». Die einzige Kritik, die Begert übrigens gegenüber Holzapfel je habe laut werden lassen, erinnert sich Walter Zürcher, sei der Vorbehalt gewesen, Holzapfel habe «eine Nuance zu positivistisch und zu rationalistisch» gedacht: «Damit meinte Begert, dass er selber ein wenig mehr aufgenommen habe von den magischen Seiten der Wirklichkeit, gerade im Schangnau, wo er mehrere Magier kennenlernte.» Diese im Magischen wurzelnde «Volkskultur» mit der reformpädagogischen Praxis des differenzierten Gruppensystems zu verschmelzen in einem eigenen Institut, das von Holzapfels «Akademie der Ausnahmen» inspiriert wäre, ist Fritz Jean Begerts originärstes Postulat, das er bei den ersten pädagogischen Experimenten auf dem Bühl und trotz des Absturzes von Surpierre weiterhin, wider alle Vernunft, mit ganzem Herzen in die Tat umsetzen will. Dass sich am Stammtisch im Winter 1954/55 immer regelmässiger Jugendliche als Kiebitze und begeisterungsfähige Zuhörer einfinden, gibt Begerts Träumen neue Nahrung.

Möglicherweise ist es Begerts lebenslanger Schwäche für aristokratisches Blut zuzuschreiben, dass ihn der junge Mann, den René Neuenschwander eines Tages mitbringt, sofort fasziniert. Er heisst Sergej Golowin, nennt sich Sergius, und interessiert sich ausserordentlich für alles, was mit Volkskulturen zu tun hat. Geboren ist er 1930 in Prag. Seit 1933 lebt er mit seiner Mutter, einer geborenen von Steiger, als Burger in seiner Heimatstadt. Väterlicherseits stammt er aus einer Bojarenfamilie, altem russischem Adel, sein Vater ist Bildhauer, lebt und stirbt von der Familie getrennt in Paris. Nach der Handelsschule in Neuenburg und Wanderjahren, in denen er auf erste ihn faszinierende Spuren von Volkskultur stösst, beginnt Golowin in der Berner Stadtbibliothek die Ausbildung zum Bibliothekar, wo er den 19 Jahre älteren Neuenschwander kennenlernt, der wegen seiner lokalhistorischen Recherchen regelmässig im Lesesaal arbeitet. Golowin wird Besucher des Stammtischs im «Wilden Mann» und hat ihm unter dem Titel

«Chesa-Schule» am 4. März 1955 ein nur halb ironisches Gelegenheitsgedicht gewidmet:

[115]

«Ja im 'Wilden Manne'
In der Chesa-Bar
In gar später Stunde
Ward uns manches klar:

Dass wir hingehören
Wo die Tannen stehn,
Wo die Felsen zagen,
Wo die Wolken gehn.

Wo die Wolken gehen
Nah am Himmelszelt,
Nahe Sonn' und Sterne
Und noch frei die Welt.

Wo die Tannen rauschen
Wo die Aare kreisen,
Wo die Winde singen
Die weltalten Weisen.

Wohl im 'Wilden Manne'
In gar später Stund,
Bei dem roten Weine,
Schlossen wir den Bund.

Der dies hat gesungen
Und zu Papier gebracht,
Hat gezecht mit Begert
Manche halbe Nacht.»

Im Winter 1954/55 ist der Stammtisch im «Wilden Mann» jedoch auch für andere Jugendliche zum Anziehungspunkt geworden. Im letzten Protokoll der Kampfgruppe, das Zeno Zürcher mit den Worten anheben lässt: «Der Kampf ist hart, aber wir sind jung und werden kämpfen!», protokolliert er den Abend des 24. November 1954, einen Mittwoch, an dem er zuerst einen Vortrag besucht habe: «Anschliessend treffe ich in der Chesa-Bar Herrn Begert,

[116]

Herrn Golowin und seinen Cousin Herrn v. Steiger, Max und Walter. Unter anregenden indogermanischen Gesprächen verging der Abend.» Und eine Woche später: «Der gewohnte Kreis trifft sich in der Chesa-Bar. Dazu erscheint neu Frl. Spring und eine frühere Lombachschülerin, Frl. v. Gunten, die Photoreporterin ist.» In diesem Kreis muss Fritz Jean Begert zu Beginn des Jahres 1955 den Vorschlag gemacht haben, den Stammtisch-Treffen als Vorlese-, Vortrags- und Diskussionsabende einen etwas formelleren Rahmen zu geben, das Säli im ersten Stock zu mieten und zu den Veranstaltungen im weiteren Bekanntenkreis schriftlich einzuladen.

10.

Das Flugblatt, das für den «Mittwoch, den 16. März 1955, 20.30 - 21.30» in den «Lesesaal des Wilden Mannes, I. Stock, Aarbergergasse 41, Bern» einlädt, trägt die Überschrift «Kerzen-Kreis/1. Abend». Angekündigt wird eine «Vorlesung von Fritz Jean Begert»: «Vier Kapitel aus dem Thunerbuch (Abschied von der Kunstgesellschaft Thun, Kulturzentren, Landschaften und Bauwerke, Verständnis für Menschen)».

Begert hat sein «Thunerbuch», in dem er seine Zeit als Primarlehrer und Präsident der Kunstgesellschaft in Thun zwischen 1934 und 1942 darstellen wollte, nie abgeschlossen, die Manuskriptteile, die offenbar im Frühjahr 1955 existiert haben, sind verschollen. Noch 1968 hat er in seinen autobiografischen Notizen allerdings das «Thunerbuch» unter dem Titel «Vom geistigen Leben einer kleinen Stadt» als «in Vorbereitung» aufgeführt. Die Einladung zum ersten «Kerzenkreis»-Abend dokumentiert eine längere Passage aus dem Kapitel «Verständnis für Menschen»: «Es gibt Menschen, die mit ausserordentlichen Geistern zusammenleben, ohne je etwas von deren Grösse zu ahnen. – Die selteneren Naturen verschliessen sich meistens vor stumpfen und überheblichen Men-

[117]

schen. Sie ziehen sich, wenn sie genug getreten worden sind, in den Schutz der Zurückhaltung zurück und erzwingen die nicht freiwillig gewährte Distanz. – Die Stumpfen beklagen sich dann: Wir wissen nicht, warum diesem Menschen, der unter uns lebt, soviel Ehre erwiesen wird; wir kennen seine Fehler und sehen nichts Besonderes an ihm! – Die Ahnungslosen wissen nicht, dass ein edler Mensch die feinsten Regungen seiner Seele vor allem den Empfänglichen offenbart, jenen, die ihm mit der Rücksicht nahen, die er selbst natürlicherweise andern entgegenbringt, jenen, die auf seine geistigeren Gespräche liebevoll, dankbar und bescheiden eingehen, jenen, die selber auch nach Erkenntnis

hungern und das Höchste schauen möchten. – In der Liebe offenbart sich uns oft der ganze Adel einer fremden Seele. – Die Prosaischen sehen nur gewöhnliche Dinge, wo andre Wunderwelten entdecken. Sie verschmähen den Kehricht, der sich in den Händen der Demütigen in Gold verwandelt. Sie sehen nur eine armselige Hütte, wo andere ein unsichtbares Königreich besitzen. – Wer etwas vom Besten der andern Menschen erfahren will, muss ihnen mit Feingefühl und Verständnis begegnen! – Auch die Himmelshöchsten entziehen sich den Blicken der Stumpfen. – Ja, wer vor dem brennenden Busche nicht seine Schuhe auszieht und voll Ehrfurcht und Demut sein Antlitz verhüllt, wird nie die Stimme Gottes vernehmen.» Natürlich steckt hinter diesen selbstbemitleidenden Klagen die Lebenskrise eines alternden Mannes, natürlich wird hier der narzisstische Geniekult zelebriert, für den die jugendlichen Kiebitze am Stammtisch des «Wilden Manns» durchaus empfänglich sind. Aber wenn man die Sätze neben solche aus Holzapfels «Panideal» hält, wird man zugeben müssen, dass sich Begert bei deren Formulierung als Weiser in panidealistischer Tradition hat verstehen können: «Lenkst du den Blick auf Antlitz oder Bildnis grosser Gestalten (...), so fallen dir gleich und mühelos die Spuren zahlreicher Einsamkeiten auf. Viele davon führst du auf die Gewalt ihrer Schöpferkraft zurück, vor der die meisten verständnislos stehen oder wie vor Blitz und Donner zurückprallen.»

[118]

An diesem 16. März 1955 hat Fritz Jean Begert, wie gewöhnlich am Mittwoch, den Unterricht seiner Klassen von Oberbottigen, die er nun schon bald seit einem Jahr als Stellvertreter betreut, am Mittag abgeschlossen. Er wird, stelle ich mir vor, den anderthalbstündigen Weg in die Stadt schon am frühen Nachmittag unter die Füsse genommen haben, den Spazierstock in der Rechten, zügig ausschreitend. Zwar haben schon am späteren Vormittag aufziehende Wolken die blasse Märzensonne verdeckt, für den Abend werden gar einige schwache Niederschläge erwartet, aber am Nachmittag wird es noch trocken und mild gewesen sein, Vorfrühlingswetter. Wofür interessiert sich dieser Mann am Tag, da er eine neue Generation von Getreuen um ein neues Projekt scharen will, wenn er nun, schon kurz nach halb vier, im «Wilden Mann» eintrifft, ein Bier bestellt und den heutigen «Bund» durchzublättern beginnt? Am letzten Wochenende hat man abgestimmt über die Volksinitiative der Sozialdemokraten «zum Schutze der Mieter und Konsumenten». Die Freisinnigen haben polemisiert, die «sozialistische Initiative» versuche, «das Wirtschaftsleben wiederum in die Fesseln der Kriegswirtschaft zu legen» und «mit den Mitteln der Kommandowirtschaft die Gesundung auf dem Wohnungsmarkt dauernd zu verhindern». Trotzdem ist die Initiative von der Mehrheit der Schweizer Männer angenommen worden, mit genau 393 281 zu 380 913 Stimmen – gescheitert

ist sie am Ständemehr, das zur Annahme ebenfalls nötig gewesen wäre. Interessiert das Begert? Eher schon wird er am Leitartikel hängengeblieben sein, dem siebten Teil eines «Besuchs in Russland». Diesmal wird gegen die neue «Führerelite» vom Leder gezogen. Im sowjetischen Russland trete «die menschliche Natur in Erscheinung», die «politisches Günstlingswesen, Verschwendung von Regierungsgeldern für nichtige Zwecke und Vetterliwirtschaft» zeitige. Und erst die Rolle der Künstler! Für «Komponisten und Schriftsteller» bestehe «die strenge und durch dick und dünn festgehaltene Regel, dass sich diese Künstler der Parteidisziplin zu unterwerfen oder strenge Bestrafung zu gewärtigen» hätten. Das müsste Begert abgestossen ha-

[119]

ben. Ob er weiss, dass ihm der «Bund», das «Organ der freisinnig-demokratischen Politik» und «Eidgenössisches Zentralblatt», wie er sich im Zeitungskopf grossspurig anpreist, hier einen Ladenhüter des Kalten Kriegs vorsetzt, dass der Autor des Beitrags, der US-amerikanische Medienzar William Randolph Hearst, schon vor Jahren, im August 1951 in Kalifornien gestorben ist?

Sicher wird Begert auch die ersten Sätze der Notiz von Feuilletonchef Schwengeler zu einer Ausstellung an der Gerechtigkeitsgasse 33 überflogen haben: «Offenbar gehört es zu den Eigentümlichkeiten des gegenwärtigen Kunstbetriebes, dass man uns neue Beurteilungsmassstäbe aufzwingen will. Bisher glaubten wir uns berechtigt, neben einem ausgefeilten Handwerk auch eine ethisch, menschlich und künstlerisch klargeformte Aussage verlangen zu dürfen. Gerade in letzter Zeit ist jedoch versucht worden, uns durch Ausstellungen eines 'Bessern' zu belehren.» Für den dezidiert konservativen Kunstgeschmack Schwengelers, Kollege im Berner Schriftstellerverein, dürfte Begert mehr Verständnis gehabt haben, als für die Galerie an der Gerechtigkeitsgasse 33. Kannte er die «Galerie 33», die im letzten Dezember zum Beispiel programmatisch «10 konsequent Moderne» gezeigt hatte, überhaupt? Eigentlich müssten ihn diese jungen Leute interessieren: Sie versuchen etwas, das zumindest unter einem Aspekt mit dem vergleichbar ist, was er heute abend aus der Taufe heben will: Sie versuchen einen öffentlichen, aber von jeder obrigkeitlichen Kontrolle unabhängigen Kulturraum zu schaffen.

Die «Galerie 33» ist 1953 von einer Gruppe junger Künstler im ersten Stock des Bücherantiquariats von Werner Schindler gegründet worden. Zu ihnen gehörten Rolf Iseli, Bernhard Luginbühl, Peter Meier, Dieter Roth (der sich damals gerade Diter Rot schrieb), Walter Vögeli, Marcel Wyss und Schindler selber. Diese Künstlergemeinschaft führte die Galerie kollektiv und verwendete den Ausstellungsraum zusätzlich als Künstlertreffpunkt, als Diskussionspodium, als Vorführraum für abstrakte Filme und experi-

mentelle Musik. Diese Galerie stand bereits in der Tradition

[120]

einer früheren, die als erste in Bern moderne Kunst zeigte. Schindlers Vorgänger als Antiquar im Bücherbrockenhaus an der Gerechtigkeitsgasse 33, René Simmen, hatte bereits Anfang November 1950 in seiner Privatwohnung an der Schwarztorstrasse 7 «René Simmens Kunstkabinett» eröffnet. Diese Kleinstgalerie schrieb Berner Kunstgeschichte, weil sie jene Seite der modernen Malerei zu dokumentieren begann, die der fulminante Kunsthalle-Direktor Arnold Rüdlinger vernachlässigte. Während Rüdlinger die wilde und spontane Seite der aktuellen Malerei nach Bern brachte und zwischen dem 29. Januar und dem 6. März 1955 in der dritten seiner «Tendances actuelles»-Ausstellungen tachistische Maler wie den Wegbereiter des Tachismus, den Deutschen Wols und Jackson Pollock ausgestellt hatte, widmete sich Simmen der Konkreten Malerei. Im Februar 1951 zeigte er elf der Zürcher «Allianz»-Künstler, darunter Max Bill und Gottfried Honegger. Ein junger Volontär des «Bund» würdigte die Ausstellung mit einer begeisterten Besprechung: «Es wird hier etwas gezeigt (man nennt es eben konkrete Kunst), das frei ist von Äusserlichkeiten, Begleiterscheinungen, etwas, das überwunden hat, das nur die höheren Spielregeln berücksichtigt, das Grundelemente ordnet, Gesetze in wesentlichen Formen sichtbar macht. Die Harmonie, die Schönheit, die da entstehen, übertragen sich unmittelbar.» Dieser Volontär hiess Eugen Gomringer, ein in Bolivien geborener Auslandschweizer, der von der Universität in Rom nach Bern gewechselt hatte und zwei Jahre nach seiner «Allianz»-Besprechung, im April 1953, als «Mitredaktor für literarische Fragen» zusammen mit Marcel Wyss und Dieter Roth die erste Nummer einer Zeitschrift für «moderne Grafik und Dichtung» herausgab, die «spirale» hiess und, obschon sie es in elf Jahren auf nur gerade neun Ausgaben brachte, eine international bedeutende Plattform des konstruktivistischen Denkens werden sollte. Gomringer steuerte in der ersten «spirale» den Text «avenidas» bei, den er «konstellation» nannte:

«avenidas
avenidas y flores

flores
flores y mujeres

avenidas
avenidas y mujeres

avenidas y flores y mujeres y

[121]

un admirador».

Dieser Text ist viel später als «eine der entscheidenden Grundformen der konkreten Poesie» gerühmt worden – Gomringer seinerseits gilt heute als «Vater der konkreten Poesie».

Als Fritz Jean Begert am Nachmittag des 16. März 1955 im «Bund» blättert, wird in jener Kunstszene, die sich in Bern mit der Moderne auseinandersetzt, im Anschluss an Rüdlingers Tachismus-Ausstellung seit Wochen leidenschaftlich gestritten. Marcel Wyss gibt die «spirale» Nummer 5 heraus, allerdings unterdessen allein, weil er sich mit Roth überworfen hat und Gomringer bereits 1954 als Sekretär von Max Bill nach Ulm gegangen ist, wo dieser als Architekt und Rektor der Hochschule für Gestaltung arbeitet. Nun verteidigt Wyss die in der Tradition des Konstruktivismus stehende Konkrete Malerei in Bern allein: «wir wenden uns konsequenter gegen die irrationalistischen schöpfungen und fördern die gestaltung, die messbare ordnungen von ästhetisch allgemeingültigem charakter schafft», schreibt er. Die Kunsthistorikerin Annemarie Bucher kommentiert diese Haltung als «klare Gegenposition zur Ausstellung 'Tendances actuelles III', die (...) die lyrische Abstraktion und gestische Tendenzen zur modernen Kunst erklärt hat». Und in der unteren Altstadt redet sich in diesen Wochen eine Gruppe von jungen Künstlern die Köpfe um die richtige Entwicklung der Kunstmoderne heiss: Die «Gruppe Postgasse 6» umfasst neben Ronald Kocher, der an der Postgasse 6 ein Atelier gemietet hat, Ueli Baumgartner, Klaus Berger, Guido Haas, Rolf Iseli, Peter Meier, Egbert Moesnhang und Jimmy Schneider. Gemeinsam hat man sich seit einiger Zeit mit dem Kubismus beschäftigt. Nach der Besichtigung der «tendances actuelles III»-Ausstellung in der Kunsthalle wird der 21jährige Iseli fahnenflüchtig. Er begeistert sich für den Tachismus, verwirft nicht nur den eben noch fleissig studierten Kubismus, sondern jede bewusste Formgestaltung und bekennt sich zur uneingeschränkten Spontaneität des Schaffensakts. Dieses Bekenntnis geht vor allem Kocher zu weit. Es kommt zum Streit und schliesslich zum Bruch zwischen Kocher und Iseli;

[122]

die «Gruppe Postgasse 6» löst sich noch im gleichen Sommer auf, der Tachist Iseli jedoch schafft den internationalen Durchbruch: 1959 wird er bereits an der dannzumal zweiten «documenta» in Kassel und an der ersten «Biennale des jeunes» in Paris ausstellen. – Dies alles wird freilich Begert nicht interessiert haben, weil er mit Sicherheit in einem entscheidenden Punkt die Haltung des Feuilletonchefs des «Bund» teilt: Er,

Begert, glaubt sich nicht nur berechtigt, sondern ist aufgrund seiner panidealistischen Weltsicht nachgerade aufgefordert, von der Kunst neben einem ausgefeilten Handwerk auch eine ethisch, menschlich und künstlerisch klar formulierte Aussage zu verlangen. Mit der Postulierung uneingeschränkter Autonomie muss sich die moderne, um jede erzieherische Ambition verkürzte Kunst in Begerts Augen selber erledigen.

Es mag sein, dass Begert, bevor die ersten Stammgäste des «Volkskultur»-Kreises eintreffen, noch die Abbildungen der Beilage zum 25. Automobilsalon in Genf (Buick-41 spécial, Dodge Kingsway, Plymouth Belvédère etc.) oder die Kinoprogramme überfliegt («Zwischenlandung in Paris» mit Heinz Rühmann, «Symphonie des Herzens» mit Elizabeth Taylor, «Geständnis unter vier Augen», mit Hildegard Knef). Oder bleibt er am Artikel zum bundesrätlichen Bericht über das Fernsehen hängen? Das Fernsehen werde «in der Schweiz als Faktum hingenommen werden müssen», weil «an eine Liquidation überhaupt nicht mehr zu denken» sei, wird die bundesrätliche Meinung rapportiert. Deshalb sei die Versuchsperiode bis zum 31. Dezember 1957 verlängert worden, die Sendezeit werde auf maximal 12 bis 14 Stunden pro Woche festgelegt. Die ganze Sache sei jedoch vor allem deshalb problematisch, «weil die geistig-moralischen Vorbehalte diesem jüngsten Mittel der Massenbeeinflussung gegenüber in unserm Volke noch ausserordentlich stark sind. Kurzum: Das Fernsehen stellt das ganze Volk vor neue heikle Erziehungsprobleme; es greift tief ins Volksleben hinein.»

Ab fünf Uhr treffen die Stammtischgäste im «Wilden Mann» ein. Sollte Begert im Gespräch erwähnt haben, dass der Bundesrat

[123]

neuerdings das Fernsehen zum Erziehungsproblem mache, das das ganze Volk zu beschäftigen habe, so wird man sich mit einigen träfen Sprüchen schnell einig gewesen sein, dass diese läppische Flimmerkiste in einem wirklichen Sinn weder mit Volkskultur noch mit Pädagogik etwas zu tun haben könne. Gegen halb neun Uhr geht man zusammen ins Säli im ersten Stock hinauf. Begert hat ein Gästebuch aufgelegt und auf die erste Seite mit schwungvoller Handschrift den Titel gesetzt: «1. Abend, 16. März 1955». Die ersten drei, die unterzeichnen, sind die Mitglieder der «panidealistischen Kampfgruppe», Walter und Zeno Zürcher sowie Max Mathys. Weiter unterschreiben an diesem Abend die Stammtisch-Besucher Robert Seiler und Rudolf Müller sowie der Kunstmaler Paul Jakob Müller, der unter dem Künstlernamen Paolo eine ab und zu sozialkritische, häufiger jedoch naiv-kitschige, farbenfrohe Figürlichkeit pflegt und wie etwa der Zeichner und Holzschneider Emil Zbinden ein Einzelgänger ausserhalb aller Seilschaften der Berner Kunstszene ist. Vor dem insgesamt vierzehnköpfigen Publikum hat Begert aus

dem «Thunerbuch»-Manuskript vorgelesen. Begerts «Kerzenkreis»-Auftritte werden immer wieder als faszinierend geschildert, seine Ausstrahlung als aussergewöhnlich. Die Psychologin Hanni Salvisberg zum Beispiel erinnert sich noch an die Strassenkreuzung, an der sie Begert in Niederbottigen zum erstenmal begegnet sei: Seine Ausstrahlung habe einen völlig umgeworfen, seine Augen, sein verträumter Blick, sein Wissen, seine Erfahrung, sein ganzes Auftreten. Sie ist regelmässige «Kerzenkreis»-Besucherin geworden: Mit seinen Vorträgen habe Begert «Verbindungen herstellen» können, all das Geistige, das er vertreten habe, sei glaubhaft gewesen, weil er es gelebt habe. Von allen Dichtern und Denkern habe er mit grosser Verehrung und in einer Art gesprochen, als habe er sie alle persönlich gekannt – oder als wären sie seinesgleichen. Denn selbstverständlich, so Salvisberg weiter, sei Begert Narzisst gewesen. Noch das Erzählen über seine Frau, von der er immer mit grosser Wertschätzung gesprochen habe, habe von dieser narzisstischen Selbstüberhöhung gezeugt. Dass er bei autobio-

[124]

graphischen Ausführungen häufig von sich in der dritten Person gesprochen habe, habe man ihm lächelnd oder mit sanftem Spott nachgesehen.

Wie es zu diesem ersten «Kerzenkreis»-Abend gekommen ist, ist das eine – die hier gegebene Version ist die aufgrund des vorliegenden Recherchematerials plausibelste. Wie die Gründungsgeschichte später erzählt werden wird, ist etwas anderes. Kaum zwei Jahre später werden zwei nicht vereinbare Fassungen zirkulieren: die Version Begert und die Version Neuenschwander.

Die Version Begert lautet in der Erinnerung von Walter Zürcher so: «Begert hat erzählt, bevor er die erste Einladung geschrieben habe, habe er gezweifelt, ob's klappe. Deshalb habe er ganz sicher sein wollen, dass zwei, auf die er sich verlassen könne, Neuenschwander und Golowin, mitmachen würden, damit er nicht alles allein machen müsse. Er habe sie deshalb vorgängig gefragt, ob sie mitmachen würden. Auf uns, die Jungen, konnte er sich sowieso verlassen.» Danach habe er in Oberbottigen die erste Einladung geschrieben: «Ich habe ihm geholfen, habe Adressen geschrieben, die Einladungen vervielfältigt und in Couverts verpackt.» In seinen autobiographischen Notizen fasst Begert später zusammen: «1955 gründete Begert in Bern den Kerzenkreis. Diese freie kulturelle Gemeinschaft bereicherte das geistige Leben und förderte Talente.»

Begerts Version der «Kerzenkreis»-Gründung, in der er als eine Art geistiger Meister aufgrund eines einsamen, weitblickenden Entscheids handelt, wird von René Neuenschwander bald einmal öffentlich in Frage gestellt werden. Aus Anlass des 100.

«Kerzenkreis»-Abends verfasst er Ende 1956 für das «Oberländische Volksblatt» eine ironische Darstellung der Gründungsgeschichte: «Und wer hat ihn [den 'Kerzenkreis', fl.] gegründet? – Im Volke heisst es: Fritz Jean Begert. Stets, wenn eine neue Idee ins Leben gerufen wird, und wenn es sich nicht gerade um ein Panzermodell oder eine neue Art Margarine handelt, so neigt die vox populi dazu, sie Fritz Jean Begert zuzuschreiben. Schliesslich hat er ja schon vieles ge-

[125]

Gründet, und mit dem Kerzenkreis stimmt's beinahe. Das ging so: Ein paar Schriftsteller und Journalisten trafen sich in einem Privathaus zu einer Tasse Kaffee, stets mittwochs, genau um ein Uhr. Schliesslich war die Kaffeekanne zu klein und der Kreis zu gross, und man zog ins Wirtshaus. Dort wiederum war der Wein besser als der Kaffee, und die Stimmung am Abend gemütlicher als um ein Uhr mittags. Da es viel Platz gab, schlossen sich immer mehr Menschen der Tafelrunde an, und da Dichter und Maler und Musiker, wie es scheint, eine bessere Witterung für derlei Dinge besitzen, so waren es vor allem Angehörige dieser mehr idealistischen Erwerbszweige, die sich einfanden. Schliesslich stiess ein Trüppchen Seminaristen dazu. (...) Einige brachten ihre Schwestern, Frauen, Kolleginnen. Da wurde eines Tages die Idee geboren. Sie mochte den meisten schon vorgeschwebt haben, irgendeiner sprach sie aus. Wie wäre es, wenn man die Abende mit etwas geistiger Kost würzte? Den unendlichen Gesprächen eine bestimmte Richtung geben würde? Alle stimmten zu. Die Form ist bald gefunden: eine Tafelrunde mit Kerzen.»

Beim Streit um die «wahre» Gründungsgeschichte des «Kerzenkreises» geht es also später vor allem um die Rolle von Fritz Jean Begert. Sehr wahrscheinlich ist, dass Begert die Diskussionen vor dieser Gründung in der Tat massgeblich geprägt hat, denn er hatte Erfahrung. Schon als Jugendlicher hatte er in Hilterfingen eine «Lessing-Gruppe» ins Leben gerufen, später gehörte er dort «dem Kreis der damals so gefeierten Dichterin» Lilli Haller an, wie er selber später schrieb, und lernte so schon früh die zwanglose Organisationsform der bildungsbürgerlichen Salons und Kreise kennen, die im Bernbiet – und nicht nur hier – eine lange Tradition haben: Bereits in den fünfziger und sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts betrieb zum Beispiel die einem ratsfähigen Geschlecht des Berner Patriziats entstammende Julie Bondeli (1731-1778) einen der ganz wenigen Salons der damaligen deutschen Schweiz. In diesem Salon, der als «Zentrum des aufgeklärten Bern» gegolten habe und von Bondeli als ihre «Sorbonne» bezeichnet wurde, sei, so schrei-

[126]

ben die Historikerinnen Angelica Baum und Brigitte Schnegg, das «Ideal einer stände- und geschlechterübergreifenden aufgeklärten Öffentlichkeit, das den Frauen eine zentrale Rolle zuwies», realisiert worden. Deshalb gehöre der Salon «zu den bedeutenden Schöpfungen der Aufklärung». Mehr als Zufall ist es deshalb wohl, dass ausgerechnet Lilli Haller 1930 eine Auswahl von Julie Bondelis Briefen übersetzt und herausgegeben hat. Im Frühjahr 1814 gründen Studenten der Universität Bern eine «Literarische Gesellschaft». Der Mitbegründer Bernhard Studer beschrieb sie so: «Allgemeine Versammlungen und Sektionsversammlungen, Deklamation, Aufsätze, Disputierübungen usw., ein kleines Staatsleben mit vielem Gerede, Intrigen, Leidenschaft, tüchtigen Studien wenig förderlich.» Seit dem März 1815 ist in der «mathematisch-physikalischen Klasse«, einer Untergruppe der Gesellschaft, auch der Theologiestudent Albert Bitzius aktiv. Als die Gesellschaft Anfang 1818 zerfällt, gründen Unentwegte als Nachfolgeorganisation den «Montagsleist». Auch ihm gehört Bitzius an. Bekannt ist, dass er vor diesem studentischen Kreis einmal über «Fortschritt oder Stillstand der Menschheit» referiert und ein andermal in einer schriftlichen Arbeit «die Universitäten aberkennt». Als im Herbst gegen den Willen der Universitätsleitung und der Studentenschaft Philipp Albert Stapfer zum neuen Professor für hebräische Sprache berufen wird, machen am 16. September 1818 fünfzig Studenten eine Demonstration für ihren Wunschkandidaten, Bitzius ist dabei. Die Obrigkeit reagiert ungehalten und verurteilt den mutmasslichen Anführer zu zwei Monaten Arrest, Bitzius kommt mit einem Verweis davon. Als er fast zwanzig Jahre später, 1837, unter dem Pseudonym Jeremias Gotthelf seinen ersten grossen Roman «Der Bauernspiegel» veröffentlicht, wendet er sich darin erstaunlicherweise gegen «Leiste, Lesezirkel, und wie die Dinger alle heissen», allerdings nicht wegen des freien Geistes, der darin gepflegt werden kann, sondern als Demokrat. Es sei nicht richtig, schreibt er, wenn sich «der erwecktere Teil des Volkes» aus den Gaststuben der Wirtshäuser zurückziehe, um unter sich sein zu können: «So bildet

[127]

sich eine neue Klasse, und wer will mir wehren, wenn ich diese Klasse auch eine Aristokratie nenne? Die neue Klasse verliert durch diese Absonderung um so eher das Zutrauen des Volkes, je näher sie ihm früher gestanden.» Gotthelfs Kritik trifft: So emanzipativ die Kreise auf ihre Mitglieder wirkten, nicht Volksnähe, sondern der Wille zur Distinktion war ihr hervorstechendstes Merkmal.

In diesem Jahrhundert waren vor dem Zweiten Weltkrieg bildungsbeflissene und kulturkonsumierende Vortrags- und Diskussionszirkel weitverbreitet. Betrieben wurden sie nicht nur von den Panidealisten oder – mit ihrem «Collegium philosophicum» in

Eggiwil oder dem «Faust-Kreis» in Herzogenbuchsee – von den Anthroposophen. Auch die Berner Kunstszene war zeitweise geprägt von «Kreisen». Dem Kreis um den Kunstmaler Albert Welti zum Beispiel gehörten um 1910 neben bildenden Künstlern auch der Komponist Othmar Schoeck und der Schriftsteller Hermann Hesse an. Zum Kreis des Industriellen Max Wassmer auf Schloss Bremgarten zählten nach dem Ersten Weltkrieg zum Beispiel die Kunstmaler Cuno Amiet, Louis Moilliet oder Ernst Morgenthaler. Politischer und internationalistischer ausgerichtet sind dann die literarischen Salons der zwanziger und dreissiger Jahre in Zürich: der Lesezirkel Hottingen, der Literarische Club, das «Rabenhaus» um Rudolf Jakob Humm, die Salons von Wladimir Rosenbaum und Aline Valangin, von Sascha Morgenthaler, Emmie Oprecht, Lilly Reiff oder Carola Giedeon-Welcker. In seiner Doppelbiographie über Rosenbaum und Valangin kommt der Historiker Peter Kamber zum Schluss, dass solche Kreise und Salons einem «privaten bürgerlichen Kulturbetrieb» dienten, «der erst mit dem Aufkommen neuer Formen der öffentlichen Kommunikation nach dem Zweiten Weltkrieg verschwand». In der Berner Altstadt existieren allerdings noch bis weit in die fünfziger Jahre hinein zwei private Kreise, die für die Szene um den «Kerzenkreis» von Bedeutung sind: jener um Rosmary und Robert Alder, die an der Junkerngasse 41 ein Bücherantiquaritat betrieben, mit Jean Gebser und dem jungen Friedrich Dürrenmatt als illustren Gästen und je-

[128]

ner von Dieneke Tzaut, in deren Wohnung an der Nydeggasse 17 sich Berns kleine russische Gemeinde trifft.

Die Linie, die sich zu ziehen scheint von der aristokratisch-aufklärerischen Salonkultur des 18. Jahrhunderts (Bondeli), über bildungsbürgerlich-liberale Kreise (von Bitzius bis Wassmer) und die kleinbürgerlich-idealistisch geprägten der Panidealisten und Anthroposophen bis zu den subkulturellen Konzepten nach dem Zweiten Weltkrieg (neben dem «Kerzenkreis» gehört zum Beispiel der bereits seit 1948 funktionierende Notker-Kreis in St. Gallen hierher), müsste genauer nachgezeichnet werden. These könnte sein, dass das Phänomen der «Kreise» immer in jenen sozialen Schichten virulent geworden ist, in denen mittels kultureller Identitätsfindung und Selbstvergewisserung in einem von grundsätzlicher Empathie erfüllten, para-öffentlichen Raum die längerfristigen Voraussetzungen geschaffen wurden für die politische Intervention zur Mitgestaltung der Welt. Die «Kreis»-Kultur könnte so gesehen das kulturelle Instrument zur politischen Emanzipation bisher widerspruchslos regierter, das heisst schweigender Teile der Bevölkerung sein – ganz im Sinn der «Kultur»-Definition des Europarats: «Kultur ist alles, was dem Individuum erlaubt, sich gegenüber der Welt, der Gesellschaft und auch gegenüber dem

heimatlichen Erbgut zurechtzufinden, alles, was dazu führt, dass der Mensch seine Lage besser begreift, um sie unter Umständen verändern zu können.»

Aber zurück zu Begerts Bedeutung bei der Gründung des «Kerzenkreises». Auf der Einladung zum ersten Abend hat er selber festgehalten: «Es handelt sich um eine Fortsetzung des vor Jahren von F. J. Begert im Hotel Falken in Thun gegründeten Stammlokals der Kunstgesellschaft Thun.» In der Tat muss Begert in seiner Thuner Zeit ein ausserordentlich aktiver Kulturanimator gewesen sein, als er, wie er später geschrieben hat, «als Mitglied von fünfzehn Vorständen und Kommissionen auch sonst das geistige Leben dieser Stadt» gefördert habe – zwischen 1938 und 1942 wie berichtet als Präsident der Kunstgesellschaft. Eine stichproben-

[129]

mässige Durchsicht des «Oberländer Tagblatts» hat ergeben, dass Begert zum Beispiel im Winter 1936/37 fast wöchentlich Vorschauen und Berichte zu kulturellen Veranstaltungen veröffentlicht hat – es fanden sich Beiträge zu Ricarda Huch, Fritz Wartenweiler, Lisa Tetzner, Hans Zbinden oder Elisabeth Müller (ebenfalls in diese Zeit fällt seine dezidiert antifaschistische Berichterstattung über ein Treffen der Nationalen Front am 17. November 1936). Weil laut Roma Rudel, der heutigen Präsidentin, bis Mitte der achtziger Jahre kein Archiv der Kunstgesellschaft Thun geführt worden sei, geben lediglich die «Richtlinien», die sich die Kunstgesellschaft bei ihrer Gründung 1923 gegeben hat, eine Idee von Begerts damaliger Animationsarbeit:

«1. Die KUNSTGESELLSCHAFT THUN ist eine freie Vereinigung von Damen und Herren in Thun, die sich die Pflege der Literatur, bildnerischen Kunst und Musik zur Aufgabe gestellt hat.

2. Sie lädt ihre Mitglieder zu ZUSAMMENKÜNFTEN ein, an denen, wenn möglich umrahmt von literarischen und musikalischen Darbietungen oder in Verbindung mit Ausstellungen von Werken der Malerei, Skulptur und Architektur, ein Kunsthema besprochen wird.

3. Sie veranstaltet ÖFFENTLICHE VORTRÄGE, an denen Dichter und Schriftsteller aus ihren eigenen Schöpfungen vorlesen, oder an denen diese durch verständnisvolle Interpreten dem Publikum erschlossen werden.»

Seit dem Weggang von Thun hat sich Begert wiederholt nach einem ähnlichen kulturellen Kreis gesehnt. In der «Lombachschule» schrieb er: «An vielen Abenden sassen wir in

der Halle des 'Trinisbäbihauses' und befassten uns mit den neusten psychologischen Erkenntnissen, den Forderungen Holzapfels oder den grössten Kunstwerken aller Zeiten. Wie sehne ich mich nach dem Wiedererstehen einer solchen Akademie!» Anlässlich des 200. «Kerzenkreis»-Abends wird er gegenüber dem «Bund» darauf zurückkommen: «Seine Sehnsucht nach einer ähnlich anregenden und geistig interessierten Gemeinschaft, wie er sie in Thun in der Volksbil-

[130]

dungsgruppe, in der Kunstgesellschaft und später an der Tafelrunde der Lombachschule erlebte, bewog ihn, in Bern den Kerzenkreis zu entwickeln.»

So klar sich der «Kerzenkreis» also einerseits in die Tradition gutbürgerlicher Kulturrezeption stellen lässt, so deutlich müssen andererseits die zwei Aspekte hervorgehoben werden, die den «Kerzenkreis» zu etwas Neuem machen: Erstens hat man im Säli des «Wilden Mannes» vom ersten Abend an den Anspruch, grundsätzlich öffentlich, jedoch unabhängig von obrigkeitlicher Kontrolle zu sein; zweitens bleibt der Kreis eine vollständig informelle Struktur, die lediglich aus einer Idee und dem Engagement der Leute besteht, die Gratisarbeit leisten und die anfallenden Unkosten tragen. Unter weitgehender Verweigerung der Marktlogik – keine Löhne, keine Honorare, Eintrittsgelder lediglich zur Deckung der Raummiete – Ort der öffentlichen kulturellen Auseinandersetzung sein zu wollen, das ist neu: Das ist kein kultureller Anspruch im herkömmlichen Sinn. Dieser Anspruch auf Kultur unter der offiziellen Kultur begründet eine neue «Subkultur».

Die knapp 450 Veranstaltungen, die in den nächsten elf Jahren im Rahmen des «Kerzenkreises» durchgeführt worden sind, wurden zum wichtigen Bestandteil der Subkultur in der Berner Altstadt. Im Gegensatz zur Kunstszene oder zur Kellertheaterszene, die von der Subkultur nach und nach, in verschiedenem Masse und mit unterschiedlichem Erfolg in die marktkonforme «Kultur», das heisst in den die Saisonsensationen produzierenden Kunstbetrieb diffundierten, blieb die Szene um den «Kerzenkreis» bis zuletzt ein subkulturelles Phänomen, allerdings nicht in allen Phasen ihres Bestehens ganz freiwillig. Schnell war es im «Commerce» ausgemachte Sache, den «Kerzenkreis» nicht ganz ernst zu nehmen: Sein Image einer panidealistischen Sekte, die ihre esoterischen, vergeistigten, logenartigen Treffen bei Kerzenlicht abhalte, machte ihn zum milde belächelten Kuriosum. Dieses Image wurde zweifellos mitgeprägt durch den Namen des Kreises: «Die Kerze war, so wie

[131]

ich es verstanden habe, ein Symbol für das lebendige Licht, im Gegensatz zum toten elektrischen. Damals hatte man Kerzen höchstens am Tannenbaum, aber sonst waren sie als Lichtquelle fast verschwunden. Es war eine Lichtquelle mit einer gewissen Symbolik», sagt Niklaus von Steiger. Walter Zürcher erinnert sich, Begert nach dem Sinn dieses Namens gefragt zu haben. Die Antwort könne man, so Zürcher, «nur aus dem Panidealismus und aus Begerts pädagogischer Sicht verstehen»: «Begert hat gesagt, was er wirklich möchte, sei eine Art 'Lichtakademie' im Sinn des Panidealismus, die Holzapfel in seinen Zukunftsvisionen beschrieben hat.» Begerts Idee sei gewesen, mit der Zeit für verschiedene Teilgebiete verschiedene Kreise zu gründen, «Kerzenkreis, Kienspankreis, Mondlichtkreis, Tägelkreis und so weiter, alle Lichtarten ausser dem elektrischen». Dafür, dass bei den Abenden jeweils Kerzen angezündet worden seien, habe es für Begert, der wie alle Panidealisten ein ausgeprägtes Interesse für die Physiognomik gehabt habe, zwei Gründe gegeben, sagt Zürcher: Erstens, so habe Begert gesagt, sei im Dämmerlicht ein Gleichgewicht zwischen Rationalem und Irrationalem, Bewusstem und Unbewusstem eher möglich. Und zweitens: Im Kerzenlicht seien die Gesichter der Menschen schöner.

11.

Der «Kerzenkreis» kommt in Schwung. Mit Walter Zürchers administrativer Unterstützung versendet Fritz Jean Begert seit Mitte März 1955 Woche für Woche eine Einladung mit inhaltlichen Hinweisen zum nächsten Programm – vorderhand vor allem Lesungen –, die jeweils von den Vortragenden selbst verfasst werden. Am 23. März bestreitet Sergius Golowin den zweiten «Kerzenkreis»-Abend mit einer Lesung von «Märchen um den lieben Gott». Eine Woche später stellt Begert japanische Haiku-Gedichte vor. Dann tritt mit Hans Rhyn, der aus seinem neuen Gedichtband liest, zum

[132]

ersten Mal ein Mitglied der «Panidealistischen Gesellschaft Bern» auf, eine Woche später liest Begert einen unveröffentlichten Text über Josepha Kraigher-Porges. Ende April stellt Golowin an zwei Abenden die russische Sage über Ilja von Murom vor, die er aus verschiedenen Quellen zu einer eigenen Fassung zusammengestellt hat; in den folgenden Wochen lesen Myrrha Hausherr-Holzapfel eine Sage von Stanislav Vincenz, Hannelise Hinderberger über das Leben Francesco Petrarcas, die Gymnasiastin Käthi Begert, Tochter vom Begert-Hof in Niederbottigen, aus «Izuma» von Lafcadio Hearn. Und so weiter.

Fritz Jean Begert ist in diesen Wochen, wie immer in Zeiten des Aufbruchs, begeistert

und begeisternd und voller Tatendrang. Dauernd ist er nun zwischen Oberbottigen und Bern unterwegs und entfaltet neben seinem Beruf und dem Engagement im «Kerzenkreis» eine geradezu hektische Vortragstätigkeit. Am 28. März spricht er im Dale Carnegie Club Bern über Menschenkenntnis; am 4. April vor der Panidealistischen Gesellschaft über «Bettina Holzapfel in der Manor Farm», am 16. April vor den «Carl-Hilty-Freunden» über «Schule und Volkskultur» und in den Monaten Mai und Juni an insgesamt acht Abenden in einer pädagogischen Veranstaltungsreihe im Bürgerhaus zu den Themen «Ein Weg zur Auflockerung des starren Schulsystems», «Schule und Kultur», «Wie werden Wohnstuben und Schulen zu wahren Bildungsstätten?», «Vom Einfluss der äusseren Umgebung», «Künstlerische Erziehung», «Beurteilung der Jugendlichen», «Volkserziehung und Politik» sowie «Organische Schulreform». Begert ist – für eine Saison – wieder im Gespräch. In einem Artikel über «Geistesgesundheit» im «Schweizerischen Kaufmännischen Zentralblatt» findet er als Beispiel eines «genialen Pädagogen» Erwähnung, «der, weil er keine intellektuellen Schnellfeuergeschütze bereithält, von den Offiziellen als 'naiv' bezeichnet» werde. Und in einem Kurzporträt im «Berner Tagblatt» wird festgehalten, bei einer ersten Begegnung mit ihm falle «sein menschenfreundliches, fast wehmütiges Antlitz auf, und einmal mit ihm ins Gespräch gekommen, fühlen wir, dass wir hier

[133]

einen Menschen getroffen haben, dessen ganzes Leben und somit auch sein schriftstellerisches Wirken streng zweckbestimmt ist, zweckbestimmt in einem höheren Sinne».

An welche Adressen Begert die «Kerzenkreis»-Einladungen durch Walter Zürcher verschicken lässt, ist nicht im einzelnen bekannt. Wahrscheinlich ist, dass er die laufend ergänzte Adressliste der «Freunde des Erziehungsinstituts Fritz Jean Begert» verwendet und sich so bei seinen ehemaligen Mitstreitern und Förderinnen für sein differenziertes Gruppensystem nach Jahren des weitgehenden Schweigens in Erinnerung ruft. Sicher ist aber, dass die Idee des «Kerzenkreises» auch mittels Mundpropaganda verbreitet wird und vorab junge Leute anzusprechen vermag. Aufgrund des ersten Gästebuchs, das die ersten 70 Abende umfasst, lassen sich verschiedene Personenkreise unterscheiden, die in der ersten Zeit hauptsächlich das «Kerzenkreis»-Publikum gebildet haben: Die jugendlichen Anhänger Begerts (einerseits die drei Mitglieder der «Kampfgruppe», andererseits die Kiebitze des «Volkskultur»-Stammtischs: Sergius Golowin, dessen Cousin Niklaus von Steiger und Georges Jean-Richard), die Altherren des Stammtischs (vor allem René Neuenschwander, Rudolf Müller und Robert Seiler), die Mitglieder der «Panidealistischen Gesellschaft Bern» (am aktivsten sind die Ehepaare Hans und Frieda

Rhyn sowie Otto und Myrrha Hausherr-Holzapfel), dazu kommen alte Bekannte Begerts und junge Interessierte aus den Mittelschulen der Stadt.

Im Mai 1955 beginnen mehrere Künstler aus der «Gruppe Postgasse 6» den «Kerzenkreis» zu besuchen. Diese Gruppe steht, wie berichtet, vor der Auflösung, nachdem sich Ronald Kocher und der zum Tachismus übergelaufene Rolf Iseli zerstritten haben. Auch diese jugendlichen Künstler sind, wie sich Ueli Baumgartner als Mitglied der Gruppe erinnert, durch Mundpropaganda auf den «Kerzenkreis» aufmerksam gemacht worden: «An der Uni gab es damals eine Diskussion über moderne Kunst. Kocher, Meier, Haas und vermutlich auch Iseli sind hingegangen – ich war nicht dabei, weil ich damals nicht in Bern war. Dort haben sie den René Neu-

[134]

enschwander getroffen, der ihnen vom 'Kerzenkreis' erzählt hat. Von da an sind sie auch hingegangen und haben mich mitgenommen.» Laut Gästebuch sind am 18. Mai 1955, zu Käthi Begerts Hearn-Lesung, zum ersten Mal zwei Vertreter der Postgass-Gruppe aufgetaucht, und zwar Guido Haas und Ronald Kocher. Während der «Kerzenkreis» für Kocher eine kurze Station auf seinem Weg in die Kunstszene bleibt, werden Haas und Baumgartner zu regelmässigen «Kerzenkreis»-Besuchern. Obschon Haas als ein an der Moderne Interessierter und Engagierter zu Begert immer eine höflich-kritische Distanz behalten wird, bleibt er schliesslich, bis weit in die siebziger Jahre, als Sekretär der Institutsgemeinde Begerts treuster Mitarbeiter.

Das Interesse, das der «Kerzenkreis» zu wecken vermag, hat zweifellos etwas zu tun mit dem Konformitätsdruck, der Mitte der fünfziger Jahre, mitten im Kalten Krieg also, auch in der eidgenössischen Bundeshauptsstadt geherrscht hat. Noch in frischer Erinnerung ist zum Beispiel der Fall des populären, aber nicht ganz konformen Kabarettisten Alfred Rasser, der landauf landab mit dem Volksstück des «HD Läppli» die kleinen Leute begeisterte und die etwas grösseren verärgerte. Rasser nahm 1954 zusammen mit zwei Nationalräten, einem Kunstmaler und einem Professor die Einladung zu einer Studienreise in die Volksrepublik China an. In der Folge ist er in rund 400 Zeitungsartikeln als «Kryptokommunist» denunziert worden, die meisten seiner kabarettistischen Engagements wurden abgesagt, das Schweizer Radio boykottierte ihn, Rasser geriet mit seiner Familie in eine materielle Krise.

In dieser rigiden ideologischen Grosswetterlage, die weitherum die Köpfe gleichschaltet und die Glieder diszipliniert, bildet sich über der unteren Altstadt Berns für einige Jahre eine kleine Tiefdruckzone der Geldwirtschaft, die sich nach und nach mit Querem, Ver-

sponnenem, Unangepasstem, Widerspenstigem und Ungebärtigem aufzufüllen beginnt – mit Kultur jenseits von Konvention und Konfektion, von Kunsthandwerk und Kommerz. Mitten in

[135]

flächendeckendem Fortschrittswahn und staatstragendem Antikommunismus bilden sich Nischen, in denen sich Selbstvergewisserung und Identitätssuche zu kultureller Produktion verdichten. In einer grossen Welt, in der jede Kreativität schon Regelbruch ist, entsteht eine kleine Welt, in der jeder Regelbruch als Kreativität gefeiert wird. Aus der Einsicht, dass hier, an den Rändern der Gesellschaft – mögen sie später herein- oder abbrechen – alle gleichermassen exponiert sind, wächst eine grundsätzliche Toleranz. Was interessiert, ist, dass sich die eigene Welt ein bisschen verändert hat, bevor man sich abends in den Beizen der Altstadt wieder trifft, dass während des Tages die kleinen Aufbrüche wirklich stattfinden, die den Stoff für die Geschichten der Nächte abgeben. Eine dieser lebensweltlichen Nischen ist der «Kerzenkreis»: Er wird zur Möglichkeit, zumindest in kleinem Rahmen und an Feierabend ohne allzugrosses Risiko ein bisschen Nonkonformität auszuleben und, wenn nicht unter Gleichgesinnten, so doch unter Toleranten, ausserhalb der Norm zu denken und zu diskutieren. Nachdem der erste Abend von 14 Personen besucht worden ist, verzeichnet das Gästebuch für die folgenden Abende 19, 22, 23, 31, 33, 26, 37, 31, 21 Besucher und Besucherinnen. Im Durchschnitt bestand das Publikum aus 25 bis 30 Personen. Mit 83 die grösste Zahl von Unterschriften weist in der ersten Zeit des «Kerzenkreises» der 70. Abend im Mai 1956 auf – ein Tanzabend der Harald-Kreutzberg-Schule, mit einer Gruppe von sechs Tänzerinnen unter Leitung der regelmässigen «Kerzenkreis»-Besucherin Hilde Niederer.

Wegen der minimalen finanziellen Möglichkeiten und, mag sein, auch wegen seines bald einmal feststehenden Rufs als sektiererischer Zirkel sind die Organisatoren des «Kerzenkreises» öfter auf Raumsuche: Kulturräume ausserhalb des Einflussbereichs der Stadtoberen sind grundsätzlich nicht vorgesehen. Für die ersten gut fünfzig Abende trifft man sich im «Wilden Mann», danach für knapp ein Jahr im Restaurant «Nydeggstube». Als dieser Treffpunkt gekündigt wird, finden die Abende im Februar und März 1957 fünfmal an der Nydeggasse 17, in der Privatwohnung der «Kerzenkreis»-Besucherin Dieneke Tzaut statt, bei der sich wie berichtet auch die russische Gemeinde Berns trifft. Bevor man sich danach für dreieinhalb Jahre, bis Ende April 1961, im Keller der Kramgasse 16 einnisten kann, findet der «Kerzenkreis» für ein hal-

[136]

bes Jahr dank Hermann Gattiker Unterschlupf im «Klapperläubli» am Nydeggstalden 34, wo dieser damals zusammen mit seiner Frau Irene Gattiker-Lauterburg die «Hausabende für zeitgenössische Musik» veranstaltet.

Wenn von den damaligen Kulturvermittlungsversuchen ausserhalb der offiziellen Institutionen Kunstmuseum, Kunsthalle, Stadttheater und Casino im Grenzbereich von Privatheit und Öffentlichkeit, von Subkultur und Kultur die Rede ist, dann werden die «Hausabende für zeitgenössische Musik» als die inhaltlich wohl bedeutendsten zu würdigen sein. Sie sind im Bereich der modernen Musik am ehesten mit dem Engagement des Kunsthalle-Direktors Arnold Rüdlinger für die moderne Kunst zu vergleichen, letzterer allerdings arbeitete als anerkannter, bezahlter Fachmann in einem offiziellen und also grundsätzlich konformen Rahmen. Als der Musikkritiker Hermann Gattiker die «Hausabende» ins Leben rief, tat er dies nicht zuletzt als Reaktion gegen die offizelle Verständnislosigkeit gegenüber der modernen Musik. Als in der Schulwarte im November 1937 zum Beispiel Arnold Schönbergs «Pierrot Lunaire» aus dem Jahr 1912 zur Aufführung kam, tat sie der «Bund»-Rezensent als «Ausfluss ödester Asphaltmusik» ab, bei der sich die Gesangssprechstimme «in geistloser Monotonie durch die Reihe der dreimal sieben Gedichte hindurchstöhnt». Gattikers Hausabende fanden seit Ende September 1940 ungefähr monatlich jeweils im Winterhalbjahr statt, zuerst an drei Adressen der Junkerngasse, später an der Gerberngasse 10, seit dem Herbst 1954 an der Bantigerstrasse 14 im Obstbergquartier, danach also am Nydeggstalden 34. Bereits im Namen «Hausabend» zeigte sich das prekäre Verhältnis zur städtischen Öffentlichkeit, das ein Engagement für moderne und avantgardistische Musik weit über die Zeit des Zweiten Weltkriegs hinaus haben musste. Aus Anlass von Gattikers Tod im Februar 1959 hat der «Bund» dieses Verhältnis als spezifische Qualität beschrieben: «Trotz der Weltoffenheit der Ambiance, der jedes Sektierertum fremd war, wusste Hermann Gattiker, der von seiner Gattin liebevoll unterstützt wurde, seinen Hauskonzerten

[137]

stets die vertraute, unkonventionelle und persönliche Atmosphäre zu wahren.» Die bis zum Schluss unkommerziell durchgeführten Abende umfassten normalerweise das eigentliche Konzert und anschliessend, zusammen mit den Musikern und Musikerinnen, einen geselligen Teil mit Buffet und Drinks, der (zumindest in den ersten Jahren) zu Diskussionen «bis in den Morgen hinein» genutzt wurde, so Irène Gattiker-Lauterburg. Zur Aufführung kamen entsprechend der finanziellen und räumlichen Möglichkeiten alle Formen der Kammermusik, vom Lied über instrumentale Solodarbietungen bis zu Trios und Quartetten. Nicht selten wurden Werke von den Komponisten selber interpre-

tiert oder in ihrer Anwesenheit aufgeführt – im Mai 1943 waren am «15. Hausabend» zum Beispiel Frank Martin, Albert Moeschinger und Vladimir Vogel gemeinsam anwesend. Für junge Schweizer Komponisten – Musik zu schreiben galt damals als Männersache – wurden die «Hausabende» zu einer der raren Möglichkeiten, ihre Arbeiten überhaupt einem Publikum vorzustellen: Im Juni 1951 waren Klavierstücke des 29jährigen Baslers Jacques Wildberger zu hören, ein Jahr später eine Sonatine für Klavier des erst 16jährigen Berners Jürg Wyttenbach, der sich zu dieser Zeit noch nicht ausschliesslich der Musik, sondern unter dem Namen «Böbs» zum Beispiel auch der Pfadfinderei widmet, wo er eben – wie «Hallo» das Mitteilungsblatt der Abteilung «Patria» meldet – zum «Jungfeldmeister» befördert wird. In den ersten Wochen des «Kerzenkreises», am 3. Mai 1955, findet, ausnahmsweise am Theaterplatz 7, eben der 95. «Hausabend» statt. Das Duo Gabriella und Attila Lengyel musiziert mit der Geigerin Annemarie Grunder. Gespielt werden von Béla Bartók eine Sonate für Violine und Klavier und 44 Duos für zwei Violinen sowie eine Sonate-Fantasie von Heitor Villa-Lobos, ebenfalls für Violine und Klavier. Der Unkostenbeitrag beträgt 4 Franken, für Musikschüler 3 Franken, für Mitglieder der Jeunesse Musical 1 Franken 50. Das Einladungsflugblatt ist von Hermann und Irène Gattiker-Lauterburg gemeinsam unterzeichnet und trägt den Vermerk: «Ungenützte Programme bitte weitergeben».

[138]

Nach ungefähr einem Jahr gerät der «Kerzenkreis», nach wie vor getragen von viel Idealismus und einem offensichtlichen Bedürfnis entsprechend, unerwartet in eine bedrohliche Krise. Fritz Jean Begert will Bern verlassen. Bereits am 26. August 1955 ist seine Stellvertretung in Oberbottigen zu Ende gegangen, nachdem er tags zuvor auf der Schulreise mit seiner Klasse noch die Sankt Petersinsel besucht hatte, die dem verehrten Jean-Jacques Rousseau im Herbst 1765 einige Wochen als Refugium diente. Begert findet eine kleine Zweizimmerwohnung an der Postgasse 6b in der unteren Altstadt. Sein Nachbar wird der Eisenplastiker Walter «Pips» Vögeli. Nach dem zweiwöchigen militärischen Wiederholungskurs, der bis zum 10. September dauert und in ihm «die Sehnsucht nach der geplanten Erziehungsstätte» erneuert habe, lebt Begert in der Altstadt, arbeits- und zunehmend mittellos. Seine begeisterte Aufbruchstimmung vom Frühjahr weicht einmal mehr lähmendem Weltschmerz. Als er mit Datum vom 5. Oktober 1955 die akribische, 17 Schreibmaschinenseiten umfassende «17. Mitteilung» an die Institutsgemeinde abschliesst, bilanziert er seine reformpädagogischen Bemühungen so: «Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren suche ich in jeder Lage meines Lebens die Arbeit so zu gestalten, dass sie irgendwie dem einen hohen Ziel dient. Man wird dieses Zielbewusste vielleicht später rückblickend noch deutlicher erkennen. Leider hatte ich fast immer unter un-

günstigen, oft bitteren Umständen zu wirken. Dies verlangsamte die Entwicklung unglaublich. Nicht selten wurde mir der Kampf sogar durch Freunde erschwert. (...) Ach, so mancher verliert die Geduld, wenn der Erfolg sich nicht sofort einstellt!»

Im Winter 1955/56 hat Begert ernsthafte materielle Probleme. Walter Zürcher erinnert sich, damals für ihn Geld organisiert zu haben, damit er nicht betrieben und sein geliebtes Biedermeier-Schränklein nicht gepfändet werde. Die Pfändung habe er im letzten Moment verhindern können, indem er mit 500 Franken, die er bei «Kerzenkreis»-Besucher Hans Surer – einem wohlhabenden Juwelier aus Muri – ausgeliehen habe, einen Teil von Begerts

[139]

Schuld beglich und so den Pfändungsvorgang blockierte. Damals sei es, wenn er sich richtig erinnere, immer noch um Steuerschulden aus der Bumbach-Zeit gegangen, insgesamt 3 000 bis 4 000 Franken. Auch der damalige Präsident des Berner Schriftstellervereins, Paul Eggenberg, erinnert sich an diesen Winter: «Ich habe damals oben beim Bierhübeli gewohnt und habe Begert in jener Zeit häufig bei mir zu Hause gehabt, er hatte sogar einen Schlüssel, er konnte bei mir ein- und ausgehen. Zeitweise ist er dann wirklich ein wenig arm dran gewesen. Ich habe damals stark mitgeholfen, ihm eine Stelle in Ringoldswil zu verschaffen, indem ich den Schriftstellerkollegen und hochangesehenen alt Sekundarlehrer in Sigriswil, Adolf Schaer-Ris, mit seinem Einfluss eingespannt habe. Ihm hat man in dieser Gemeinde 'schiergar gfolget'.» Auf den Beginn des neuen Schuljahrs kann Fritz Jean Begert im Frühling 1956 in Ringoldswil, das zur Gemeinde Sigriswil gehört, hoch über dem Thunersee die Gesamtschule übernehmen. Er bezieht die Lehrerwohnung im Schulhäuschen. Die Wohnung an der Postgasse 6b in Bern behält er vorderhand.

Nun wird ihm der «Kerzenkreis» zur Last. Begert will sich zurückziehen, den Kreis aber doch nicht abgeben, wie sich Walter Zürcher erinnert. «Es war eben viel schlimmer: Er wollte ihn eingehen lassen. Golowin und ich sind damals zu ihm gegangen, und ich habe gesagt: Das geht einfach nicht. Ich habe angeboten, ich würde den 'Kerzenkreis' weiterführen, was natürlich lächerlich war. Ich war damals ohne eine Ausbildung in Begerts Sinn, kein Schriftsteller, nichts – ausser zu gebrauchen bei der praktischen Mithilfe.» Was er erst viel später durchschaut habe, sei Begerts «Geniebewusstsein» gewesen. Begert habe sich, «obschon er das nie wörtlich gesagt hätte, ganz klar als Genie verstanden». Als er, Zürcher, gekommen sei, der von all dem, was man als Begert-Nachfolger eigentlich hätte sein müssen, nichts gewesen sei und trotzdem behauptet habe, er könne einspringen, habe Begert «das Projekt abmurksen» wollen. Und Golowin? «Er hat bei

dieser Aussprache fast nur geschwiegen und zugeschaut, aber er hat begriffen,

[140]

worum's geht. Trotzdem hat er nicht angeboten, dass er's machen würde, obschon er von seinen Voraussetzungen her zehnmal geeigneter gewesen und von Begert vermutlich akzeptiert worden wäre, schon nur wegen dessen Kult um alles Adelige. Golowin ist ja mütterlicherseits nicht nur ein von Steiger, sondern er hat sich auch immer wie ein richtiger Adeliger benommen. Er hat hundertmal zugeschaut, wenn wir 'gebügelt' haben, wenn wir Briefe gefaltet und Adressen geschrieben haben. Er war jeweils dabei und rührte, wie es sich für einen Adeligen geziemt, keinen Finger.» Hier lacht Zürcher. Damals, beim Streit um die Schliessung des «Kerzenkreises», habe er gekämpft, sogar geheult habe er, und schliesslich habe er sich durchgesetzt: «Ich habe mich einfach dazu entschlossen: Ich mach's. Ich wusste zwar, dass niemand glaubte, dass ich es schaffen würde. Ich aber war innerlich sicher.»

Dieses Treffen zwischen Begert, Golowin und Zürcher hat ungefähr in der zweiten Märzhälfte 1956 – im «Wilden Mann» oder in der «Nydeggstube», wie Zürcher vermutet – stattgefunden. Den 61. Abend bestreitet Begert am 28. März mit einer Lesung aus «Herr Thaddäus» des polnischen Romantikers Adam Mickiewicz noch selber, bis zum 62. Abend erscheint sein Name regelmässig im Gästebuch. Danach hat er sich weitgehend zurückgezogen. Zürcher: «Er ist schon ziemlich verschnupft gewesen, dass es auch ohne ihn gegangen ist.» Wenn er sich zwei Jahre später, am 2. April 1958, wieder in den «Kerzenkreis» bemüht, wird er mit diesem Auftritt ein wichtiges Signal geben: Damit wird die Spaltung zwischen dem «Kerzenkreis» und den Abtrünnigen des «Tägelleists» endgültig besiegelt sein. Aber so weit sind wir noch lange nicht.

Als Walter Zürcher den «Kerzenkreis» übernimmt, ist er knapp 22 Jahre alt. Seit dem Abschluss der Rekrutenschule im Juni 1954 ist er immer mehr davon überzeugt, dass er dem Panidealismus im allgemeinen und der Begert'schen Reformpädagogik im speziellen zum Durchbruch verhelfen müsse. Deshalb nutzt er die Arbeitszeit in der Leinenweberei Schwob AG so extensiv zur autodidaktischen Theoriebildung, dass ihm im Frühjahr 1955 gekündigt wird. In der

[141]

gleichen Zeit bricht er seine Karriere als Handballer ab, obwohl er es im Jahr zuvor mit dem TV Länggasse gegen die langjährigen Seriensieger Grasshoppers zum Schweizermeister gebracht hat und sich Chancen auf einen Platz in der Nationalmannschaft aus-

rechnen darf. Nun ist er gesellschaftlicher Aussteiger avant la lettre und vollamtlicher panidealistischer Aktivist. Im Juli kann er – dank dem Tip einer «Kerzenkreis»-Besucherin – den «Waldhorst» mieten, ein kleines Waldhaus unter den Felsen des Dentenbergs ob Gümligen. In diesem Wald habe er dann etwa drei Jahre allein gelebt: «Als mir der Hausmeister das Haus für 50 Franken im Monat überliess, habe ich ihn gefragt: Und wie ist's mit Heizen? Ich will im Winter auch hier oben sein. Und er hat gesagt, es sei noch nie jemand im Winter da oben gewesen, es habe keine Heizung und im Wald Feuer zu machen sei verboten. Ich hab dann in den Wintern mit einem Petrolöfelchen geheizt. Aber wenn ich bei zehn Grad unter Null nach Hause gekommen bin, dann legte ich mich jeweils sofort ins Bett.» So hat der Panidealismus seinen ersten und einzigen Einsiedler – auf Zeit – hervorgebracht. Als Bestätigung seiner Lebensweise stösst Zürcher in dieser Zeit auf den US-amerikanischen Individualanarchisten Henry David Thoreau (1817-1862), der sich im März 1845 eine Blockhütte am einsamen Walden-See zimmerte, danach zweieinhalb Jahre lang als Einsiedler dort lebte und über diese Zeit 1854 das Buch «Walden oder Leben in den Wäldern» veröffentlichte. Am 146. «Kerzenkreis»-Abend hat Zürcher im Oktober 1957 Thoreau mit einer «Walden»-Lesung seine Reverenz erwiesen.

Seit Begerts Rückzug organisiert Zürcher jede Woche einen «Kerzenkreis»-Abend, tippt, druckt und verschickt die Einladungen, rast auf seinem Velo zwischen dem Dentenberg und Bern hin und her und nutzt seine freie Zeit zum Selbststudium. Die Haare trägt er seit einiger Zeit nach panidealistischer Manier knapp schulterlang. In dieser Zeit erhält er in der unteren Altstadt Berns den Übernamen «Felsenedi». Unter diesem Namen haben ihn damals viele gekannt. Als Kulturorganisator, der ohne Geld, nur mit

[142]

Präsenz und Überzeugungsarbeit zum Ziel zu kommen versucht, taucht er überall auf, wo etwas läuft, auch dort, wo er auf kein Verständnis hoffen kann. Für den heutigen Philosophieprofessor an der Universität Bern, Henri Lauener, war Walter Zürcher damals ein «mühsamer panidealistischer Missionar». Auch Guido Haas, in dieser Zeit regelmässiger «Kerzenkreis»-Besucher, bezeichnet Zürcher als «sektiererisch»: «Walter kam als Junger in den Panidealismus hinein und war total begeistert von Holzapfels Weltanschauung. Er hat wirklich alle, alle mit diesem Panidealismus übergossen, auch auf der Gasse, wenn es sein musste zwei Stunden lang. Er hat die Leute fast gepackt, um ihnen Holzapfel näher zu bringen.» Haas erinnert sich an ein Zusammentreffen von Walter Zürcher mit dem Künstler Dieter Roth – für den, in ähnlicher Weise wie für Zürcher Holzapfel, damals Max Bill «ein Säulenheiliger» gewesen sei: «Da geschah es, dass Wal-

ter Zürcher im Ernst zu Dieter Roth sagte: 'Guten Tag, Herr Bill' und Roth ebenso ernsthaft antwortete: 'Guten Tag, Herr Holzapfel'.» Für die Tanztherapeutin Hilde Niederer ist der jugendliche Leiter des «Kerzenkreises» ein Begert-Epigone gewesen: «Ich hatte Mühe mit ihm, weil er meistens Sachen nachgeredet hat. Es war nichts Eigenes. Was Begert gesagt hat, hat er aufgebauscht und so getan, als sei es von ihm. Es war nicht verdaut, mehr ein Nachreden und Imitieren, ein Drängen an Begerts Platz, so kam es mir vor.» Walter Zürchers damalige Qualitäten hebt andererseits der Panidealist Paul Pfister hervor, der den Weg des Panidealismus in die wohl endgültige Verknöcherung nach dem Zweiten Weltkrieg mit zunehmender Skepsis mitverfolgt hat und die Praxisbezogenheit der Anthroposophie als sinnvolle Alternative hervorhebt. Diesen Weg der Praxis habe Zürcher mit dem «Kerzenkreis» zu beschreiten versucht: «Es hat mich immer wieder erstaunt, wie er derart prominente Leute heranziehen konnte, ohne dass er sie bezahlen musste.» Ähnlich Guido Haas: Dass Zürcher den «Kerzenkreis» so lange durchgezogen habe «ohne jede Hintergrundstruktur eines Vereins oder etwas ähnlichem», sei «eine wirkliche Leistung».

[143]

Walter Zürchers Kampf für die Sache Holzapfels und Begerts muss damals stark polarisiert haben: Einerseits ist sein Engagement auch in der panidealistischen Gesellschaft – zumindest bis zu einem gewissen Grad – anerkannt worden, ohne dass er dort allerdings jemals wirklich für voll genommen worden wäre: So einfach überschreitet ein fanatisierter Giel aus der Länggasse die Grenzen nicht zur panidealistisch vergeistigten Bildungsbürgerlichkeit aus der Schosshalde und dem Kirchenfeld. Andererseits machte ihn sein ideologischer Führungsanspruch, den er mit missionierender Überzeugungsarbeit transportierte, in der unteren Altstadt weitherum zur belächelten Erscheinung. Auch die Gleichaltrigen des «Kerzenkreises» beginnen zunehmend, diesen Anspruch zu bestreiten.

12.

Selbstverständlich spricht man im «Kerzenkreis» nicht nur über Reformpädagogik. Bei der Themenauswahl hat es kaum ausschliessende Kriterien gegeben. Das Erkenntnisinteresse scheint so kritik- wie grenzenlos gewesen zu sein. Beim Durchblättern der «Kerzenkreis»-Einladungen der ersten Zeit stellt sich die gleiche verblüffte Ratlosigkeit ein, die einen befallen kann beim ersten Anblick von René Neuenschwanders journalistischem Nachlass, der vom Keller bis unters Dach ein ganzes Einfamilienhaus füllt: eine durch keine kritische Auswahl beschränkte, von einer unstillbaren und scheinbar grenzenlosen Wissbegier auf Büchergestellen und in Hunderten von Archivschachteln ange-

häufte Materialiensammlung, die, obschon nach groben Stichworten geordnet, heute für niemanden mehr vollständig überschaubar ist. Für dieses Erkenntnisfieber gibt es nichts Unwichtiges: Jeder Zeitungsartikel ist in irgendeinem Zusammenhang ein möglicherweise einmal wichtiges Mosaiksteinchen, jedem Land der Welt gebührt eine Archivschachtel, jedem Schriftsteller, jeder Kunstmalerin ein eigenes Dossier, landauf,

[144]

landab jeder Ortschaft als kulturhistorischer Einheit eine eigene Ablage. Daneben die Bücher: Nachschlagewerke über Nachschlagewerke, Stösse von Zeitschriften, Berge von Kunstkatalogen, Bücherwände voller schöngeistiger Literatur – mit einer gewissen Vorliebe für die deutsche Romantik. Aber Neuenschwander unterscheidet sich in diesem Punkt kaum von Fritz Jean Begert, dessen legendäre Archivierungswut sich bis zur vollständigen Dokumentierung von Einzahlungsscheinen und Weinetiketten erstreckt hat. Aber noch das solchen archivarischen Donquichotterien zugrundeliegende Denken geht auf den Meister Holzapfel zurück. Dieser hat in den nachgelassenen Schriften zum Beispiel versucht, mit einer weit über hundert Punkte umfassenden Liste alle noch exakt abzuhandelnden partiellen Psychologien – von jener der Sehnsucht, über jene des Dogmas, des Genies oder der Askese bis zu jener des Erhabenen – in den Griff zu bekommen. In der «Lombachschule» listet Begert später in analoger Weise alle nötigen Hilfsmittel zur Planung seines methodisch unendlich komplizierten Gruppenunterrichts auf – von den Spezialplänen der Mitarbeiter über das Spezialverzeichnis der erholungsbedürftigen Kinder bis zum «Verzeichnis besonderer Unternehmungen zur Befriedigung der Abenteuerlust».

Das Bestreben, durch eine möglichst «vollständige» Aneinanderreihung aller erkennbaren, unmittelbar gegebenen Einzelphänomene, aller Oberflächenerscheinungen schliesslich ein Ganzes «objektiv» erschliessbar und erklärbar zu machen, ist auch aus der Programmgestaltung des «Kerzenkreises» abzulesen. Dieses Bemühen steht in der Denktradition des Positivismus, jenes Versuchs, das unmittelbar Gegebene unabhängig und losgelöst vom jeweiligen historischen und logischen Gesamtzusammenhang zu reflektieren. Diesem Denken ist Holzapfel als Schüler der Positivisten Avenarius in Zürich und Mach in Wien zeitlebens verpflichtet geblieben, und dieses Denken hat in Holzapfels Jüngerschar weitergewirkt. Im «Kerzenkreis», so scheint es, sollte mit der Zeit die Summe aller Veranstaltungen das kulturelle Universum in sei-

[145]

ner «Objektivität» erkennbar werden lassen. Neben Lesungen und Vorträgen, die bis

zum Schluss die beiden Hauptdarbietungsformen geblieben sind, gibt es im «Kerzenkreis» in den ersten zwei Jahren Diskussionen, Musikabende, eine Schattenspielvorführung, eine Tanzveranstaltung und ein Kasperspiel, zu dem übrigens – es ist der 85. Abend am 5. September 1956 –, laut Walter Zürcher zum ersten Mal auch mit einem Zeitungsinserat eingeladen und damit der Schritt in eine breitere Öffentlichkeit gewagt worden sei. Trotz aller Offenheit lassen sich allerdings in den ersten zwei Jahren deutlich drei von individuellen und Gruppeninteressen geprägte thematische Hauptfelder unterscheiden.

Das erste Feld könnte jenes der untaktischen Offenheit genannt werden, das von Fritz Jean Begert und danach auch von Walter Zürcher beackert worden ist. Hier wirkte nicht nur programmatische Tugend, sondern ebensosehr organisatorische Not: Dargeboten werden konnte ja nur, was sich ohne Gagen und mehr als symbolische Spesenvergütungen realisieren liess. Tugend war diese Offenheit jedoch zweifellos auch. So gehörten zu Begerts Vorlesestoffen in der ersten Zeit eigene unveröffentlichte Texte ebenso wie japanische und chinesische Frühlingsgedichte oder Texte von Emile Zola, Giovanni Bocciacco und Adam Mickiewicz. In der Linie dieser untaktischen Offenheit lag auch das Bemühen, den «Kerzenkreis» zum Podium für junge Schriftstellerinnen und Schriftsteller zu machen. In den ersten zwei Jahren lasen die damals noch völlig unbekannten Jörg Steiner (50., 95. und 116. Abend), Peter Lehner (53. und 120. Abend), Manfred Gsteiger (60. Abend), Ruth Elisabeth Kobel (72. Abend) und der Lyriker Adrian Wolfgang Martin (98. Abend). Speziell hervorzuheben ist der Werkstattbericht Albert Meyers (92. Abend), der zu jener Zeit an seiner sprachgewaltigen vollständigen Übersetzung von Homers «Odyssee» in berndeutsche Hexameter-Verse gearbeitet hat. Bemerkenswert an diesem Abend ist zweierlei: Einerseits signalisiert der «Kerzenkreis» zum ersten Mal Interesse am Berndeutschen als literarischer Sprache (elf Jahre später, im Dezember

[146]

1967, wird Walter Zürcher, dannzumal Herausgeber der Zeitschrift «apero», ein Heft mit «Politlyrik» unter dem Titel «modern mundart» herausgeben), andererseits liess dieser Abend laut Gästebuch die jungen Schriftstellerinnen und Schriftsteller im Umfeld des «Kerzenkreises» allesamt gleichgültig: Neben wenigen anderen scheint sich damals vor allem die panidealistische Fraktion für Meyers Arbeit interessiert zu haben.

Das zweite Feld ist jenes der ideologisch gesteuerten Offenheit. Hier wirkte der panidealistische Kreis Berns, dessen Mitglieder sehr schnell nicht nur zum Stammpublikum, sondern auch zu den regelmässig Vortragenden gehörten. Ihre Offenheit wurde gebändigt von panidealistischer Dogmatik. Ihnen konnte zwar sehr vieles Inhalt sein, aber je-

der Inhalt meinte ihnen das gleiche: Beitrag zu sein für die geistig-seelische Vervollkommnung der einzelnen und der Gemeinschaft auf das Panideal hin. Die erste Garde der verbliebenen Holzapfel-Gemeinde bemühte sich in den Beizensäli und später in den Altstadtkellern darum, den Panidealismus unters Volk zu bringen. So, wenn Myrrha Holzapfel aus ihrer Übersetzung von Stanislaw Vincenz' «Poloninia» (8. Abend) oder aus «eigener Dichtung» las (76. Abend), wenn «Prof. Dr. Monika Meyer-Holzapfel» – sie arbeitete seit 1944 als Verwalterin des Tierparks Dählhölzli – «Lieder, Bilder und Legenden aus der Bretagne» vortrug (17. Abend), wenn Heinz Balmer aus den physiognomischen Studien «Antlitze grosser Schöpfer» vorlas, die noch von Holzapfels allenthalben tief verehrter Gemahlin Bettina begonnen worden waren und seit deren Tod 1948 von Balmer weitergeschrieben wurden (59., 96. und 199. Abend), wenn der Moralist und panidealistische Gewissenserforscher Hans Rhyn aus seinen Gedichten las (4. Abend), über das Wesen des lyrischen Gedichts theoretisierte (52. Abend), aus seinem Buch «Gespräche mit einem Gottesleugner» las (75. und 82. Abend) oder bei sich zu Hause eine kleine graphologische Schau von «Originalhandschriften grosser Menschen» durchführte (88. Abend). Übrigens bleiben nach Begerts vorläufigem Rückzug aus dem «Kerzenkreis» im April 1956 diese Leute weiterhin aktiv.

Das dritte Feld ist jenes des «Volkskultur»-Diskurses: Vor allem Sergius Golowin, der in den ersten zwei Jahren im Schnitt pro Monat einen

[147]

Abend bestreitet, formt den Begriff der «Volkskultur» in unermüdlicher bibliothekarischer Archivarbeit zu einer Bedeutung, die für die weitere Entwicklung der Subkultur wichtig geworden ist. Thematisch setzt er sich damals mit den Sagen und Märchen aller Länder und Kontinente auseinander: «Aus der Sagenwelt des Nordens» (16. Abend), «Norddeutsche Märchen» (23. Abend). «Aus der chinesischen Märchenwelt» (34. Abend), «Keltische Elfenmären» (55. Abend), «Sibirische Märchen» (62. Abend), «Baltische Märchen» (73. Abend), «Ungarische Märchen» (86. Abend), «Russische Märchen» (100. Abend), «Griechische Mären» (105. Abend), et cetera. Zwar trägt auch Golowin auf seinem Gebiet viel Material zusammen, aber das letztlich ziellose positivistische Aneinanderreihen des Vorgefundenen ist ihm fremd. Sein Erkenntnisinteresse ist kritisch und zielgerichtet – insofern gleicht dieses dritte Feld eher einer Linie. Ihm genügt es nicht, staunend im Ozean der Phänomene zu versinken, er will die Welt verändern. Inhaltlich nimmt er den von den Huzulei-Fahrern der dreissiger Jahre geprägten, weitgehend deskriptiven «Volkskultur»-Begriff des Stammtischs vom «Wilden Mann» auf und beginnt ihn zuzuspitzen zu einem Kampfbegriff, der zur Kritik der herrschenden

modernen Zivilisation taugt. In der ersten Zeit wird Golowin zweifellos von Fritz Jean Begert beeinflusst worden sein. Begert hat bereits in Habkern versucht, die «differenzierte Organisation» seiner «Lombachschule» mit einer «Volkskultur»-Praxis zu verbinden. So sei eine Schule entstanden, schrieb Begert später, «die stark an freies Gemeinschaftsleben gemahnte, an packendes Volksleben, wahre Volkskultur, die so unerhört bildend wirkt». Golowin verweist im Gespräch auf eine weitere Quelle der damaligen Zivilisationskritik: An den Stammtischgesprächen im «Wilden Mann» habe vor allem Rudolf Müller die einseitige technische Entwicklung in der Gesellschaft kritisiert.

Für den zweiten 2. «Kerzenkreis»-Abend liess der damals 25jährige Sergius Golowin von Begert einen programmatischen Ausschnitt aus dem Vorwort seines Büchleins «Märchen um den lieben Gott» auf die Einladung setzen: «Es gibt bekanntlich Zeitgenossen, welche, wenn ihnen Worte wie 'Europa' und 'europäischer Geist' in den Ohren klingen, sich Riesenstädte mit wie die Uhr pünktlichen Beamten und Arbeitern, dröhnende Fabriken, Grossstadtluxus und ähnliche Sachen vorstellen. – Für uns ist Europa etwas ganz anderes! In Volksliedern, in Sagen und Mär-

[148]

chen, in Bräuchen, in der Bauart seiner Bauernhäuser und gotischen Dome bewundern wir den ewigen Geist unseres Erdteils. In diesen für uns heiligen Dingen verkörperte er sich gewaltige Zeitabschnitte hindurch – was bedeutet demgegenüber die kurze Zeitspanne, in welcher Europa mit seinen Überlieferungen, seine Seele verlierend, sich der rastlosen Jagd nach Mammon verschrieb und dies als 'Fortschritt' bezeichnete?» Wenn Golowin «die Stadtzivilisation gegen fast unberührte Inseln der Volkskultur» stellt und die sozusagen zeitlose Zeit der «Volkskultur» beschwört (Einladung 16. Abend) – «eine Zeit, wo der Mensch mit Sonne und Stern, Stein, Pflanze und Tier noch auf du und du lebte» (Einladung 79. Abend) –, dann kritisiert er nicht nur den «Fortschritts»-Begriff, an dem spätestens seit der Jahrhundertwende auch bürgerlich-konservative Kreise kulturpessimistisch irre geworden sind. Er verwirft auch gleich die europäische Aufklärung seit dem 18. Jahrhundert. Aufklärung versteht er vor allem als Bruch in der Überlieferung und als Schub in die Naturentfremdung, die für die maschinelle Naturunterjochung Voraussetzung gewesen ist. In der Einladung zum 55. Abend hält er fest: «Was uns (...) das chinesische Märchen lieb macht, ist die Abwesenheit aller Zerrissenheit, die uns aus unsern europäischen Überlieferungen entgegentritt. Es gab eben in der alten Kultur Chinas keine Aufklärung, die über die Wesen der Märchen spottete, es gab auch keine bornierte Theologie, die in ihnen nur Teufelstrug erblickte.» Für ihn nimmt der «Teufelstrug» durch den «Fortschritt» zu: «Der naturentfremdete Mensch sah seine Umwelt

als Tummelplatz der Teufel und suchte unermüdlich nach Mitteln, die gefürchteten Dämonen unter seine Gewalt zu bringen, zum Herrn der Natur zu werden. (...) Die Fähigkeit, seine Körperkräfte zu vervielfachen, riesige Räume mit Blitzeile zu durcheilen, Elemente zu verwandeln, auf Entfernung den Tod zu senden – der moderne Mensch besitzt all diese Künste der alten Zauberiche.» (Einladung 79. Abend) Zwar habe der aufklärerische Rationalismus dank dem seit bald zweihundert Jahren andauernden «Fortschritt» in Form von industriellen Revolutio-

[149]

nen, seit dem Zweiten Weltkrieg in Mitteleuropa zunehmend einen gewissen Wohlstand für alle gebracht. Aber dieser Rationalismus habe eben eine unabtrennbare, irrationale Kehrseite, die um den Preis der «Zerrissenheit» abgespalten und verdrängt worden sei.

Dagegen stellt er die «Volkskultur», die er als ursprüngliche Einheit sieht: «Trotz aller Sprachgrenzen, trotz den verschiedenen Regierungs- und Religionsformen, die auf die Völker ihren Einfluss ausübten, trotz den zum Teil zweifelhaften Quellen, die wir benützen müssen, erscheint für uns die Volkskultur Europas als eine gewaltige Einheit. Die Quelle, aus der sie entstand, ist ja einheitlich, – es ist eine grossartige Einstellung zum Leben, zu Tier und Pflanze, zur ganzen Natur, mit dem ewigen Wechsel von Stirb und Werde. Aus solchem Weltgefühl heraus entstanden die alten Sagen, die sogenannte Bauernkunst, die Feste des Jahres, sogar Wiegenlieder. Manches von hohen Vorstellungen klingt entstellt, entartet in heute sinnlosem Aberglauben nach» (Einladung 26. Abend unter dem Titel «Trümmer alter Volkskultur»). An anderer Stelle warnt Golowin, wenn «die ganze Volksdichtung vor dem Lärm des 'Fortschritts'» verstumme, dann erleide «nach und nach die Kultur das Schicksal der Pflanze ohne Wasser» (Einladung 86. Abend). Hier liegt die Pointe von Golowins Kritik: Die Moderne hat zu einem Niedergang der Kultur geführt, weil sie mit der Hegemonie des aufklärerischen Denkens ihre eigenen Wurzeln, eben die «Volkskultur», gekappt hat. Diese Analyse ist aber bloss Mittel zum Zweck. Golowins Projekt ist eine neue «Volkskultur», die überhaupt erst wieder Kultur sein würde: «Wir können das Erbe bewundern, nicht aber nachahmen. Täten wir's, der Beweis für den Mangel an Schöpfertum in uns wäre endgültig erbracht. Nicht die Äusserungen alter Volkskultur, die Menschen, die all diese herrlichen Dinge hervorbringen und hinterlassen konnten, seien unser Vorbild» (Einladung 73. Abend).

Golowin bleibt im «Kerzenkreis» mit seiner Kritik nicht allein. Vor allem sein 1929 als Sohn einer neuenburgischen Uhrmacherfamilie geborener und während der ersten zehn Jahre seines Le-

[150]

bens in Paris aufgewachsener Schulfreund Georges Jean-Richard wird zu seinem Mitstreiter. Das «jugendfrische Mitteilungsbedürfnis», das ihn damals im «Kerzenkreis» habe Abende bestreiten lassen, bezeichnet Jean-Richard, der später bis zur Pensionierung als Geologe gearbeitet hat, heute als «Jugendsünde». Damals leitete er seine Kritik, wie Golowin, von der Naturentfremdung des modernen Menschen her: «Die weitverbreitete Anbetung einer 'thronenden' Wissenschaft, der dumpf-gehorsame Glaube an alles, was ihre amtlichen Priester zu verkünden belieben, besitzt jedoch für die Kultur des Menschengeistes nicht den geringsten Wert, Kulturwert besitzt nur die unmittelbare Berührung zwischen Mensch und Natur. Beim primitiven Menschen findet sie statt (...)» (Einladung 19. Abend). Am 106. Abend kritisierte er in einem Vortrag über Friedrich Georg Jünger (1898-1977) und dessen 1939 geschriebenes, 1946 gedrucktes Buch «Die Perfektion der Technik» die herrschende Zivilisation anhand von dessen Hauptthese, dass technischer Fortschritt nicht zur Vermehrung des Reichtums, sondern im Gegenteil zur Ausbreitung der Armut führen müsse. Jünger sagt, die der «Technik zugeordnete Lage» sei der «Pauperismus»: «Dieser ist durch keine technische Anstrengung zu überwinden; er haftet in der Sache selber, er begleitet das Zeitalter der Technik und wird es bis zu seinem Ende begleiten. (...) Es macht deshalb auch keinen Unterschied, ob der technische Apparat sich in den Händen des Kapitalisten oder des Proletariers befindet oder ob er vom Staate unmittelbar geleitet wird. Der Pauperismus bleibt, weil er der Sache gemäss ist.» Die offensichtliche Schwäche dieses Arguments ist, dass es Gesellschaftskritik als überflüssig erscheinen lässt, indem es die Technik fetischisiert, also zum handelnden, Pauperismus erzeugenden Subjekt macht. Diese Schwäche sieht auch der panidealistische Weggefährte Begerts, Hans Zbinden, unterdessen Honorarprofessor für Kultursoziologie und Kulturkritik an der Universität der Stadt. In einem Referat über «Technik als Bedrohung und Hilfe», das er 1956 und 1957 mehrmals, allerdings nicht im «Kerzenkreis», öffentlich vorgetragen hat, weist er darauf

[151]

hin, «dass letztlich nicht die Technik als solche» die Gefahren von «Vermassung und Arbeitslosigkeit» erzeuge, sondern dass es sich vielmehr «um ein Problem des Menschen handle». Sozusagen im guten, alten Ton des Panidealismus analysiert er: «Die Vervollkommnung und Veredelung der Instinkte, die Harmonie der Beziehungen zwischen Menschen und Völkern hat mit der Vervollkommnung der Apparate nicht Schritt gehalten.» Während sich jedoch Zbinden um «eine dritte Haltung» zwischen «Maschinentaumel» und «der wachsenden Skepsis unseres Jahrhunderts» bemüht, sind die Jugend-

lichen des «Kerzenkreises» überzeugt: Gegen die «dröhnende Fabrik» hilft nur «Volkskultur».

Während die «Volkskultur» für die Jungen immer mehr zum ideologischen Kampfbegriff wurde, bedeutete sie den bestandenen Reformern um den «Kerzenkreis» eine zeitlos gültige Lebens- und Kulturform, die sie in eigenen pädagogischen Projekten neu zu beleben versuchten. In unterschiedlichem Masse waren Kurt Gaugler, Robert Seiler und Rudolf Müller solche Reformer.

Jeweils mit Respekt begrüsst man an der Aarbergergasse Kurt Gaugler. Obschon er ein ausgesprochen bescheidener Mann ist, der nach der Maxime lebt: «Wer besitzt, wird besessen», leitet er seit 1949 – zuerst in Adelboden, seit 1954 in Wilderswil bei Interlaken in der Villa Boutibonne – das «Sunny Dale», ein Institut für «Töchter aller Länder», die hier in «Sprachen, Kunstfächern und technischen Materialien» unterrichtet werden, wie der Journalist Neuenschwander im «Oberländischen Volksblatt» reportiert. Gaugler ist 1912 in Solothurn geboren worden – sein Bruder Hans wird als Filmschauspieler bekannt. Mit dem akademischen Kapital eines Doktortitels, den er an der Universität Bern erworben hat, baut er mit seiner deutschen Frau Irene und deren Eltern das private Erziehungsinstitut auf. Zwar hat er später erzählt, ohne seine Frau, die im Gegensatz zu ihm geschäftstüchtig gewesen sei, wäre das Institut nie zustande gekommen, doch scheint diese Sicht der Dinge in den fünfziger Jahren nicht öffentlichkeitsfähig gewesen zu sein. Auf jeden Fall hat sein Freund Neuenschwander damals im «Ober-

[152]

ländischen Volksblatt» geschrieben, Gaugler selbst habe sein Institut «aus bescheidenen Anfängen zu einer blühenden Erziehungsstätte entwickelt, die Hunderten von Mädchen das Rüstzeug auf ihren Lebensweg mitgab». Dass zwischen dem «Sunny Dale» und Paul Geheebs «École d'humanité» auf dem Hasliberg zumindest lockere Kontakte bestanden, wird am Stammtisch in Bern eine Referenz gewesen sein. Über einen Besuch von «Sunny Dale»-Schülerinnen auf dem Hasliberg hat Neuenschwander einmal, im Jahr 1959, berichtet: «Der heute 88jährige Paul Geheeb sprach zu dem weiten Ringe hoffnungsfroher Knaben und Mädchen. Er zeigte sich so frisch und lebensgläubig wie seine jungen Schützlinge, und als ein unerschütterlicher Kämpfer rief er die neue Generation auf zur zähen Arbeit an einer glücklicheren und friedsameren Menschheit.» Seit seiner «Odenwaldschule», also seit 1910, praktiziert Geheeb die Koedukation sowohl im Unterricht als auch im Zusammenleben und hat eine aus Lehrer- und Schülerschaft bestehende Schulgemeinde installiert, deren Mehrheitsbeschlüsse auch für ihn als Schulleiter bindend sind. Am Stammtisch im «Wilden Mann» kennt neben Gaugler auch Fritz Jean

Begert Geheebs Arbeit aus eigener Anschauung. Später hat Begert darüber geschrieben: «Ich hatte das grosse Glück, die 'École d'Humanité' in Goldern auf dem Hasliberg kennen zu lernen, und war tief beeindruckt von der ungewöhnlichen Atmosphäre, die Geheeb durch seine Persönlichkeit und seine Bildung zu schaffen vermag. In den heutigen Schulen fehlt ja sonst fast allgemein eine eigentliche Kulturatmosphäre.» So wird damals ein gewisser reformpädagogischer Glanz vom Hasliberg herunter das pädagogisch weniger ambitionierte «Sunny Dale» überstrahlt haben. Gaugler hat später, nach der gerichtlichen Trennung von seiner Frau, das Institut verlassen und seine berufliche Laufbahn als Sekundarlehrer in Grellingen im Laufental beendet. Nach der Pensionierung hat er sich im Weiler Diepoldshausen in der Gemeinde Vechigen in einem Stöckli niedergelassen, wo er seine letzten Jahre allein verbracht hat. Er ist 1989 gestorben.

[153]

Seit Februar 1955 kommt am Mittwochabend häufig Robert Seiler von Ins herüber, wo er eine Privatschule auf anthroposophischer Basis aufbaut. Seiler wurde 1917 «Im Häseli», einem Heimet auf dem Rohrbachberg über dem Langetental, geboren. Sein Vater war sozial eingestellt, ein alter Grütlianer, die Mutter kam aus einer oberemmentalischen Täuferfamilie. Neben den eigenen betreuten die Bauersleute immer auch vernachlässigte fremde Kinder. 1933 trat Robert Seiler ins Lehrerseminar Hofwil ein, wo Friedrich Eymann sein Religionslehrer wurde und ihn mit der Anthroposophie bekannt machte. Anschliessend führte er – im Kanton Bern herrschte Lehrerüberfluss – ein unstetes Leben: Zeitweise arbeitete er im Hafen von Marseille und bei Bauern in der Provence, gegen Ende des Spanischen Bürgerkriegs war er in Katalanien, machte als republikanischer Soldat Anfang November 1938 die Schlacht am Ebro und den anschliessenden Rückzug mit, arbeitete dann als Sanitäter in einem Interniertenlager in den Pyrenäen und blieb nach der Rückkehr in die Schweiz nur deshalb straffrei, weil er schwarz über die Grenze gekommen sei und ihm die Bundespolizei nichts habe nachweisen können, wie er erzählt. Während des Kriegs ist er Soldat in einer Sanitätskompanie und arbeitet im Taglohn als eidgenössischer Mehranbauexperte für die «Anbauschlacht» – in dieser Funktion habe er in den ersten Kriegsjahren um die 3 000 Höfe besucht und beraten. Daneben leitet er ein Interniertenlager mit sowjetischen und französischen Kriegsgefangenen islamischen Glaubens. 1946 zieht er mit seiner Ehefrau, Ruth Seiler-Schwab, ins Schulhäuschen Reust, das in einem abgelegenen, dem Eriztal zugewandten Graben der weitläufigen Thunersee-Gemeinde Sigriswil liegt. Er leitet die Gesamtschule und wird zum ehrenamtlichen Fürsorgepräsidenten des Dorfs gewählt, «bewirtschaftete ein Geissenheimetli und sammelte Sagen», wie Neuenschwander berichtet, und «zusammen mit seiner Frau erzog er Kinder mit nervö-

sen und neurotischen Störungen. Er hatte Erfolg. Die Fachleute wurden auf seine Tätigkeit aufmerksam und bewogen den jungen Erzieher zur Gründung einer eigenen Heimstätte.» Un-

[154]

ter sehr schwierigen Bedingungen, schreibt später Seiler-Schwab, sei man an einem «regenreichen Tagt» im Herbst 1953 vom Reust-Schulhaus nach Ins umgezogen, zusammen mit zwölf Kindern, davon vier eigene.

Dass Seiler am Stammtisch im «Wilden Mann» gerade die Jungen nachhaltig beeindruckt, hat seinen Grund darin, dass er neben dieser offiziellen Biografie eine inoffizielle hat: Seit seiner Rückkehr aus dem Spanischen Bürgerkrieg führt er ein Doppelleben und bringt es zum Mitglied des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Schweiz. Er engagiert sich im antifaschistischen Nachrichtendienst, auch nachdem der Bundesrat mit Beschluss vom 26. November 1940 die KPS verbietet. Am 12. Februar 1941 gelingt der Bundespolizei an der Berner Marktgasse 37 mit der Hausdurchsuchung beim kleinen Verlag W. Zbinden ein Schlag gegen die illegalen kommunistischen Propaganda- und Informationskanäle, es kommt zu Verhaftungen, unter anderem jener von Seiler. Der Bruder des Verlegers Werner Zbinden, Holzschneider Emil Zbinden, war – wie sein Biograf, der Historiker Tobias Kästli, bestätigt – bis zu seinem Tod davon überzeugt, dass die Bundespolizei damals den entscheidenden Tip von Robert Seiler bekommen habe. Darauf angesprochen, dementiert Seiler: Er habe mit dieser Denunziation nichts zu tun gehabt. Tatsache ist, dass er wegen illegaler kommunistischer Tätigkeit am 18. März 1943 vom Bundesstrafgericht wie neun seiner Genossen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wird, die er in Langenthal, Burgdorf und Bern absitzt und die ihn die Stelle als Mehranbauexperte kostet. Noch vor Ende des Zweiten Weltkriegs ist er Mitbegründer der KPS-Nachfolgeorganisation Partei der Arbeit. Bereits kurz nach dem Krieg wird er allerdings aus dieser Partei ausgeschlossen, weil seine Einschätzung der Politik des jugoslawischen Ministerpräsidenten Josip Tito, der sich sowjetischer Einflussnahme zunehmend widersetzt, von der stalinistischen Parteilinie abweicht. Am Tag seines Ausschlusses gibt seine Frau, auch sie bisher aktive Kommunistin, den Parteiaustritt. Nun habe er, erzählt Seiler, direkt

[155]

beim damaligen Erziehungsdirektor des Kantons Bern, dem späteren Bundesrat der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB), Markus Feldmann, vorgesprochen und um eine Stelle als Primarlehrer gebeten. Feldmann habe nur gesagt, man habe zur Zeit hun-

dert Lehrer zu wenig, er solle im Schulhaus Reust anfangen – dies, obschon er um Seilers Vergangenheit gewusst habe. Woher Feldmanns bemerkenswerte Liberalität kam, lässt sich nur vermuten: Er war während des Weltkriegs Mitglied des Berner Widerstandszirkels Freiwilliger Nachrichtendienst mit dem freundlichen Übernamen «Vreneli». Haben Feldmann und Seiler damals bei der illegalen Informationsbeschaffung zusammengearbeitet? Item. Seiler wusste im «Wilden Mann» wilde Geschichten zu erzählen. Zum Beispiel habe er damals behauptet, sagt Ueli Baumgartner, er habe während des Zweiten Weltkriegs mitgeholfen, einen plombierten deutschen Materialwagen auf der Gotthardlinie zum Entgleisen zu bringen. Und Walter Zürcher erinnert sich an die Geschichte, dass Seiler «im Wallis mit Kommunisten zusammen» habe Eisenbahnwagen «la überus ga».

Seit Herbst 1953 baut das Ehepaar Seiler in Ins aus seiner Grossfamilie ein «Kleinheim» auf, das sich «aus den Notwendigkeiten des Tages» entwickelt habe, wie Seiler-Schwab schreibt: «Vorerst führte Ätti die Gesamtschule, alle 9 Klassen, in einem Schulzimmer. (...) Jedes Kind stand als Persönlichkeit vor uns. (...) Jedenfalls sollte es sich seiner Eigenart gemäss entwickeln und entfalten können. Um jedem einzelnen Kind gerecht zu werden, brauchte es einen Mitarbeiterstab.» Aus der Notwendigkeit, zu einem möglichst billigen «Mitarbeiterstab» zu kommen, erklärt sich vermutlich Seilers damalige Spendierfreudigkeit, die seine Auftritte im «Wilden Mann» so unvergesslich werden liess wie seine Geschichten. Walter Zürcher, der als panidealistischer Asket damals konsequent Milch getrunken und deshalb kritisch hingeschaut hat: «Wenn Seiler nach Bern gekommen ist, hat er an einem Abend 300 Franken liegenlassen und das ganze Saufgelage bezahlt. Die andern haben vom guten Wein soviel gesoffen, wie sie eben

[156]

konnten.» Ueli Baumgartner erinnert sich, Seiler in Begerts Begleitung kennengelernt zu haben. Er sei mit Golowin zusammen in den «Wilden Mann» gekommen: «Seiler hat uns beide gleich grossartig zum Essen und Trinken eingeladen.» Diese übereinstimmenden Aussagen kontrastieren mit den Erinnerungen von Seiler-Schwab: «Da waren in den ersten Jahren die beständigen finanziellen Probleme. Die Ausgaben überstiegen die Einnahmen. Letztere resultierten ja nur aus den Schul- und Pensionsgeldern. Es war so schwer, für unsere Arbeit Geld zu verlangen. Konnte sie überhaupt mit Geld bezahlt werden?» Robert Seilers Spendierfreudigkeit zeigte Wirkung. Walter Zürcher: «Der Kerzenkreis wurde buchstäblich zum Reservoir für die Schule in Ins. Zeitweise hat es keinen Monat gegeben, wo Seiler nicht jemanden geholt hat, damit er bei ihm als Lehrer arbeite. Damals hat praktisch immer jemand vom Kerzenkreis dort gearbeitet.» Begert, so

Baumgartner, sei zeitweise sauer gewesen auf Seiler, weil der dem «Kerzenkreis» dauernd «Leute weggenommen» habe. Umgekehrt bekommt die jugendlich-idealistische Szene um den «Kerzenkreis» fast von Woche zu Woche mit, wie es in Ins vorwärts geht. Am 5. Mai 1955 gelingt es dem Leiter-Ehepaar, mit einem Darlehen von privater Seite den «Rosenhof» zu kaufen, das «Schlössli», das seither der ganzen Privatschule den Namen gibt. Seiler-Schwab: «Dies war der Grundstein für unsere materielle Existenz.» Zweifellos beflügelt dieser Kauf die «Kerzenkreis»-Diskussionen um reformpädagogische Projekte.

Grosses Interesse wecken damals am Stammtisch auch die Pläne von Rudolf Müller, der seit einiger Zeit von Paris her kommend an der Nydeggasse 15 in Bern wohnt und Herausgeber ist des gutgehenden, zweimonatlich erscheinenden Gratisanzeigers «Sonnseitig leben», der in einer Auflage von 100 000 Exemplaren in den schweizerischen Reformhäusern aufgelegt wird. Müller ist 1899 geboren und wächst in Basel auf. Nach einer Flachmalerlehre lernt er bei Carl Burckhardt die Bildhauerei, arbeitet danach in diesem Metier einige Jahre mit beachtlichem Erfolg und bleibt ihm mit

[157]

Unterbrüchen sein Leben lang treu. Wie Robert Seiler steht auch er in seiner Jugend den Kommunisten nahe. In einem handschriftlichen autobiografischen Fragment, das sich im Nachlass von René Neuenschwander befindet, schreibt Müller: «Wir waren – damals – eindeutig kommunistisch eingestellt und nahmen auch an Demonstrationen derselben teil, ja wir malten ihnen gar ihre Plakate! Alles aus Opposition gegen die bürgerliche Gesellschaft! (...) Allerdings, nachdem zwei gute Freunde von uns, ein Elektriker und ein Architekt, nach Russland arbeiten gingen, verflog der Glaube an den Kommunismus völlig – nachdem sie nach 1 ½ Jahren zurückgekehrt waren und erzählten!» Die langjährige Auseinandersetzung mit seinem Asthmaleiden bringt Müller zu einer fleischlosen, neuzeitlichen Diät, für die er sich ab Mitte der zwanziger Jahre auch öffentlich einzusetzen beginnt. In seinem Büchlein über den Bildhauer Rudolf Müller schreibt Sergius Golowin: «Die Zahl seiner Vorträge wird wahrscheinlich vierstellig sein, und seine kleinen Schriften, die von ihm geleiteten Zeitschriften erreichen riesige Auflagen. Er bekämpft die Übermacht der Industrie und Technik, versucht die Schäden der Zivilisation aufzudecken, mahnt zu einer verlorenen Einfachheit. Erkannten Verfall zu dämmen, gründet er neue Zweige des Handels mit unverfälschten Nahrungsmitteln.» Zwischen 1921 und 1928 lebt er in der von Carl Burckhardt übernommenen, vierzigräumigen Villa Loverciana in Castel San Pietro über Mendrisio, arbeitet als Bildhauer und widmet sich seinen Studien der Ernährungswissenschaften. 1927 lanciert er das erste Reformhaus

von Zürich, 1935 eine Gartenbausiedlung in Bassersdorf, die zum Bildungsmittelpunkt einer ganzen Gegend wird. Nachdem Müller 1947 das Reformhaus in Zürich verkauft hat, arbeitet er bis 1952 in Paris erneut als Bildhauer. 1953 kommt er nach Bern, stampft im Oktober die Zeitung «Sonnseitig leben» aus dem Boden und schreibt in der ersten Ausgabe ein programmatisches Geleitwort: «Wir können gesund sein!, wenn wir richtig leben. Man weiss heute, dass uns die Krankheiten nicht rätselhaft aus dem Unbekannten überfallen, sondern dass sie die Folgen der Missachtung

[158]

oder Übertretung der Naturgesetze sind. Hunderte von Zeugnisse beweisen, dass man Krankheiten überwinden und bannen kann und dass es auf unsere Lebensauffassung ankommt, fröhlich und positiv und so für sich und seine Mitmenschen eine Freude zu sein.» Einen weiteren Hinweis auf Müllers redaktionelle Linie ergibt die Aufzählung einiger Titel seiner journalistischen Beiträge: «Wie werde und bleibe ich gesund?» (1/53), «Über Entspannung und Erholung» (2/53), «Mehr Frohsein!» (3/54), «Ernährung und Religion» (4/54), «Von der Lebensfreude» (8/54), «Jugendlich sein und bleiben» (9/54), et cetera. In Bern beginnt sich Müller für reformpädagogische Ideen zu interessieren, weil er seine Kinder nicht in die Staatsschule schicken will. Tobias, das älteste seiner vier Kinder aus zwei früheren Ehen ist bereits schulpflichtig, die mit seinem fünften Kind schwangere, 21jährigen Haushälterin Emma Mertz macht er im Oktober 1954 zu seiner dritten Frau.

Bereits im Herbst 1954, als ihn – wie berichtet – die panidealistische Kampfgruppe besuchte, hat Müller von einem pädagogischen Institut gesprochen, das «auch die Erkenntnisse auf dem Gebiete der Ernährung verwirklichen» solle. In der folgenden Zeit festigt sich in ihm die Überzeugung, dass sich der Vegetarismus und sein neuzeitliches Ernährungskonzept auf die Kindererziehung segensreich auswirken müsse. Und was die pädagogischen Finessen in der Erziehung betrifft, hält er es mit dem russischen Grafen Leo Tolstoi: «Die Pädagogik ist die Wissenschaft, wie man auf die Kinder einen guten Einfluss haben könnte, obschon man selbst schlecht lebt, so wie die Medizin eine Wissenschaft darüber ist, wie man gesund sein könnte, obschon man den Gesetzen der Natur zuwider lebt. Es sind dies leere und eitle Wissenschaften, die niemals ihr Ziel erreichen.» Müller hat dieses Tolstoi-Zitat 1957 in einem Aufsatz «Über Erziehung» plaziert, den er mit dem Aufruf enden liess: «Die Eltern sollten sich bemühen, stets positiv und nie negativ eingestellt zu sein!»

1955 entschliesst er sich, mit seinem Projekt einer Privatschule ernst zu machen, kündigt seine Wohnung in der Altstadt, zieht im

[159]

Dezember mit der Familie nach Ins und tritt bei Robert Seiler im «Schlössli» einen Stage an, um die Schwierigkeiten beim Aufbau einer Privatschule in der Praxis studieren zu können. Allerdings geht es mit der Zusammenarbeit der beiden führungsgewohnten Macher und Patriarchen Seiler und Müller nicht lange gut. Zeno Zürcher: «Müller hat Zeichnen und Bildhauern unterrichtet. Daneben hat er im Auftrag von Seiler im 'Schlössli' eine Remise zur 'Michaelskapelle' umgebaut – mit einem gotischen Gewölbe und einer monumentalen Michaels-Szene. Eines Abends ist dann ein Schüler des 'Schlösslis' zu Müller gekommen und hat gesagt: Wissen Sie, Herr Müller, heute abend gibt's ein Fest. Und Müller: Was für ein Fest? Und der Bub: He, die Kapelle wird eingeweiht. Da war Ruedi sternsbeleidigt: Er hat die ganze Arbeit gemacht und ist dann zur Einweihung nicht eingeladen worden.» Lakonisch kommentiert Walter Zürcher Müllers Inser Zeit: «Müller musste natürlich nicht verstecken, dass er gerne ein Glas Wein trank, aber Seiler durfte wohl vor seiner Frau und seinen Schülern nicht trinken. Daneben war Müller noch viel mehr als etwa Begert ein Autokrat und offener Macho: ein Patriarch in Reinkultur. Da hat er ja mit Tolstoi auch das richtige Vorbild gehabt.»

Müller lässt das «Schlössli» «Schlössli» sein. In den ersten Monaten des Jahres 1956 fährt er mit dem Auto – «damals auch in unserem Kreis ein unbestrittenes Symbol der Freiheit», erinnert sich Zeno Zürcher – in der ganzen Schweiz herum auf der Suche nach einem Schloss, in dem er seine eigene Schule einrichten kann. Walter Zürcher weist darauf hin, dass diese Vorliebe für Schlösser nicht nur mit patriarchalen Grössenphantasien zu tun hatte: Die Vorschriften für die Eröffnung einer Privatschule forderten unter anderem auch einen bestimmten Rauminhalt des Schulzimmers pro Schüler respektive Schülerin. Die grossen Räume in Schlössern haben diese Vorschrift natürlich erfüllt. «Die Auswahl war gross, weil damals viele Schlösser leerstanden und billig zu haben waren», berichtet Zeno Zürcher, der im Frühjahr 1956 wegen einer Lungenentzündung, die einen Spitalaufenthalt nötig macht, seine Ab-

[160]

schlussprüfungen am Seminar um ein halbes Jahr verschieben muss und nun seinerseits unter Seiler im «Schlössli» einen halbjährigen Stage absolviert. In dieser Zeit begleitet er Müller verschiedentlich auf seinen Rekognoszierungsfahrten. Übrigens betont auch Seiler, dass er Müller ab und zu begleitet habe und ihm bei der Einrichtung seiner Privatschule mit Rat und Tat zur Seite gestanden sei. Demnach hätte die Auseinandersetzung zwischen den beiden anlässlich der Kapelleneinweihung eine weitere Zusammenarbeit nicht behindert. Eine Ansichtskarte aus Begerts Nachlass vergrössert den Kreis der

Schlossucher weiter. Sie zeigt das Schloss Lucens und übermittelt in René Neuenschwanders Handschrift: «Lieber Fritz, für all die Schulen, die wir noch eröffnen werden, können wir nie genug Schlösser ansehen. Dies hier ist auch zu haben.» Unterschrieben haben neben Neuenschwander auch Müller und Golowin.

Irgendeinmal im Frühling 1956 stösst Rudolf Müller im waadtländischen Vallamand-Dessous am Murtensee auf einen patrizischen Landsitz aus dem 18. Jahrhundert: auf das Schloss Vallamand, das in einem grossen Park mit uraltem Baumbestand direkt am See liegt. Es gehört der mit Schokolade reich gewordenen Familie Cailler, die es Müller unter der Bedingung, dass er es selber renoviert, für eine symbolische Miete von 300 Franken monatlich (so Zeno Zürcher) respektive 8000 Franken jährlich (so Walter Zürcher) überlässt. In der «Sonnseitig leben»-Ausgabe für den Juni und Juli 1956 erscheint unter dem Titel «Ein vielversprechender Versuch» bereits ein erster PR-Artikel für die entstehende Privatschule. Daraus ist zu entnehmen, dass das Projekt von einer «Gesellschaft für Kultur und Ethik» getragen werde – nach Einschätzung von Zeno Zürcher juristisch ein Fantom und für Müller ein PR-Instrument –, sowie, dass die Person des Leiters Rudolf Müller, «für ein lebendiges, undogmatisches geistiges Leben» bürge. Mitte Juli informiert Walter Zürcher auf der Einladung zum 78. Abend – einem Vortrag Müllers über «Religion und Ernährung» – den «Kerzenkreis»: «Vor wenigen Monaten pachtete

[161]

Redaktor Müller das Schloss Vallamand-Dessous am Murtensee, wo er eine Landschule für Erwachsene und eine Erziehungsstätte für körperlich geschädigte Kinder einrichten wird.»

Speditiv beginnt Müller, «das Schloss» zu renovieren. Unterstützt wird er immer wieder von jugendlichen «Kerzenkreis»-Idealisten, denen er dafür ausgelassene Feste bietet. Daneben nimmt Müller schon bald eine rege Kurstätigkeit auf. Bereits in der «Sonnseitig leben»-Ausgabe von Oktober und November findet sich der Bericht über einen «Kurs für neuzeitliche Ernährung», den er auf Schloss Vallamand erteilt hat. In der geplanten Privatschule, die Müller im Frühjahr 1957 zu eröffnen gedenkt, will er die administrative und kaufmännische Leitung sowie Garten und Küche übernehmen. Lehrkräfte beginnt er im Sommer 1956 mit Zeitungsinseraten zu suchen – um eine Privatschule überhaupt eröffnen zu können, braucht er mindestens eine Person mit Lehrerpatent. «Durch sorgfältige Auswahl der Lehrkräfte im Sinne einer naturnahen, naturverbundenen Erziehung, durch eine ebenso naturverbundene Ernährung – der auf Schloss Vallamand besondere Bedeutung zugemessen wird –, hofft man, den Kindern das Maximum an auf-

bauenden Kräften zu vermitteln», kündigt er in seiner Zeitung an.

Zeno Zürcher, der nach dem Stage in Ins und nach den nachgeholten Patentprüfungen am Seminar in Bern auf Müllers Einladung den Winter 1956/57 in Vallamand verbringt, erinnert sich, dass für Müller Fritz Jean Begert als pädagogischer Leiter der Schule nicht Wunschkandidat gewesen sei. Dass Müller Zeno Zürcher nicht nur bei der Schlossuche einbezogen und um seine Meinung gefragt, sondern ihn auch für einen ganzen Winter nach Vallamand eingeladen hat, lässt in der Tat vermuten, dass er sich eine Zusammenarbeit mit dem jungen, talentierten und – bei einem Altersunterschied von 37 Jahren – zweifellos gut führbaren Zürcher gewünscht hätte, um so mehr, als dieser sich im «Schlössli» nun ja ebenfalls mit den Problemen beim Aufbau einer Privatschule vertraut gemacht hat. In die gleiche Richtung weist eine Tagebuch-

[162]

notiz Walter Zürchers vom 19. Juni 1956: «Nach Ins gefahren + versucht, Zeno für Vallamand als Lehrer zu überzeugen!» Dass sich die Diskussion in diese Richtung entwickelt hat, ergibt sich aus der «Mitteilung» an die Institutsgemeinde vom 15. Dezember 1956: «Zeno Zürcher, der schon im Seminar tatkräftig für Fritz Jean Begerts Erziehung eintrat, wird die pädagogische Leitung übernehmen. Fritz Jean Begert wird als Ratgeber und hie und da in den Ferien als Leiter mitwirken.» Zeno Zürcher übernimmt die pädagogische Leitung in Vallamand jedoch nicht, sondern findet bereits in den nächsten Wochen seine erste Stelle in der staatlichen Schule in Habkern. Seine Erinnerungen sind in diesem Punkt unklar. Einer seiner Gründe für den damaligen Rückzug als Lehrer von Vallamand mag gewesen sein, dass er – wie andere im «Kerzenkreis» auch – mit Nachdruck Begert als pädagogischen Leiter gefordert hat. Einen Monat später, in der Einladung zum «Kerzenkreis»-Abend vom 16. Januar 1957, sind Walter Zürchers Ankündigungen wieder vager: «Im Schloss Vallamand entsteht ein neuartiges Kinderheim, das im Sinne von Fritz Jean Begert geführt werden soll. Der Kerzenkreis wird enge Beziehungen mit dieser ungewöhnlichen Bildungsstätte pflegen.»

Als in der «Sonnseitig leben»-Ausgabe von Februar und März 1957 die Eröffnung von «Kinderheim und Privatschule Schloss Vallamand» für den 1. April mit einem Bild des Herrschafthauses angekündigt wird, heisst es in der Bildlegende suggestiv: «Das weisse Gebäude, eingerahmt von mächtigen Bäumen, schaut auf eine grosse Rasenfläche, welche sich bis zum Murtensee ausbreitet. Man kann sich keinen intimeren, ruhigeren und schöneren Rahmen für ein harmonisches Familienleben vorstellen.» Über dem Bild hat Redaktor Rudolf Müller einen Aufsatz seines jungen Kurgasts Zeno Zürcher plaziert. Unter dem Titel «Über Schule und Familie» bringt dieser den aktuellen zivilisationskri-

tischen Diskussionsstand im «Kerzenkreis» mit seinen Erfahrungen im «Schlössli» zusammen. Er skizziert die Kritik am technischen Fortschritt, wie sie Jean-Richard einige Wochen zuvor in seinem Referat über Fried-

[163]

rich Georg Jünger vorgetragen hat: Die Mehrheit der Menschen sei heute von der Maschine abhängig, ihre Lebensweise werde nicht mehr von Naturgesetzen beherrscht. Das Erwerbsleben habe «mit aller Macht» ins Familienleben eingegriffen, der Vater, oft auch die Mutter arbeiteten auswärts: «Die Eltern können sich nicht mehr in dem Masse ihren Kindern widmen, wie es nötig wäre und wie es die Eltern selber wünschten.» Jedoch könne die Schule hier keinen Ersatz bieten, schon gar nicht jene, die einseitig die materiellen Forderungen des Lebens zu befriedigen suche und das Ethische ganz in den Hintergrund dränge. Als Lösung aus dem Dilemma führt er an, was er im «Schlössli» kennengelernt hat: «Bliebe noch das Heim, eine Gemeinschaft, in welcher das Schwergewicht der Erziehungsarbeit weniger auf materielles Wissen, sondern auf den Charakter, auf das Gemüt des Kindes gerichtet wäre und das imstande wäre, seine Kinder den zweifelhaften Einflüssen der modernen Technik und der städtischen Unnatur so weit als möglich zu entziehen.» Implizit plädiert Zürcher also für die «Heimpädagogik» – ein Begriff, der im «Schlössli» in Ins entstanden sei und von dort aus seinen Weg «in die Welt angetreten» habe, wie Robert Seiler 1983 schreiben wird. Soweit es die Jugendlichen um den «Kerzenkreis» betrifft, soll die Privatschule auf Schloss Vallamand, so lässt sich zusammenfassen, der Ort werden, an dem gewissermassen unter Laborbedingungen Begerts Reformpädagogik und Müllers Lehren für eine neuzeitliche Ernährung zu Golowin'scher «Volkskultur» zusammengefügt werden sollen.

13.

In Wilderswil ist Gaugler erfolgreich. Auf dem Hasliberg weiss man den unverwüstlichen Geheeb, und die Anthropososophen in Bern betreiben ihre Schule nun schon seit zehn Jahren. In Ins wächst Seilers «Schlössli». Auf Schloss Vallamand bereitet Müller die Eröffnung seiner Privatschule vor. Landauf, landab reform-

[164]

pädagogische Fortschritte. Wo bleibt der Verein «Freunde des Erziehungsinstituts Fritz Jean Begert»?

Seit dem gescheiterten Kauf des Schlosses Surpierre 1948 hat die Institutsgemeinde Jahr

für Jahr an Bedeutung verloren, ihre einflussreicheren Mitglieder haben sich zurückgezogen, für sie ist Begert längst erledigt. Dem Vorstand fehlen die Leute. Am 13. November 1954 hat nun auch Präsident Hans Wlasak, der die Institutsgemeinde durch sieben sehr magere Jahre hat führen müssen, seinen Rücktritt erklärt. Schon vor der Generalversammlung des Jahres 1950 waren Max Frutiger, Begerts ehemaliger Schüler im Schneggenbühl, und Erwin Hausherr, der Verbindungsmann zum panidealistischen Kreis in Bern, aus dem Vorstand zurückgetreten.

Das ist die Situation, als die Institutsgemeinde auf Sonntag, den 24. April 1955, zu ihrer 12. Generalversammlung nach Bern in den Lesesaal des «Wilden Mannes» lädt, dorthin, wo sich seit einem guten Monat jeden Mittwochabend der «Kerzenkreis» trifft. Begert ist zwar formell nicht Mitglied des Vereins und wohnt den Vorstandssitzungen deshalb jeweils nur als «Gast» bei. Weil er aber ein Vetorecht besitzt und als Verfasser der «Mitteilungen» seit Jahren de facto der Vereinssekretär ist, geht ohne ihn nichts. Zur 12. Generalversammlung protokolliert Begert: «Neu in den Vorstand gewählt wurden: Sergius Golowin, Schriftsteller, Bern, René Neuenschwander, Gymnasiallehrer, Bern, und Walter Zürcher, Kaufmann, Gümligen bei Bern.» Neuenschwander wird zum «Vizepräsident ad interim» befördert, der von Wlasak zur Verfügung gestellte Posten des Präsidenten bleibt vakant. Zürcher wird Sekretär, Golowin, der auf diesen Zeitpunkt der Institutsgemeinde überhaupt erst beitritt, Beisitzer. Aus der grossen Zeit der Institutsgemeinde gehört dem Vorstand aktiv einzig noch der Kassier Hans Portenier an, ein ehemaliger Mitarbeiter der Lombachschule. Alle anderen bisherigen Vorstandsmitglieder – vor allem Lehrer und Lehrerinnen – sind inaktiv. Am 24. April 1955 hat also – auf Begerts Wunsch – der Kern des «Kerzenkreises» die Institutsgemeinde übernommen.

[165]

Das wichtigste Traktandum des neuen Vorstands ist im Sommer 1955 die Frage der Namensänderung. Der nächsten Generalversammlung soll vorgeschlagen werden, den Namen «Freunde des Erziehungsinstituts Fritz Jean Begert» umzuändern in «Freunde des Werkes von Fritz Jean Begert». Zwei Gründe machen nach Meinung des neuen Vorstands diesen nur scheinbar kleinen terminologischen Eingriff nötig. Erstens hat, seit die Realisierung eines Instituts in weite Ferne gerückt ist, die Zahlungsmoral der Vereinsmitglieder stark nachgelassen. Die finanziellen Möglichkeiten des Vereins lassen zur Zeit den Kauf einer Liegenschaft nicht zu. Folgendes Austrittsschreiben an die Institutsgemeinde aus jener Zeit ist symptomatisch: «Die Aufforderung, für das Rechnungsjahr 1955/56 der ‘Freunde des Erziehungsinstituts Fritz Jean Begert’ Fr. 10.- einzubezahlen, gibt mir Gelegenheit zu erklären, dass ich nicht mehr zu diesen ‘Freunden’ gehören

möchte. Mein Entschluss ist begründet mit der wohl nicht zu widerlegenden Tatsache, dass von der Existenz eines Erziehungsinstitutes, welches unterstützt werden müsste, wohl keine Rede sein kann, sondern dass es sich um eine Stützungsaktion für Fritz Jean Begert persönlich handelt. Nun ist hier zu sagen, dass Herr Begert mit seinen häufigen Domizilwechseln den Eindruck einer Unstetheit erweckt, der zu Bedenken Anlass geben muss. Ich habe mir auch sagen lassen – ob dem so ist, kann und will ich nicht untersuchen –, dass die private resp. familiäre Lebensführung Herrn Begerts am Ort seiner letzten Lehrtätigkeit nicht durchaus gebilligt worden sei. Alles in allem habe ich den Eindruck, dass eine ursprünglich starke Begabung irgendwie entgleist ist und dass hier einzig schlichte Pflichterfüllung in einer geregelten Aufgabe helfen kann.» Und zweitens weigert sich der Kassier Portenier, der dem ursprünglichen Vereinszweck – einem zu gründenden Erziehungsinstitut – verpflichtet ist, weiterhin Spesen auszubezahlen, die zum grössten Teil für den «Kerzenkreis» verwendet werden. Walter Zürcher: «Portenier stellte sich auf den Standpunkt, der Kerzenkreis habe nichts mit der Institutsgemeinde zu tun. Begert und ich haben darauf beharrt, der Ker-

[166]

zenkreis sei auch eine Form, für Begerts Projekt zu arbeiten.» Die Ersetzung des Begriffs «Erziehungsinstitut» durch den allgemeineren «Werk» und die Neuformulierung der Statuten sollen Porteniers Widerstand ausschalten und den Vereinszweck so modifizieren, dass weiterhin Vereinsgelder zugunsten des administrativen Aufwands für die «Kerzenkreis»-Veranstaltungen abgezweigt werden können.

Die Arbeit im neugewählten Vorstand muss schwierig gewesen sein. Neben dem Streit um den Verwendungszweck der Vereinseinnahmen gibt es sehr schnell einen weiteren: Zwischen dem Vicepräsidenten ad interim, René Neuenschwander, und dem 23 Jahre jüngeren Walter Zürcher entbrennt ein Machtkampf um den formellen Führungsanspruch in der Institutsgemeinde, mit anderen Worten der Kampf um Begerts Gunst.

René Neuenschwander, der von Zeno Zürcher als «schwierige Persönlichkeit, intelligent, sensibel, skrupulös und ohne Selbstbewusstsein der eigenen Arbeit gegenüber» beschrieben wird, hat sich seit einem Vierteljahrhundert mit der Rolle des diskreten Begertianers, Beobachters und Berichterstatters begnügt. Er ist einer von denen, die in den frühen dreissiger Jahren zur panidealistischen Gesellschaft Berns gestossen sind. Auch er ist Lehrer – als Germanist und Historiker sogar Gymnasial- und nicht nur Primarlehrer wie Begert. Auch er ist beseelt von weitreichenden reformpädagogischen Idealen. Und auch er sucht für sie nach einer Praxis. Aber im Gegensatz zum vier Jahre älteren Begert hat Neuenschwander (1911-1987) nicht das Glück gehabt, Holzapfel noch

persönlich gekannt zu haben und dadurch wie Begert sozusagen in den Rang eines Holzapfel-Apostels erhoben worden zu sein. Darüberhinaus hat er das Pech, nach panidealistischen Kriterien nicht über die Physiognomie eines bedeutenden Menschen zu verfügen. Ueli Baumgartner erzählt, Begert habe bei den Panidealisten auch deshalb Erfolg gehabt, weil seine Physiognomie «ein wenig an Pestalozzi gemahnte und weil er auf der Stirne ein ‚Buggeli' hatte, das an Beethoven erinnerte.» Deshalb habe man gesagt: «Begert ist

[167]

ein Genie», und habe ihm Vorschusslorbeeren gegeben. Neuenschwanders damalige Diskriminierung hat sich, immer nach Baumgartner, zu der folgenden tragikomischen Anekdote verdichtet: «Holzapfels Mumie wurde in einer Kapelle aufgebahrt, die im Mettlenwäldchen bei Muri eigens für sie errichtet worden ist. Diese Kapelle durfte nur von den Töchtern Holzapfels und von Fritz Jean Begert betreten werden. René Neuenschwander hat nicht hineingedurft. Er durfte nur draussen um die Kapelle herum jäten.» Neuenschwander hat – als Mitglied des Rover-Stamms «Stjärn» bei der Abteilung «Patria» über seine Jugend hinaus Pfadfinder – bisher mit dieser Zurückstellung gelebt, ohne zu grollen. Sich selbstlos und bescheiden immer wieder in den Dienst des grossen Begert zu stellen und ihn mit seinen journalistischen Arbeiten und seinem Engagement in der Institutsgemeinde nach Kräften zu unterstützen, war ihm bisher selbstverständlich gewesen. Der Preis dafür war, dass er, seit Begert auf Schloss Surpierre durch seine unverständliche Lethargie die grosse Chance zum eigenen Institut so kläglich vertan hatte, immer wieder gewisse Zweifel hatte verdrängen müssen, ob Begert wirklich ein panidealistisches Genie der Reformpädagogik oder doch eher bloss ein charismatischer Scharlatan sei. Trotzdem hat er Begert auch in Bumbach unterstützt, wie eine ganze Reihe von Begert'schen Dankespostkarten in Neuenschwanders Nachlass beweist.

Als die Familie Begert im Herbst 1953 nach Bern kommt, gehört Neuenschwander zu den ersten, die an der Kramgasse 16 vorbeischauen und mithelfen, Begerts Stube zu einem privaten kulturellen Treffpunkt zu machen. Den Stammtisch im «Wilden Mann» besucht er regelmässig. Im Methodischen Seminar an der Universität Bern schreibt er noch 1955 eine Arbeit über die «Lebendige Schule». Im Gästebuch des «Kerzenkreises» taucht sein Name bereits am zweiten Abend erstmals auf. Einen Monat später lässt er sich zum Vizepräsidenten ad interim der Institutsgemeinde wählen, zweifellos auf Bitten Begerts, der sich bei der Personalpolitik von niemandem dreinreden lässt. Neuenschwander hat die Wahl angenommen, obschon er zur Zeit in schwierigen persön-

lichen und

[168]

materiellen Verhältnissen steckt: Er arbeitet im nahezu brotlosen Gewerbe des freien Kulturjournalismus und bewohnt als Wochenaufenthalter an der Mühlemattstrasse in Bern eine Mansarde. Die Ehefrau Lina, die als Primarlehrerin mit der gemeinsamen Tochter Eva in Utzigen lebt, sieht er nur an den Wochenenden oder wenn er mit ihnen einmal pro Jahr in die Ferien fährt.

Im Herbst 1955 teilt er dem Begert-Günstling Zürcher schriftlich mit: «Mein Amt lege ich nieder, sobald es die Geschäfte erlauben, spätestens auf Ende des Jahres.» Trotzdem beharrt er darauf, dass sein Amt legitimerweise einen gewissen Führungsauftrag beinhalte. Dieser Anspruch aber wird von Walter Zürcher mit Erfolg bestritten. Denn dem eitlen Begert schmeichelt Zürchers bedingungslose Ergebenheit mehr als das ironische Lächeln, das sich der bestandene Neuenschwander neuerdings ab und zu erlaubt haben wird. In seiner «17. Mitteilung an die Institutsgemeinde» vom 5. Oktober 1955 stellt Begert seinen «Mitarbeitern» regelrechte Zensuren aus und schreibt: «An erster Stelle sei diesmal Walter Zürcher genannt, der unter persönlichen Opfern eine grosse Arbeit für unser Werk leistete, Reisen nach Basel, Baden, Zürich, München, Passau, Wien, Graz unternahm, zahlreiche Menschen aufsuchte (z.B. den Dichter Freiherr Otto von Taube in Ganting bei München), Mitarbeiter gewann und uns nächtelang bei Büroarbeiten half. Bei solcher Tätigkeit kann ein junger Mensch sich weiterbilden, wachsen und reifen. Es ist gut, dass es noch eine Jugend gibt, die etwas wagt und unternimmt!» Neuenschwander wird nicht einmal erwähnt.

Vier Tage, nachdem Begert diese «17. Mitteilung» getippt hat, bricht der Machtkampf zwischen dem Vizepräsidenten und dem Sekretär der Institutsgemeinde offen aus. Am 9. Oktober schreibt Neuenschwander an Zürcher: «Nach dem Vorgefallenen möchte ich Ihnen folgenden freundschaftlichen Rat erteilen: Treten Sie aus der Institutsgemeinde aus, und zwar sogleich. Sie ersparen sich damit viel Unliebsames. Ihre uneigennützige Arbeit für Herrn Begert, die alle anerkennen, können Sie ruhig fortsetzen. (...) Ich

[169]

gebe Ihnen diesen Rat, weil ich verhindern möchte, dass die ganze Affäre nun auch noch vor das Forum der Institutsgemeinde kommt. Je weniger Lärm um alles, umso besser.» Soweit sich Walter Zürcher heute erinnert, hat das «Vorgefallene», auf das Neuenschwander anspielt, mit der Institutsgemeinde nichts zu tun gehabt: «Das bezieht

sich auf einen Konflikt, den ich persönlich mit ihm gehabt habe. Ich habe damals eine Vernissage von Christian Megert besucht. Dort hat man mir gesagt, Neuenschwander werde als Kunstkritiker die Vernissage-Rede halten. Da habe ich aus einem Blödsinn heraus gesagt, der Neuenschwander könne das doch gar nicht, der sei doch für sowas nicht geeignet. Ich konnte Megert überzeugen. Neuenschwander kam, und man sagte ihm, er brauche hier nicht zu reden. Ich habe mich dann bei ihm entschuldigt und bin zurückgekrebst. Aber er war todsauer auf mich. Ich glaube, ich habe mich bei ihm dann auch schriftlich entschuldigt. Später fragte ich Begert um Rat, wie ich mich weiter verhalten solle, und er hat gesagt, am besten sei, wenn ich einfach schweige, wenn man Gras über die Sache wachsen lasse. So ist's auch passiert.»

Walter Zürcher sieht bis heute hinter diesem Konflikt mit Neuenschwander mehr als einen persönlichen Machtkampf: Für ihn war es der Versuch einer Palastrevolution. In der Tat weist einiges darauf hin, dass Neuenschwander versucht hat, während seiner zeitlich befristeten Führung in der Institutsgemeinde Weichen zu stellen und – eventuell als seinen Nachfolger – eine Person einzuschleusen, die Begerts autokratisches Gebaren in die Schranken zu weisen vermöchte, damit der Verein wieder handlungsfähig würde. Vermutlich sollte diese Person Robert Seiler sein. Auf jeden Fall stellt Seiler im Januar 1956 überraschenderweise ein Gesuch um Aufnahme in die Institutsgemeinde. Zu dieser Zeit hat Neuenschwander als Lehrer im «Schlössli» in Ins gearbeitet.

Am 20. Januar trifft sich der Vorstand der Institutsgemeinde im «Hotel de la Gare» an der Neuengasse in Bern zur denkwürdigen «27. Vorstandssitzung». Anwesend sind Golowin, Neuenschwander, Portenier und Zürcher, sowie als «Gast» Fritz Jean Begert. Streit liegt in der Luft. Begert und Zürcher sind verstimmt, weil Neuenschwan-

[170]

der die Sitzung ohne Rücksprache mit seinem Sekretär einberufen und sich erlaubt hat, dessen Eigenmächtigkeiten als Problem zu traktandieren, vor allem soll es um die ohne Wissen Neuenschwanders verschickte Einladung zur bevorstehenden 13. Generalversammlung der Institutsgemeinde gehen. Um «18.35 Uhr», wie das Protokoll verzeichnet, hat Neuenschwander die Sitzung eröffnet. Zürcher beginnt mit der Verlesung der letzten beiden Protokolle: «Die Atmosphäre ist gedrückt, da Begert und ich Neuenschwander deutlich unsere Haltung zu spüren geben», schreibt Zürcher damals in sein Tagebuch. Man mäkelt ein wenig am Verlesenen herum und beschliesst, «das Protokoll müsse sachlicher, kürzer gefasst sein und von allen persönlichen Dingen befreit werden». Nach diesem Vorgeplänkel – es ist halb acht geworden – vertagt man die Sitzung auf den 23. Januar. Zwar nennt das Protokoll für diese Vertagung keinen Gründe. Es gibt jedoch

deren zwei: Einerseits ist der bevorstehende Streit so unausweichlich wie unangenehm, andererseits ist für heute abend Viertel nach acht im Restaurant «Zähringer» eine spezielle «Kerzenkreis»-Veranstaltung angesagt: Ueli Baumgartner zeigt sein Schattenspiel «das verlorene wort». Im Gästebuch finden sich für diesen Abend die Unterschriften von Begert, Golowin und Zürcher, die demnach nach der Unterbrechung der Vorstandssitzung in den «Zähringer» gegangen sind. Neuenschwander und Portenier haben den «Kerzenkreis» an diesem Abend nicht besucht. Möglich, dass sie noch einen Moment zusammengesessen sind, um das weitere Vorgehen abzusprechen.

Am 23. Januar tagt der Vorstand der Institutsgemeinde in gleicher Besetzung erneut. Als zweites Traktandum kommt nun Zürchers Eigenmächtigkeit zur Sprache, die Versendung der Einladung zur 13. Generalversammlung ohne Rücksprache mit dem Vizepräsidenten ad interim. Zweifellos wird an dieser Stelle Neuenschwander nun eine Attacke gegen die Selbstherrlichkeit von Zürcher vorgetragen haben. Danach, so dürfen wir annehmen, haben Golowin und Portenier geschwiegen, und alle Blicke richten sich auf Begert: Wem gibt der allmächtige «Gast» in der Runde

[171]

recht? Zürcher schreibt später ins Tagebuch: «Begert donnerte los, wie ich ihn noch nie gehört habe. Voller Zorn, fast Tränen in den Augen, vernichtete er Neuenschwander mit einer Anklagerede. Darauf hatten wir gewonnenes Spiel. Wir setzten alles durch, was wir wollten.» Als Sekretär hat Zürcher den Beschluss betreffend Traktandum 2 wie folgt protokolliert: «Der Vorstand anerkennt nachträglich die Einladung zur GV (...). Nach diesem Beschluss tritt Hr. Neuenschwander als Vorsitzender zurück und verlässt die Sitzung.» Begert hat gesprochen: Neuenschwander hat verloren, Zürcher gewonnen. Portenier übernimmt den Vorsitz, die Traktanden werden nun reibungslos abgehakt. Unter Punkt 7 geruht Begert, seine «nächsten konkreten Pläne» bekanntzugeben: «Den Kerzenkreis weiterführen und ausbauen, das Schangnaubuch beenden, Zusammenstellung über seine gesamte Pädagogik machen, mit seiner Frau ev. eine Stelle für Erziehungsberatung eröffnen.» Drei Monate später wird Begert bekanntlich den «Kerzenkreis» wegen seines Umzugs nach Ringoldswil eingehen lassen wollen; die anderen Pläne sind Pläne geblieben. Unter «Verschiedenes» kommt danach Robert Seilers Gesuch um Aufnahme in die Institutsgemeinde zur Sprache. Seilers Fürsprecher Neuenschwander ist nicht mehr anwesend, Golowin und Portenier enthalten sich, Zürcher ist dagegen. Damit ist das Gesuch abgelehnt, der Entscheid wird Seiler mit Brief vom 25. Januar wie folgt mitgeteilt: «Sehr geehrter Herr Seiler. Der Vorstand der Institutsgemeinde hat von Ihrem Beitrittsgesuch in seiner letzten Sitzung Kenntnis genom-

men. Im Auftrage des Vorstandes teile ich Ihnen mit, dass beschlossen wurde, Ihren Eintritt als Mitglied der Institutsgemeinde abzulehnen.» Am Schluss dieser denkwürdigen Sitzung zieht auch Portenier die Konsequenzen: Er tritt nicht nur als Kassier zurück, sondern gibt gleichzeitig seinen Austritt aus der Institutsgemeinde bekannt, wovon der Vorstand, in diesem Moment formell nur noch Zürcher und Golowin, «Kenntnis nimmt».

Noch ist freilich aus der Sicht von Begert und Zürcher die Palastrevolution nicht endgültig abgewehrt. Am 29. Januar soll

[172]

nun die 13. Generalversammlung der Institutsgemeinde stattfinden, und – so Begerts Verschwörungstheorie – es wäre ja möglich, dass seine zahlreichen Feinde geschlossen zu diesem Anlass aufmarschieren und ihn und seine letzten Getreuen in die Minderheit versetzen würden. Am 26. Januar notiert Walter Zürcher in sein Tagebuch: «Weibel. Fordere ihn auf, an der Generalversammlung teilzunehmen und auch Zeno und Zahnd mitzubringen, um den bevorstehenden Verrat abzuwehren.» Begerts und damit Zürchers Einschätzung ist falsch: In ihrem Verein will niemand mehr putschen. Die beiden haben einen Pyrrhussieg errungen: Sie haben sich durchgesetzt um den Preis einer weiteren Demotivierung des verbliebenen Fussvolks. Verwundert notiert Zürcher am 29. Januar ins Tagebuch: «Hotel 'Wilder Mann'. Dort leitete ich die 13. Generalversammlung der Institutsgemeinde. Es ging ohne den erwarteten Angriff vorüber. Ich wurde zum Vizepräsidenten gewählt.»

Im Spätherbst des gleichen Jahres, am 25. November, ist dann anlässlich der 14. Generalversammlung die Namens- und Statutenänderung der Institutsgemeinde gutgeheissen worden. Der Vereinszweck lautet nun neu: «Die allgemeine Aufgabe des Vereins ist die Förderung des gesamten Werkes von Fritz Jean Begert. Eine besondere Aufgabe ist die praktische Verwirklichung des von Fritz Jean Begert geplanten und von ihm geleiteten Erziehungsinstituts. (...) Die oberste Leitung der gesamten Arbeit wie des Instituts ist Fritz Jean Begert anvertraut. Er wählt auch seine Mitarbeiter aus. (...) Die Institutsgemeinde führt die Massnahmen durch, die geeignet sind, dem Werke von Fritz Jean Begert sowohl auf lange Sicht wie auch sofort zu dienen, dessen Ideen zu verbreiten und das geplante Erziehungsinstitut und dessen Entwicklung zu verwirklichen. Dazu sind z.B. Vorträge, Kurse, Tagungen, Ferienkolonien, Teilnahme an Kongressen, Studienreisen, Ausstellungen, Herausgabe von Schriften und ihr Vertrieb, Schulung von Mitarbeitern, Gründung von Arbeits- und Forschergruppen, Erwerb und Miete von Liegenschaften, Material usw. vorgesehen.»

[173]

Dieser Verein «Freunde des Werkes Fritz Jean Begert» ist dem Ziel, ein eigenes Erziehungsinstitut zu eröffnen, nie mehr nahe gekommen. Die Jahresrechnung 1963 zum Beispiel weist Einnahmen von gerade noch 745 Franken auf; «F. J. Begert, Ringoldswil» wird mit 368.50 Franken als Hauptausgabeposten verbucht. Anfang der siebziger Jahre begleitet Michael Begert seinen Vater einmal an eine Generalversammlung der Institutsgemeinde: «Er hat das völlig lässig genommen. Ich glaube, er hat sich gar nicht vorbereitet. Nachdem die Leute alle auf ihn gewartet haben, hat er gesagt, er habe das Manuskript vergessen und könne jetzt gerade nichts erzählen. Dabei war er einer, der aus dem Stegreif reden konnte. Danach ist nichts mehr gelaufen.» Der letzte Sekretär des Vereins, Guido Haas, erinnert sich an die allerletzte Vorstandssitzung ungefähr 1980, an der sie beide allein geblieben seien. Auch erinnert er sich daran, das Postcheckkonto der Institutsgemeinde «in den letzten Jahren einmal» aufgelöst zu haben, nicht aber an eine formelle Auflösung des Vereins. Er ist, so darf man schliessen, sehr langsam und sehr sanft entschlafen.

Damals, am 20. Februar 1956, kaum einen Monat nach der 27. Vorstandsitzung der Institutsgemeinde, geht Walter Zürcher abends um halb sieben zu Begert an die Postgasse 6b und hilft, dessen neue «Mitteilung» an die Institutsgemeinde zu versenden. Ins Tagebuch schreibt er: «Plötzlich kam René Neuenschwander, und wie sich herausstellte, hatte ihn Seiler fristlos entlassen. Es geht oft merkwürdig zu auf der Welt. Vor kurzem noch unser Gegner, von Begert als Verräter bezeichnet und in einer Donnerrede abgekanzelt, findet er doch wieder zurück und fühlt, wo es besser und ehrlicher zugeht. Da Begert nicht nachträgerisch ist und ich keinen persönlichen Hass kenne, nahmen wir Neuenschwander wie einen alten, guten Kameraden wieder auf. Als sei nichts geschehen.» Laut Robert Seiler hat man sich in gegenseitigem Einvernehmen getrennt, nachdem Neuenschwander mit den Mädchen des «Schlösslis» «Schwierigkeiten bekommen» habe. Das erstaunt ein wenig. Immerhin hat Neuenschwander im Jahr zuvor von Mitte

[174]

April bis Ende August in Kurt Gauglers Mädcheninstitut «Sunny Dale» unterrichtet, wo ihm im Arbeitszeugnis folgendes attestiert worden ist: «Die sichere, gewandte Darbietung des Stoffes, die gründliche Vertiefung wie auch die überlegen angenehme Art des Verkehrs mit den Schülerinnen machten uns Herrn Neuenschwander zu einem wertvollen Mitarbeiter.» Was zu Neuenschwanders Entlassung in Ins geführt hat, bleibt unklar.

René Neuenschwander, der die Rabatten um die Kapelle jätet, während Begert mit den

Holzapfel-Töchtern die Mumie des Gurus inspiziert; Neuenschwander, der, um Begert zu retten, ihm mit Seiler einen profilierten Macher, Pädagogen und Widerpart zur Seite stellen will und von diesem dafür vor den Grünschnäbeln Golowin und Zürcher in einer Anklagerede «vernichtet» wird; Neuenschwander, der kurz darauf im «Schlössli» entlassen wird und schnurstracks zu Begert geht, um sich über Seiler zu beklagen: Ein Jahr später wird diese windschiefe Männerfreundschaft aus Anhänglichkeit und Abhängigkeit in unversöhnliche Feindschaft umschlagen.

14.

1956 macht man sich im «Kerzenkreis» daran, auf den «Trümmern alter Volkskultur», von denen der Referent Sergius Golowin Monat für Monat berichtet, eine neue aufzubauen. Vor allen organisatorischen Massnahmen, die man auch diskutiert, und vor allen politisch-ideologischen Verortungen, die man auch vorzunehmen versucht, geschieht das Neue freilich fast unbemerkt. Anlässe, die nicht die Informationsvermittlung, sondern das Gruppenerlebnis in den Vordergrund stellen und bisher im Schutz der Konventionalität formeller «Kerzenkreis»-Abende jeweils unter freiem Himmel stattgefunden haben – als Spaziergang durch die Elfenau (20. Abend), als «Waldweihnacht» (46. und 101. Abend), als «Waldfrühling» (67. Abend) oder «Augustfeier» (80. Abend) –, finden

[175]

nun immer häufiger als informelle Fortsetzungen der «Kerzenkreis»-Abende statt, in Räumen, die man kurzfristig zu dem umfunktioniert, was man später als autonome Kulturräume bezeichnen würde.

Nachdem Golowin zum Beispiel am 9. Mai 1956 aus Werken des Persers Hafis vorgelesen hat, sei das «Kerzenkreis»-Publikum «von diesen Gesängen» derart «angeregt» gewesen, berichtet Walter Zürcher – der auf seinen Einladungen jeweils kurze Rückblicke auf die letzten Veranstaltungen einrückte –, dass man «des Dichters Worte in die Tat umzusetzen» gewünscht habe: «In fröhlicher Stimmung blieben wir bis nahe zum Morgengrauen in der Postgassgalerie 6 und gaben uns dem befreienden Tanzen und der ungezwungenen Geselligkeit hin.» Bei solcher Gelegenheit war natürlich vor allem die Fraktion der Jüngeren dabei, und hier endlich waren die jungen Frauen, die es als regelmässige «Kerzenkreis»-Besucherinnen sehr wohl gab, gleichberechtigt – als Referentinnen sind sie kaum in Erscheinung getreten. Die Galerie Postgasse 6, in der man in dieser Nacht feierte, wurde von Ronald Kocher aufgebaut und geführt. Da Kocher jedoch zur Zeit in Paris lebte, hatte der damals 20jährige Künstler Christian Megert die Aufgabe übernommen, den Ausstellungsbetrieb der Galerie zu organisieren. Laut Gästebuch des

«Kerzenkreises» besuchte er Golowins Hafis-Lesung. Deshalb hatte Megert an jenem Abend den Schlüssel zu einem Raum in der Tasche, der sich kurzfristig nutzen liess zu «befreienden Tänzen» «bis nahe zum Morgengrauen». Weil sich weder der «Kerzenkreis» noch die Galerie Postgasse 6 als private Einrichtungen verstanden, war diese «Fuer» demnach grundsätzlich öffentlich und deshalb mehr als eine «ungezwungene Geselligkeit»: Solche Ereignisse – intendiert als Momente der neuen «Volkskultur» – waren Vorläufer einer neuartigen, obrigkeitlich nicht mehr kontrollierbaren Jugendkultur, die man hierzulande Ende der sechziger Jahre «Gegenkultur», in den Siebzigern «Subkultur» und in den Achtzigern «autonome Kultur» nennen wird. Im August 1956 schreibt Walter Zürcher als Chronist in eigener Sache: «Das Ge-

[176]

meinschaftsgefühl im Kerzenkreis wächst. Immer öfter sieht man die Teilnehmer auch an anderen Tagen zusammen. Wertvolle Freundschaften wurden geschlossen. Die geistigen Anregungen dringen in immer weitere Schichten, Auswirkungen werden sichtbar. Neue Freunde kommen. Beglückt staunt man, wie viel geistiges Leben auf dem 'Schweizer Holzboden' im Verborgenen sich regt.» Nachdem Golowin am 83. Abend «Aus alten Schwänken» vorgelesen hat, habe das Lachen «nicht mehr enden» wollen: «In froher, übermütiger Stimmung fingen auch die Teilnehmer an, Anekdoten und Witze zu erzählen. In kleinerem Kreise sassen wir dann noch zusammen, lachten weiter und liessen den ‚Gesundbrunnen' Humor fliessen.»

Neben solchen ersten Versuchen, «Volkskultur» als Aufbruch zum unbekannten besseren Leben zu inszenieren, versucht Walter Zürcher als nun allein verantwortlicher Administrator, den «Kerzenkreis» und die durch ihn vertretene Weltanschauung in der Realpolitik zu verorten. Am 69. Abend hält der Jurist Beat Bäschlin einen Vortrag über «Das politische Leben in der Schweiz», wobei er laut Einladung vor allem «das Oppositionsrecht und die Funktion der sogenannten ‚öffentlichen Meinung'» zu skizzieren versucht hat. Ebenfalls auf der Einladung zu diesem Abend hat Walter Zürcher beigefügt: «Soll ich bei einer Partei mitwirken und bei welcher? Es wird sich auch die wichtige Frage stellen, ob nicht die Gründung einer neuen Partei notwendig wäre, die seelische, geistige, religiöse und künstlerische Bedürfnisse in den Vordergrund heben würde.» Im Rückblick schreibt Zürcher über diesen Abend: «Nach Dr. Bäschlins Vortrag, der uns über das politische Leben in der Schweiz orientierte, entspann sich eine lebhafte und anregende Diskussion über die Möglichkeit und Notwendigkeit, eine 'kulturelle' Partei zu gründen, die sich vor allem für das geistige Leben, für Forscher, Künstler, Dichter, für hochbegabte oder für die Menschheit besonders wertvolle Menschen einzusetzen hätte.»

Zürchers Charakterisierungen machen klar: Die «kulturelle Partei» sollte der Versuch sein, Panidealismus und Realpolitik zu-

[177]

sammenzuführen. Abgesehen davon, dass eine solche Partei weder mit der damaligen noch überhaupt mit Realpolitik zusammenzubringen ist, war die Idee aus einem anderen Grund unrealistisch. Hätte man sie politisch weitergedacht, wäre zweifellos klar geworden, dass eine solche Partei allenfalls in einem jungen, bildungsbürgerlich-liberalen Wählersegment, also in der politischen Mitte, eine gewisse Chance gehabt hätte. Genau dieser Platz war jedoch seit einem halben Jahr durch das «Junge Bern» besetzt. Diese Partei war im November 1955, einen Monat vor den städtischen Wahlen, gegründet worden und hatte mit dem Postulat, zwischen den Blöcken von SP und FDP sach- statt ideologiebezogen politisieren zu wollen, auf Anhieb 2,1 Prozent der Stimmen respektive zwei Sitze im achtzigköpfigen Stadtrat erobert. Heute sagt Walter Zürcher, er sei damals mindestens ein halbes Jahr lang selber Mitglied des «Jungen Bern» gewesen, dann habe er gewusst, «dass diese Partei nicht das war, was ich wollte. Deshalb bin ich wieder ausgetreten.» Anzunehmen ist deshalb, dass Zürcher nach der für ihn enttäuschenden Erfahrung im «Jungen Bern» im Mai 1956 seine Idee einer «kulturellen Partei» hat zur Diskussion stellen wollen. Sie ist nicht weiterverfolgt worden.

Am Abend des 23. Oktober 1956 weitete sich in Budapest eine zunächst friedliche Studentendemonstration zu einem bewaffneten Aufstand gegen die ungarische Regierung aus. Dies war ein neuer Höhepunkt der antistalinistischen Proteste gegen die Regierung von András Hegedüs. Am anderen Morgen rollten sowjetische Panzer in Budapest ein. Bis zum 15. November hat die Rote Armee die mächtige Volksbewegung und deren allzu grosse Reformfreudigkeit blutig niedergeschlagen, die die sowjetische Parteiführung mit dem grünen Licht für die vorsichtige Entstalinisierung der Bruderparteien nach Stalins Tod im März 1953 selbst ermuntert hatte. Am 12. November verschickt Walter Zürcher eine «Mitteilung» an die Institutsgemeinde, in der er auf die Ereignisse in Ungarn pathetisch Bezug nimmt: «Liebe Freunde! Die Geschehnisse der letzten Wochen in der Welt, die uns tief erschütterten, zeigten nun auch offensichtlich, auf welchem Pulverfass wir leben. Jedem musste bewusst werden, wie unsicher unsere Lage ist, jeder einzelne fühlt sich bedroht. Ohnmächtig mussten wir der barbarischen Unterdrückung des hel-

[178]

denmütigen Volkes der Ungaren zusehen. Können wir denn wirklich nichts tun? Die letzten Tage zeigten etwas, das überraschte und zu Hoffnung berechtigt: Die Jugend ist

nicht so gleichgültig, wie es vielen schien! Es wächst eine Generation heran, die gewillt ist, sich an die grossen Probleme herzuwagen, sich nicht mit Scheinlösungen zufrieden gibt.» Damit spielt Zürcher auf die Berner Universität an, wo sich bereits ein Ableger der in Zürich lancierten «Studentischen Direkthilfe Schweiz-Ungarn» gebildet hat und dieser Tage die militant antikommunistische «Aktion Niemals Vergessen» gegründet wird. Noch vor Ende Jahr verteilen deren Mitglieder in der Stadt 15 000 Initialzünder für Molotowcocktails und veranstalten mit solchen Wurfgeschossen Übungsschiessen.

In diesem Herbst hat Walter Zürcher auf einem Schloss «mitten im Wald in der Nähe von Compiège» in Frankreich einen Kurs der europäischen Unionsbewegung absolviert, die sich auf die 1923 gegründete «Paneuropa-Union» des Grafen Richard N. Coudenhove-Kalergi berief. Ziel dieser Bewegung war, der «Erkenntnis der Europäischen Rasse» durch die Errichtung der Vereinigten Staaten von Europa zum Durchbruch zu verhelfen. Als Rassist argumentierte Coudenhove-Kalergi vor dem Zweiten Weltkrieg gegen die nationalsozialistische Rassentheorie: «Europa ist untrennbar verbunden mit dem Begriff der weissen Rasse, mit ihrer Kultur, ihrer Geschichte, ihrer Mission. Jeder Versuch, diese Rasse in eine blonde und eine dunkle zu spalten, bedroht die europäische Zukunft, die europäische Gemeinschaft, die europäische Kultur. Denn Europa ist das älteste Kind der weissen Rasse: mit Europa steht und fällt die Zukunft des Abendlandes, der westlichen Zivilisation, der weissen Menschheit.» Zurückgekehrt von den Europa-Unionisten schrieb Zürcher auf der Einladung zum 97. Abend am 21. November 1956: «Wir erfuhren in Compiège von der politischen Krise Europas. Eindringlich wurde uns die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses auf föderalistischer Grundlage der europäischen Nationen bewusst.» Bei der gleichen Gelegenheit zitiert er kokett die Verse, mit denen er sich bei seinen franzö-

[179]

sischen Gastgebern im Gästebuch verewigt habe: «Uns öffnen sich drei letzte Pforten, / Die möglich sind im Menschheitskampf: / Der Freien Reich, das Joch der Roten, / Der Untergang in Rauch und Dampf.» Durch die Ereignisse in Ungarn fühlt sich Walter Zürcher aufgerufen – wie die Mehrheit des «Kerzenkreises», wie der Grossteil der bernischen Studentenschaft – im Kalten Krieg eine Lanze für die Westmächte zu brechen. Ein freies, föderiertes Europa als Bollwerk gegen die sowjetische Aggression, das wird an diesem 97. Abend, den Zürcher zusammen mit Bäschlin bestritten hat, seine Vision gewesen sein. Im Rückblick schreibt er, er habe «leidenschaftlich für die Europa-Union und von der am Vortage gegründeten ‘Aktion für europäischen Zusammenschluss’» gesprochen, «während Dr. Beat Bäschlin sich eher skeptisch dazu äusserte, da ihm die

‘zwingende Kraftidee’ zu fehlen scheint. Darüber entspann sich eine fesselnde, temperamentvolle Diskussion, welche deutlich zeigte, wie brennend diese Frage nach den Vorfällen in der Welt geworden ist.» Damit verschwindet der aus evangelisch-konservativem Milieu stammende Bäschlin, der im letzten Jahr insgesamt vier Abende bestritten hat, aus dem Umfeld des «Kerzenkreises». Er wird auf Ende November Korrespondent der «Tat» in Rom, später Bundesbeamter und seit den sechziger Jahren unter dem Pseudonym «Dr. bei Philippi» publizistischer Mitstreiter des Führers der schweizerischen Überfremdungsparteien, James Schwarzenbach. Seit seiner Pensionierung 1983 zieht Bäschlin – nun unter seinem wirklichen Namen – mit Buchpublikationen gegen alles Unchristliche ins Feld: gegen den Sog des Kommunismus, der die protestantische Kirche zu verschlingen drohe, gegen den Islam, der «uns fressen» werde, gegen die «ideologische Völkerbekehrung», womit er den Weg «vom Faschismus zum USA-Demokratie-Verständnis» meint.

Am 28. November 1956 wird der 98. Abend unter Berücksichtigung von zwei Zwischenveranstaltungen zum hundertsten, und deshalb zum «Musik- und Jubiläumsabend» gemacht. Während im extra gemieteten Saal des Restaurants «Innere Enge» zur Feier des

[180]

Tages Loewe-Balladen dargeboten werden, macht unter den laut Gästebuch 49 Anwesenden ein Dankesbrief an Fritz Jean Begert, den «Schöpfer des Kerzenkreises», die Runde und wird sogleich ins über vierzig Kilometer entfernte Ringoldswil gebracht. Der Marsch dauerte, erinnert sich Zeno Zürcher, allein nach Thun bis zum anderen Morgen. Man sei auf der Kantonsstrasse gegangen. Beim Friedhof in Münsingen habe man sich über die grelle Strassenbeleuchtung ärgern müssen, die die Ruhe der Toten ganz empfindlich gestört habe. Mit einigen gezielten Steinwürfen habe man den nächtlichen Totenfrieden wieder hergestellt. Ein Teil der Gruppe sei nach dem Frühstück im Bahnhofbuffet Thun mit dem Zug nach Bern zurückgekehrt und direkt zur Arbeit gegangen. Die anderen seien in Thun ins Postauto gestiegen, um in Ringoldswil bei Begert einen Schulbesuch zu machen. Für die Jungen des «Kerzenkreises» blieb dieser nächtliche Gewaltsmarsch nicht der einzige. Zeno Zürcher erinnert sich, dass man einmal nach einem abendlichen Trunk im «Ceresio» am Eigerplatz während der Nacht bis nach Vallamand hinter dem Murtensee gegangen sei.

Zu den Ereignissen in Ungarn öffentlich Stellung genommen haben die Leute des «Kerzenkreises» nur einmal, am 12. Dezember 1956. René Neuenschwander ist als Journalist dabeigewesen. Seit den «furchtbaren Verbrechen, die an einem freiheitsliebenden, klei-

nen Volke verübt» worden seien, hätten auf den Stufen der Heiliggeist-Kirche dauernd Kerzen zwischen Tannenzweigen gebrannt, berichtete er dem Publikum des «Oberländischen Volksblatts». «Auf irgendeine höhere Weisung hin» seien Tannreisig und Kerzen eines Tages weggeräumt worden. Am 12. Dezember sei man deshalb nach einer Lesung russischer Mären von Golowin zur Aktion geschritten. «Wer später am Mittwochabend zufällig vor der Kirche vorbeiging, traf dort auf eine Gruppe ernster Menschen, die wieder ein paar Lichter hinstellten, um das Gedächtnis an das arme Ungarn neu aufleuchten zu lassen.» Im Rückblick beschrieb Walter Zürcher diesen kleinen Akt zivilen Ungehorsams auf einer der nächsten Einladungen so: «Wir gingen zur Heiliggeist-Kirche, stell-

[181]

ten dort wieder Kerzen auf die Treppe und legten Tannenzweige hin, um dem kleinlichen Getue des Kirchgemeinderates und einiger engstirniger Theologen den 'Krieg' zu erklären.» Dass die Kerzenaktion den Kirchenoberen offenbar wirklich aus merkwürdigen Gründen nicht behagt hat, berichtet Neuenschwander wie folgt: «'Eifrige Barthianer wittern darin den um sich greifenden Katholizismus', belehren uns wohlmeinend zwei salutierende Studenten.»

Im Januar 1957 meldet Zürcher, ein Teil des «Kerzenkreises» setze sich unterdessen wirkungsvoll zugunsten der «Aktion für europäischen Zusammenschluss» ein (Einladung 105. Abend). Für den 20. Februar setzt er unter dem Motto «Europa-Gedanken» eine «Aussprache der jungen Schriftsteller» an, an der Sergius Golowin, Manfred Gsteiger, Peter Lehner, Max Pfister und Jörg Steiner teilnehmen. Die einleitenden Worte spricht Pfister: «Wir gehen von der Voraussetzung aus, dass Europa, wenn es weiterbestehen und sich entwickeln will, sich notbedingt zusammenschliessen muss.» Für ihn lauten deshalb die Fragen: «Wie soll ein einiges Europa aussehen (Name, Organisation)? Was können wir dazu beitragen?» Neuenschwander referiert in seinem Zeitungsbericht vor allem Golowins Äusserungen. Dieser hält von einem europäischen Zusammenschluss gar nichts. Die Vereinigten Staaten Europas wären «ein dritter Block (...), poliert und wohlgefügt», zwischen dem Bolschewismus und dem Amerikanismus, deren gemeinsame Probleme schon heute Vermassung und Nivellierung seien: «Golowin sieht die Lösung im freien Spiel der Völker, der Volksgemeinschaften. (...) Sie müssen ihre alte Volkskultur beleben, ihre angestammte Sonderart entfalten. Nur so, aus diesem innern Reichtum heraus, wird ein wahrhaft freies Europa erwachsen, gefeit gegen Fremdeinflüsse, gegen alle die das Dasein bedrohenden Unterströme, gegen alle kulturelle Importware, aus dem Westen und Osten. Ein Wirtschaftswunder – nein! Ein Völkerfrühling!» Eine andere Wahrnehmung der Diskussion von jenem Abend hat Walter Zürcher

übermittelt: «Allgemein wurde die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der europäischen Völker

[182]

betont und durchwegs die föderalistische Form als einzig wünschbare bezeichnet.» Dass die Europa-Diskussion im Kerzenkreis damit für längere Zeit verflacht, hat den offensichtlichen Grund, dass sich Zürcher und Golowin in der Einschätzung der Vereinigten Staaten Europas – und immer mehr nicht nur dort – diametral widersprechen. Im «Kerzenkreis» wird erst ein gutes Jahr später der Antroposoph Richard Grob in einem Vortrag die «Idee Europa» wieder ansprechen und die «'seelische Palette' Europas» auszuleuchten versuchen. Golowin, Neuenschwander und die Fraktion der Jungen wird dannzumal die Novalis-Studie «Die Christenheit oder Europa» aus dem Jahr 1799 diskutieren und für den «Kerzenkreis» nur noch Hohn und Spott übrig haben.

Zwar hat man schon den Silvester 1956 am Montag abend gemeinsam im «Kerzenkreis» verbracht, trotzdem trifft man sich in kleinerem Rahmen bereits am Mittwoch wieder, «da vielen der Mittwoch schon zum Bedürfnis einer Zusammenkunft in unserem Kreise geworden ist». Eine schriftliche Einladung gibt es nicht, aber einen kleinen Hinweis Zürchers im Rückblick: An diesem Abend habe Jerzy (Georges) Stempowski «von der Volkskultur der Huzulen» erzählt. Jerzy Stempowski (1894-1969) ist neben Stanislaw Vincenz der zweite Pole, der die «Kerzenkreis»-Szene nachhaltig beeinflusst hat. Wie Vincenz hat auch er sich in den dreissiger Jahren mit dem Karpatenvolk der Huzulen und ihrer Kultur auseinandergesetzt. Er musste deshalb dem «Kerzenkreis» als Kronzeuge unverfälschter «Volkskultur» gelten. 1940 war er in die Schweiz emigriert und liess sich in Bern nieder, wo er nach Ende des Weltkriegs blieb, weil er nicht ins nun kommunistisch regierte Polen zurückkehren wollte. Hans Zbinden hat ihn in einem Nachruf als «brillanten Essayisten» und «einen der bedeutendsten Repräsentanten des liberalen literarischen Polentums» bezeichnet. Stempowski besucht zeitweise die Veranstaltungen des «Kerzenkreises» und gestaltet drei Abende selber: Einmal spricht er über «die Kreuzhecken als nicht mehr verständliches Zeichen einer untergegangenen Kultur» (66. Abend), einmal über «die Stellung des Buches in der heutigen Welt»

[183]

(81. Abend), einmal gibt er eine Einführung in die Kunstsoziologie (118. Abend). Bei seinem ersten Auftritt im «Kerzenkreis» hat ihn Begert auf der Einladung wie folgt eingeführt: «Wir zählen Stempowski zu jenen Weisen, von denen wir besonders viel lernen können. Er war Professor für Staatsrecht, hoher Beamter im polnischen Ministerium

und lebt nun als Emigrant unter uns. Die Kerzenkreis-Freunde wissen, welche Ehre dies für unsere Stadt bedeutet.» Verehrt und bewundert wird Stempowski in der Folge vor allem von der Fraktion der Jungen: Er sei einer der erstaunlichsten Menschen gewesen, weil er die Weite des Blicks mit der Präzision des Ausdrucks vereinigt habe, sagt Georges Jean-Richard. Stempowski sei ein Sprachgenie gewesen und habe deutsch, englisch, französisch, griechisch, italienisch, lateinisch, spanisch, portugiesisch, russisch, polnisch und ungarisch gesprochen. Er sei ein Mensch mit enzyklopädischer Bildung gewesen und einer Konzentrationsfähigkeit, die es ihm erlaubt habe, «in Klammern zu reden», was heisse, Einschübe zu machen und danach exakt dort wieder anzusetzen, wo er zuvor verblieben sei. «Wenn ich zu ihm gekommen bin», so Walter Zürcher, «hat er spanische Zeitungen gelesen und mir gleichzeitig seine Arbeit an Pasternaks Roman 'Doktor Schiwago' gezeigt, den er gerade ins Polnische übersetzte. Stempowski war ein Typ Mensch, den wir hier gar nicht kennen, diese Art, wie er hat reden können, dieser Charme und diese Gelehrsamkeit, mit der er so spielerisch umgegangen ist, wie wenn das das Normalste gewesen wäre.» Stempowskis Reverenz an die Exil-Heimat ist unter dem Titel «La terre bernoise» erschienen – und vom Kanton Bern mit einem Literaturpreis gewürdigt worden. Zbinden resümiert in seinem Nachruf: «In der Reihe überragender Geister, die ein Asyl in unserem Lande gefunden haben, wird Jerzy Stempowski als eine der nobelsten, literarisch glanzvollsten Gestalten, zugleich in ihrer stillen schlichten Bescheidenheit eindrucksvoll, ihren Platz finden. Im Gedächtnis seiner Schweizer Freunde aber lebt das Bild dieses seltenen, stets stimulierenden, klugen und weltoffenen Menschen unvergesslich, unverwelklich fort.»

[184]

Im Gästebuch trägt dieser «Kerzenkreis»-Abend ausser der Reihe den ironischen Titel «Gründung einer Kampfgruppe». Merkwürdigerweise fehlen die Unterschriften von Stempowski und Walter Zürcher, die mit Sicherheit anwesend waren. Der Eintrag ist also eine kleine, gegen Zürcher gerichtete Stichelei von Baumgartner, Jean-Richard, von Steiger und Golowin, die den Eintrag unterschrieben haben. Ein bisschen mehr als Schabernack ist er allerdings schon: Er ist ein Hinweis darauf, dass die Fraktion der Jungen um Golowin das bierernste Pathos der panidealistischen Weltverbesserung, das Zürcher als «Kerzenkreis»-Organisator immer penetranter zelebriert, nicht weiter mittragen mag. Vierzehn Tage später schreibt Zürcher, das Signal ironischer Distanzierung ignorierend: «Die drei vergangenen Abende waren durchtränkt von einer wundervollen Stimmung. Wachsendes Gemeinschaftsgefühl ermöglicht uns ein immer natürlicheres und ungezwungeneres Beisammensein.» Er hat in diesen Wochen aber auch ein weiteres Signal zunehmender Polarisierung übersehen: Bei der Durchsicht des Gästebuchs jener

Monate fällt auf, dass in dem Mass, in dem der «Kerzenkreis»-zu Formen gelebter «Volkskultur» findet, die Fraktion der Jungen stärker wird und sich die Mitglieder des panidealistischen Kreises Bern zurückzuziehen beginnen. Es braut sich etwas zusammen: Zwischen dem panidealistischen Dogmatismus und den für Berner Verhältnisse zunehmend dionysischer «Volkskultur» zuneigenden Jugendlichen bahnt sich ein Machtkampf an, in dem Walter Zürcher zwischen die Fronten gerät und nur noch auf einen Ratgeber zählen kann: auf Fritz Jean Begert in Ringoldswil, mit dem er in dauerndem Kontakt steht und der aus der Ferne mit wachsender Sorge die Entwicklung verfolgt.

Walter Zürcher sieht im Winter 1956/57 eben nicht die Signale der Polarisierung, sondern jene des «wachsenden Gemeinschaftsgefühls», die es auch gibt. Bereits Begerts Idee ist es ja gewesen, aus dem «Kerzenkreis» eine ganze «Lichtakademie» aus verschiedenen thematischen Kreisen wachsen zu lassen. Diese Idee nimmt Zürcher im Dezember 1956 wieder auf: «Es ist ein von uns schon

[185]

lang gehegter und lieber Plan, aus dem Kerzenkreis eine kleine, freie Akademie herauswachsen zu lassen und praktisch an dem Aufbau einer Volkskultur zu arbeiten.» Konkreter Anlass zum Versuch eines Ausbaus ist Golowins Vorschlag, eine «Kerzenkreis-Untergruppe» leiten zu wollen, «die sich noch intensiver mit Volkskultur beschäftigt». Zürcher nimmt diesen Vorschlag auf und baut ihn gleich aus: «Wir möchten noch andere solche Gruppen bilden, die sich z.B., mit Volksliedern, Musik, moderner Kunst, Literatur, Wissenschaft, Politik, Biographien, Erziehung, Theater oder anderen Gebieten, die interessieren, beschäftigen.» Am 9. Januar 1957 wird ein «Kerzenkreis»-Abend für die «Gründung von Untergruppen» reserviert. An diesem Abend skizziert Zürcher einleitend «das von Fritz Jean Begert entwickelte ‘differenzierte Gruppensystem’, das unserer Arbeit zugrunde liegt (...). Eines unserer Hauptziele bei dieser Arbeit ist, den besonderen Anlagen jedes einzelnen Entfaltungsmöglichkeiten zu geben und zur Selbstbetätigung anzuregen und beizutragen zum Aufbau einer neuen Volkskultur.» Danach orientieren drei Gruppenleiter über ihre Untergruppen: Sergius Golowin über die «Gruppe für Volkskultur», Zeno Zürcher über die «Volksliedgruppe» und Paul Pfister über die «Kasper- und Spielzeuggruppe», die allerdings nie aktiv geworden ist. Ebenfalls an diesem Abend hat sich eine Schattenspielgruppe um Ueli Baumgartner gebildet, die laut einem Hinweis Walter Zürchers im Februar «ihre Arbeit aufgenommen» habe, danach aber wieder eingeschlafen ist. Bereits aktiv ist die Holzapfel-Gruppe unter Leitung von Hans Rhyn, die als Fortsetzung des Panidealismus-Schulungskurses für die ehemalige

«Kampfgruppe» seit 1954 besteht. Diese Gruppe ist mindestens bis in den Winter 1959/60 aktiv: Aus Hinweisen auf verschiedenen «Kerzenkreis»-Einladungen lässt sich rekonstruieren, dass sie von Herbst 1957 bis Juni 1959 an Holzapfels «Gewissenspsychologie» arbeitet; danach wendet sie sich «religionspsychologischen Fragen» zu. Nicht als Untergruppe des «Kerzenkreis», aber doch in dessen direktem Umfeld, trifft sich schliesslich, ebenfalls seit ungefähr 1957, eine «Gruppe für Traum-

[186]

psychologie» in der Wohnung von Walter Zürchers zukünftigen Schwiegereltern an der Junkerngasse 50. Das Ehepaar Otto und Myrrha Hausherr-Holzapfel bietet hier eine Einführung in die Jung'sche Psychologie an. Ihr Sohn, Cedric Hausherr, vermutet, dass dieser Kurs, an dem «höchstens zehn Personen» teilgenommen hätten, ungefähr zwei bis drei Jahre gedauert habe; ein Gästebuch und Einladungen habe es nicht gegeben.

Nach dem 114. Abend, an dem Niklaus von Steiger Alexander Puschkin vorstellt, macht der «Kerzenkreis» wieder einmal Freinacht: «Noch bis in den frühen Morgen blieben wir erzählend, singend und tanzend beieinander», berichtet Zürcher. Vierzehn Tage später, am 4. April, spricht Golowin über das Wesen der Kunstmärchen und liest einige vor: «Das Märchen von der Entstehung des Lachkrauts wirkte, wie wenn die Zuhörer vorher einige Tassen 'Lachkraut-Tee' getrunken hätten (...). Nachher sassen wir in der 'Walliserkanne' zusammen, wo wir Fritz Jean Begert und Rudolf Müller trafen. In Hochstimmung sangen, scherzten und lachten wir weiter.» Was Begert, seit nunmehr einem Jahr in Ringoldswil und seither nie mehr an einer «Kerzenkreis»-Veranstaltung, und Müller, neuerdings Schlossherr in Vallamand, an diesem Abend – wir dürfen vermuten: beim Rotwein – geredet haben, ist nicht überliefert. Was damals zu bereden war, ist allerdings klar. Eine Woche später, vom 12. bis 14. April 1957, soll als Eröffnung von Müllers Privatschule in Vallamand eine Pädagogen-Tagung stattfinden. Begert wird auf den Einladungen als Tagungsleiter aufgeführt, und, so lautet das Gerücht, möglicherweise werde er in Ringoldswil nun doch kündigen und die pädagogische Leitung der «Freien Schule Vallamand» übernehmen.

15.

Als gegen Abend des 11. April 1957 die ersten Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Pädagogen-Tagung, die als «Erster pädagogischer

[187]

Schulungskurs» angekündigt worden ist, in Vallamand eintreffen, sind die Erwartungen gross. Man ist gespannt auf den Auftritt Fritz Jean Begerts, des Tagungsleiters, der als Hauptredner drei Referate bestreiten soll – und im «Kerzenkreis» hofft man, dass er im würdigen Rahmen dieser Tagung das Zauberwort aussprechen werde, das seine Reformpädagogik mit Rudolf Müllers Ernährungslehre unter dem Fixstern der «Volkskultur» vermählt. Immerhin will er hier in seine pädagogischen Prinzipien einführen und darlegen, wie er sich den Schulbetrieb in Vallamand vorstellen könnte. Walter Zürcher nennt im Gespräch eine weitere Absicht Begerts: «Vorgeschwebt ist ihm die Herstellung eines Atmosphärenkunstwerks.»

Hoffnung und Aufbruchsstimmung allenthalben: René Neuenschwander, der die Tagung massgeblich mitorganisiert und im ganzen Land herum Einladungen verschickt hat, schläft schon seit einer Woche kaum mehr: Für ihn zeichnet sich die Realisierung eines grossen pädagogischen Traums ab, zu der er seinen Beitrag leisten will. Die Brüder Zürcher haben die Gewissheit, dass sich ihr Idol Begert hier glänzend einführen wird und dass es ihm danach «zusammen mit dem Realisten Müller» gelingen müsse, endlich wieder kompromisslos sein differenziertes Gruppensystem zu praktizieren. Golowin glaubt weniger an die grossen pädagogischen Entwürfe als vielmehr an die Idee, hier Volksdichtung und mündliche Erzählkultur, «diese tausendjährige Schicht in den Menschen», also seine Idee der «Volkskultur» in den Schulbetrieb einbauen zu können.

Gespannt ist schliesslich auch Rudolf Müller: Mit dieser ersten grossen Veranstaltung findet die offizielle Eröffnung seiner eigenen Schule statt. Zwar hat er erst in der Märzausgabe von «Sonnseitig leben» zum erstenmal Zöglinge für sein «Neuzeitliches Kinderheim» – wie er die Schule nun nennt – gesucht: «Aufnahme von Kindern, welche aus irgendwelchem Grunde den Anforderungen des modernen Lebens nicht gewachsen sind. Individueller Unterricht mit besonderer Berücksichtigung von Freiluftbewegung, Gesang, Musik, Handwerk und Kunstgewerbe. Wohlausgewogene

[188]

Ernährung.» Trotzdem hat er wie vorgesehen am 1. April seine Arbeit aufgenommen: Kurt Gauglers gutgehendes Institut «Sunny Dale» in Wilderwil hat ihm, wie abgemacht, überzählige Schülerinnen zugewiesen. Die Absprachen zwischen Müller und Gaugler sind so verbindlich, dass Neuenschwander in einem Zeitungsartikel berichtet, «Sunny Dale» erhalte «in Vallamand-Dessous am Murtensee eine Zweigschule».

Am Nachmittag dieses 11. Aprils besteigt Walter Zürcher in Bern sein Velo und fährt nach Vallamand. Das Programm sieht für den Abend «Ankunft und Begrüssung der ers-

ten Teilnehmer» vor, da will er dabeisein. In sein Stichworttagebuch notiert er: «Nach Vallamand gefahren. / Dort den 'Schlossherrn' gespielt, bis Müller zurückkehrte. / Neuenschwander und Frl. Könitzer begrüsst. / Die Kinder machen selbständig den Haushalt! / Geplaudert. / Tel. von Zeno erhalten. / Tel. von Begert erhalten. / Begert zwischen Vallamand und Avenches entgegengefahren und begleitet. / Im Schloss fröhlich geplaudert und gelacht, kein Wein. Später kommen Müllers heim. Noch bis 1.30 h weiter zusammengeblieben. / Ins Bett.»

Am Freitagvormittag soll ein Referat Begerts über seine pädagogischen Prinzipien den dreitägigen Schulungskurs eröffnen. Laut Programm sind am Nachmittag «freie Spaziergänge», um 17 Uhr ein Referat Müllers über «Zusammenhänge zwischen Pädagogik und neuzeitlicher Ernährung» und am Abend gemeinsames Singen von Volksliedern vorgesehen. Walter Zürcher rapportiert: «Um 8 h auf. / Tagebuch geführt. Frl. Steck ist angekommen. Begrüsst. Gefrühstückt. / Begert hält seinen Vortrag über das differenzierte Gruppensystem. Lieder gesungen. / Mittagessen. Gespräche über Volkserziehung. Zeno kommt an. Spaziergang auf den Rebberg nach Vallamand-Dessus. Eingekehrt. / Ins Schloss zurück. Geholfen, Betten bereitzustellen. Der kleinen Tänzerin (Tochter von Dr. Gaugler) zugeschaut. / Nachtessen. Albert Berger aus Schelten kommt an. Gespräche. Volkslieder gesungen. Viel gelacht. / Um 12 h ins Zimmer.» Ein ruhiger Tag mit guter Stimmung,

[189]

an dem laufend Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Kurses eintreffen. Jene vom «Kerzenkreis» werden erst für morgen Samstag erwartet. Bemerkenswert ist an diesem Freitag höchstens eine kleine Programmänderung: Aus unbekannten Gründen ist Müllers Referat auf Samstag vormittag verschoben worden. Da wäre eigentlich das zweite von Begert vorgesehen gewesen: «Praktische Ratschläge für den Unterricht in den verschiedenen Fächern». Am Nachmittag sollen die römischen Ruinen von Avenches besichtigt werden, abends soll's ein Lagerfeuer geben, Golowin wird aus keltischen Dichtungen vorlesen, gemeinsam will man keltische Lieder singen.

Walter Zürcher: «Um 7.30 h auf. / Tagebuch geführt. / Frühstück. / Müller hält einen Vortrag über den Zusammenhang der Ernährung [mit der Pädagogik]. Interessantes über die Ansicht der Griechen zur Ernährung. / Spaziergänge. / Mittagessen. Gespräche. Fröhliche Stimmung. / Nachmittags mit den Kursteilnehmern nach Avenches, die römischen Ruinen besichtigt. / Im römischen Theater spielt uns René Neuenschwander improvisierte Theaterstücke vor. Wir unterhalten uns göttlich über dieses Schauspiel und waren überrascht über die Freiheit und das Können Neuenschwanders. / In der Krone

eingekehrt. / Wieder ins Schloss zurückgekehrt. Stürmische Begrüssung der neuen Teilnehmer (fast alle vom Kerzenkreis, besonders Golowin).» Schlossherr Müller hat die «Kerzenkreis»-Leute bei seiner Stammbeiz in der Stadt Bern, der «Walliserkanne», abgeholt und in seinem völlig überladenen Citroën mit viel Schwung nach Vallamand geführt, wie sich Ueli Baumgartner erinnert. Walter Zürcher: «Ausgelassene, übermütige Stimmung. Tänze, Spiele, Scherze. / Begert wird mit einem Schlagwort empfangen und die Treppe hinauf ins Schloss getragen.» Baumgartner erinnert sich an Details: Man habe Begert mit dem Gruss «Salve rex paedagogicus» begrüsst, was er mit der lakonischen Frage kommentiert habe: «Isch das itz en Ehrig oder isch das mys Liichebegängnis?» Bevor man ihn dann die Treppe hinauftrug, war Fototermin. Das Bild zeigt unten rechts einen sichtlich gut gelaunten Begert. Am Treppengeländer empor

[190]

aufgereiht die Jungen des «Kerzenkreises»: Niklaus von Steiger, Zeno Zürcher, Sergius Golowin, Hilde Niederer, Georges Jean-Richard, Ueli Baumgartner, Hanni Niederer, eine unbekannte Frau, Herta Wittenwiler, Ninon Müller und Walter Zürcher; die jungen Männer tragen mehrheitlich Anzüge und Krawatten – und, was man auf der Fotografie freilich nicht sieht, zumindest Golowin und Jean-Richard legen zu dieser Zeit noch Wert darauf, von ihren Kollegen und Kolleginnen gesiezt zu werden. Walter Zürcher weiter: «Nachtessen. Heitere, teils grossartige Stimmung. Wir fangen an, in Versen zu reden, lassen alles mögliche hochleben. / Ich sitze am Tisch des Kerzenkreises. Man spürt, welche wertvolle Gemeinschaft hier schon ist.» Baumgartner, der damals am gleichen Tisch sass, erinnert sich nüchterner: Am Abend sei gesoffen worden, es sei «eis Gholeetet und eis Gmöög» gewesen. Der Schlossherr Ruedi Müller habe als grosser Weinliebhaber – wofür er in ernährungsreformerischen Kreisen kritisiert worden sei – Flasche um Flasche guten französischen Rotweins auffahren lassen.

Während die abendliche Tischgesellschaft für einen Augenblick unbeobachtet weiterfeiert, sollen die Ereignisse dieses Nachmittags noch aus der Sicht von Walters jüngerem Bruder Zeno dargestellt werden: Als die Kursteilnehmer und -teilnehmerinnen, hochgestimmt durch Neuenschwanders Theaterkünste und die Stärkung in der «Krone» von Avenches zurückkehrten, seien sie vor dem Schloss nicht nur von den eben eingetroffenen Leuten des «Kerzenkreises», sondern auch von den Schülerinnen der Privatschule, 17-, 18jährigen «Sunny Dale»-Töchtern aus begüterten Elternhäusern der ganzen Welt, empfangen worden. Begert, der nun eigentlich das am Morgen verschobene Referat über die praktischen Ratschläge für den Unterricht hätte halten sollen, habe, weinselig und in bester Stimmung, anderes im Sinn gehabt: Zum Befremden und Ärger jener, die für den

Kurs nach Vallamand gekommen seien, habe er mit den jugendlichen Schülerinnen anzubändeln begonnen, und diese hätten sich einen Spass daraus gemacht, ihn zu bedienen. Im Schloss habe er sich in einen herumste-

[191]

henden Rollstuhl gesetzt und sich von ihnen durch die Gänge stossen lassen, habe sie zu immer grösserem Tempo angespornt und sein Gefährt dann plötzlich quergestellt, so dass es kippte und die Frauen über Begert und den Rollstuhl gestürzt seien. Gegenüber einer etwa 17jährigen Mexikanerin sei er dann endgültig anzüglich geworden: Er habe sie immer wieder aufgefordert, sich ihm auf den Schoss zu setzen, bis die junge Frau gesagt habe: «Geh weg, du stinkst.» Begert habe sich an jenem Nachmittag richtiggehend «primitiv» benommen, erinnert sich Zeno Zürcher an seine damalige Empörung. Begerts Publikum hat vor dem Abendessen vergebens auf die «praktischen Ratschläge» gewartet.

Am Nachmittag ist in Vallamand auch ein Gast eingetroffen, der nicht gewusst hat, dass hier ein «pädagogischer Schulungskurs» stattfindet: Jules Kilcher, Kanadaschweizer und ein alter Freund Kurt Gauglers, in den dreissiger Jahren einer von denen, die Stanislaw Vincenz in der Huzulei besucht haben, seit vielen Jahren in Kanada, erfolgreich als Dokumentarfilmer, vor allem, weil er seine seltenen Aufnahmen von lachsfischenden Bären in kanadischen Urwaldgewässern Walt Disney hat verkaufen können. In Vallamand macht der laute, gutmütige Kilcher vermutlich beim Abendessen an irgendeinem Tisch den Vorschlag, nach dem Essen einen seiner Filme vorzuführen. Das gehe nicht, erhält er zur Antwort, heute abend halte Begert seinen verschobenen Vortrag. Dann heisst es, doch, das gehe schon, Begert habe ja bereits am Nachmittag seinen Vortrag nicht gehalten, und nun ziere er sich erneut. In der Tat war Begert, so Zeno Zürcher, unterdessen in den Schlosspark gegangen, um sich für das Referat zu sammeln, was man ihm als Genie zugestanden habe. Als Begert nach dem Abendessen nicht zurückkehrt, beginnt man die Frage zu diskutieren, ob der pädagogische Anlass durch Kilchers Filmprojektion entweiht würde. Schliesslich schlägt Golowin vor, man solle abstimmen. In der Abstimmung obsiegt Kilchers Filmvorführung knapp über das Warten auf Begert. Ueli Baumgartner: «Wir haben für Begert gestimmt, Sergius, Niklaus, Zeno und ich.» Kilcher stellt seinen Projektionsapparat auf und

[192]

beginnt mit der Vorführung eines Dokumentarfilms über lachsfischende Bären und Urwälder niederwalzende Bulldozer. An diesem Abend wird nicht mehr über Pädagogik

gesprochen. — Der Vorschlag, abzustimmen, ist für Walter Zürcher heute «Ausdruck einer perfekten Intrige» und eines «geistigen Mords an Begerts Intention»: Es sei verlogen gewesen, dass der «harte Kern» – zu dem er Müller, Neuenschwander, Golowin, Jean-Richard und seinen Bruder zählt – mit den gegen dreissig Anwesenden, die zum Teil von Begerts Pädagogik keine Ahnung gehabt hätten und mehr um des Vergnügens und des Feierns willen nach Vallamand gekommen seien, eine demokratische Abstimmung durchgeführt habe.

Aber kehren wir zurück zur frohgemut feiernden Tischrunde des «Kerzenkreises», die Walter Zürcher eben noch als «wertvolle Gemeinschaft» beschrieben hat. Er hat von Golowins Abstimmung offenbar nichts mitbekommen und fährt im Tagebuch fort: «Nach dem Essen werden wir plötzlich ins Nebenzimmer gerufen. Dort war eine Leinwand aufgespannt und ein Filmapparat. Ohne dass Begert noch ich es wussten, kündete man an, ein Herr Kilcher aus Alaska werde uns nun einen Dokumentar-Farbenfilm zeigen. Schon spürte ich kaum bewusst, dass die Gemeinschaft zu erregt war und sich zu desorganisieren begann. Dann erdröhnte die Stimme Kilchers mit seiner primitiven Ausdrucksweise (er sprach wie zu einem rohen, mittelmässigen Publikum) und barbarischer, diktatorischer Tonart. / Die wundervollen Nymphen, Elfen und wunderfarbige Nebel, die gleichsam durch die tagelang vorbereitete Stimmung aus dem Moor entstiegen waren, sanken unter den Hammerschlägen von Kilchers Art wieder zurück. Ein Stimmungskunstwerk war zerstört. / Der Film enthielt zum Teil banale Familienaufnahmen, aber auch wundervolle Nahaufnahmen (Biber, Bären beim Fischfang, fliegende Lachse, Renoirstimmungen). / Danach versuchte ich zu retten, was zu retten war, stellte Stühle und Tische im Kreis herum, tat Kerzen dazu, und Golowin wäre trotzdem bereit gewesen, seine Vorlesung über keltische Dichtung zu halten. Begert war tief deprimiert. Er ging ins Zimmer, wo der

[193]

Wein war, sagte mir, er werde viel Wein brauchen, um einigermassen wieder darüber hinwegzukommen. Andere gingen zu Begert. Plötzlich waren zwei Parteien. Ich wartete. Da kam Kilcher, fluchte, er könne nicht zwei solche Parteien sehen, alle müssten in ein Zimmer. Dies geschah, aber nun sah auch ich ein, dass kaum noch eine Rettung möglich war. Ich setzte mich zu Golowin, der tieftraurig dreinblickte. Er empfand es als ein Drama für Beger, und als er merkte, dass er sich nicht mehr beherrschen konnte und blöd reagieren würde, ging er in den Schlosspark bei Vollmond spazieren. Kilcher regierte. Wir blieben still, traurig und redeten höchstens ironisch oder wehmütig. Langsam merkte einer nach dem andern von der Missstimmung. Fragen wurden gestellt. Aber es war

schwer zu begründen, warum wir so trauerten, als ob uns ein Freund oder eigenes Kind gestorben wäre. Ich versuchte es mit Lionardos Denkmal zu vergleichen, das fast vollendet war und dann zerschossen wurde. Nun glauben einige, man könne die Tonstücke einfach nehmen und wieder ankleben! Die vom Kerzenkreis begriffen oder fühlten fast durchwegs die Tragik, offenbar, weil sie instinktiv im Kerzenkreis etwas von der Bedeutung von Stimmungen erfasst hatten. Bis in die letzte Konsequenz und in seiner Grösse hatten es aber wahrscheinlich nur Begert, Golowin und ich erfasst. / Die Stimmungskunst ist ein zu neues und fremdes Gebiet für die meisten. / Plötzlich fingen sie an zu singen, vorwiegend Kilcher, und er sang schön, und zum Teil wundervolle, ungewöhnliche Lieder. Unbegreiflich, diese Musikalität auf der einen Seite und diese Grobheit auf der andern. Wahrscheinlich war dies auf die wilde Umgebung Alaskas zurückzuführen. / Spaziergang im Schlosspark. Dort erholten wir uns etwas in der Mondnachtstimmung. / Wieder ins Schloss zurück, getanzt, dann Pantomimen gespielt, und René Neuenschwander führte nochmals die Stücke vom Nachmittag vor. / Nachdem die andern zu Bett gegangen waren, spazierte ich mit Begert im Schlosspark herum. Wir genossen die herrliche Vollmondnacht und Naturstimmung. Wir sprachen über das Vorgefallene, analysierten und deuteten es und [unter]suchten die jetzige

[194]

Lage und weitere Möglichkeiten. Begert verglich das Geschehene mit einem Elefanten, der in einen Blumengarten getreten war. Solange der Elefant da ist, können wir keine neuen Blumen setzen. / Um 5 h gingen wir, nachdem wir noch ein Glas Wein getrunken hatten, in ruhiger und abgeklärter Stimmung ins Bett.»

Als der Sonntag über dem Murtensee heraufsteigt und die ersten Sonnenstrahlen die Schilfufer des «Wistenlacher Meeres» küssen, hat Ueli Baumgartner, wie er sagt, von Müllers gutem Rotwein einen schweren Kopf. Als die «Kerzenkreis»-Leute aufgestanden sind, führen sie – inspiriert von Kilchers Film am Vorabend – vor dem Schloss einen «Bulldozertanz» auf. Mit dem Programm der Tagung ist man sowieso arg im Verzug. Begerts Referat über die «praktischen Ratschläge» und Golowins Lesung aus keltischer Dichtung haben noch nicht stattgefunden, und für diesen Vormittag wäre bereits wieder ein Begert-Referat auf dem Programm («Die Bedeutung der Umwelt»), danach «Mitteilungen von Zeno Zürcher über das Schloss Vallamand und dessen Umgebung», am Nachmittag dann «Ausflüge am Murtensee und Abreise». Nach Walter Zürchers Tagebuchbericht ist jedoch von einem Referat von Begert am Sonntag keine Rede mehr: «Um 8.30 h auf. / Im Park spaziert, Natur bewundert. / Mit einigen Teilnehmern Gespräche geführt. / Gefrühstückt. Zwiespältige, gehemmte Stimmung. Versuche zur Aufheiterung

festzustellen, aber noch gekünstelt. / Vor dem Schloss mit den Leuten vom Kerzenkreis gesprochen, dann mit Golowin und später mit Begert je einzeln. Wir waren uns klar, dass ein einziger Satz von Kilcher vor oder während der Vorlesung von Golowin alles zerstören konnte. Golowin sagte, wir müssen doch nicht wegen eines Einzigen verlieren. Es ist doch verrückt, dass eine geschlossene Gemeinschaft eines einzelnen wegen zittern muss. / Wir beschlossen, wenn irgend möglich hart und entschlossen jede Störung abzuwehren. / Ich hatte beobachtet, dass Kilcher vor allem dann redete, wenn die andern erregt waren, gefühlsbetont sprachen, wenn er etwas zu erwidern fand, eigentlich fast nie aber von sich aus als erster. Ich wollte dies nützen, richtete den Leseraum her und als die ersten ka-

[195]

men, trat ich leise herum, sprach leise, führte sie fast wie geheimnisvoll an ihre Plätze, dämpfte überall und erzeugte eine stille, erwartungsvolle Stimmung. Kilcher kam glücklicherweise fast als letzter, setzte sich, blickte herum und wagte nicht, diese Stille zu durchbrechen. Dann kam Golowin, fing gleich an und nach einigen Minuten hatte er uns in seinem Bann, las ausgezeichnet keltische Naturdichtung vor, ergänzte in vollendeten Abrissen. Dann begann er seinen Aufsatz 'Der Weg der Jugend'» vorzulesen:

«Lärmig soll heute die eigentliche Jugend unter anderm sein, wild, entfesselt, kurz barbarisch, das christliche Abendland gefährdend. (...) Die alten Griechen und die Leute aus dem Mittelalter haben ihre Feste bekanntlich nicht übel gefeiert. Das schlimmste Treiben der heutigen Jugend würde sich daneben wie ein Spaziergang eingeschüchterter Sonntagsschüler ausnehmen. Übrigens – so nach 1914 sind, als Abschluss und Krönung des Zeitalters der Zinsenpicker, in Europa etwas mehr Dinge zerschlagen worden als Bartische und -stühle. Nicht die heutige Jugend, die einen riesigen Scherbenhaufen als Erbe bekommen hat, verhöhnte ewige Gesetze, zersetzte jeden Geist der Gemeinschaft, wertete die Werte um. Es ist von diesen Voraussetzungen beurteilt ein Wunder, dass die gelegentlichen Kraftausbrüche des neuen Geschlechts, mögen ihnen auch sehr minderwertige Züge anhaften, bis jetzt recht harmlos verliefen. (...) Dies und jenes muss man ja sicherlich bekämpfen! Wer schadet da aber mehr als all die berufsmässigen Langweiler, die alles in einen Topf schmeissen, über einen Leisten schlagen, damit dem neuen Werden den richtigen Weg sperren? Ob die Jugend genug innere Kraft, Ursprünglichkeit, Eigenart, Echtheit, Urwuchs besitzt, sich jedem Bann, jeder Bevormundung durch das zurückschauende, rückwärtsgewandte Ewig-Gestrige zu entwinden, das ist die ganze Frage. (...) Der Pfad zum Eigenen muss gefunden werden, sonst gibt es nur das Eintauschen einer Sklaverei gegen eine andere. (...) Und, dies nehme man, wenn man will, als

ein Bekenntnis, wir glauben, dass die Kunde von der Volkskultur noch ihr Wort zu sagen hat. Wohlverstanden nicht eine Wissen-

[196]

schaft von Vergangenem, Absterbendem, also ein 'Mittel zur Gegenwartsflucht in das Märchenland Avalon', sondern die Kunde vom Wesen des Volkes, von dessen Wesenheit, Wesentlichem. Das Wissen von dessen Bestand, Kern, Grundstock, Urtrieb: die Lehre von der Seele der Gesittungskreise. Urwelt und Umwelt, Ursprung prägen die Menschen. Es gibt Überlieferungen, Zusammenhänge, Stetigkeiten, Verbindungen, deren Nichtanerkennung zu keiner Erneuerung, zu keiner Freiheit, sondern nur in das Chaos, die Leere, das Nichts führen kann. Das Befolgen der grossen, gestern wie heute gültigen, bleibenden Gesetze führt nicht in die Vergangenheit zurück, sondern vorwärts, zu der endgültigen Überwindung des Überlebten. Nicht eine Nachahmerei der alten Dinge wird aus solchem Wissen erwachsen – sondern der grosse Wunsch nach dem Neuschöpfen aus dem Geiste, dem Drange, die Grundhaltung aus denen sie wurden. Es scheint uns die gleiche Sonne, der gleiche Mond wie unseren Vorfahren, wir stehen auf der gleichen Erde. Und es sind die gleichen Grundlagen, der gleiche feste Boden, nicht x-welche Ismen, auf denen wir das Gebäude einer neuen Kultur zu errichten haben.»

Golowins Beschwörung der neuen Jugend, zu der er bei ihrer späteren Veröffentlichung anmerkt, er habe sie «1956 unter dem Alpdruck des Ungarnaufstandes» geschrieben, hat Walter Zürcher ergriffen: «Ich weinte oft dazu. / Zwischenhinein und vorher sang Begert ein keltisches Lied. Dann las Golowin keltische Kampf- und Kriegsgedichte vor mit suggestiver Betonung. Begert sang zwei keltische Lieder, wovon das letztere ein Kriegslied war, das stark an das Sigurdslied gemahnte. Die Stimmung steigerte sich. Dann kam das Sigurdslied. Alle sangen kräftig mit. So tönte es noch nie. Begert führte es zugleich pantomimisch vor. Ich konnte kaum singen vor Überwältigung und Weinen. Wir gerieten nahe an eine Extase. Dies war ein echtes Erlebnis. Tief gerührt blieben wir eine Weile still. Dann ging ich Golowin danken, jedoch kaum mit Worten, mehr mit dem Ausdruck, den Gebärden und einem sanften Handdruck.» Baumgartner, konfrontiert mit dieser Darstellung von Be-

[197]

gerts Stimmungskunst, sagt, Zürcher idealisiere die ganze Sache. Die Darstellung der Pädagogen-Tagung auf einer der folgenden «Kerzenkreis»-Einladungen sei deswegen auch kritisiert worden. Dort heisst es: «Es fällt immer schwerer, nur von den letzten Abenden zu berichten, bewirkt doch das wachsende Gemeinschaftsgefühl, dass sich viele

Teilnehmer des Kerzenkreises oft täglich treffen, in kleinen Gruppen spontan 'etwas' unternehmen. Wir beobachten etwas, das man vielleicht 'Kulturweben' nennen könnte und ahnen das Aufkeimen von einem neuen Lebensgefühl. Am pädagogischen Schulungskurs nahmen grösstenteils Freunde vom Kerzenkreis teil. (...) Sergius Golowin las aus keltischen Dichtungen vor und zum ersten Mal hörten wir seinen Aufsatz 'Der Weg der Jugend', der ein ermutigendes Bekenntnis des Dichters zur heutigen Jugend ist. Keltische Lieder steigerten die schon ungewöhnliche Stimmung und als Fritz Jean Begert das Sigurdslied anstimmte, packte die Gewalt des Gesanges uns restlos und einige konnten kaum oder nicht mehr die Tränen halten...»

Nicht alle sind an diesem Sonntagmorgen von Begerts Gesang zu Tränen gerührt. Schlossherr Rudolf Müller sieht sich nach Begerts Auftritt mit seinen Schülerinnen am Vortag bestätigt in seiner Skepsis gegenüber diesem Mann; er soll sogar geschimpft haben, der komme ihm nie mehr ins Haus. Masslos enttäuscht ist auch der Junglehrer Zeno Zürcher. Ihm ist nicht entgangen, dass sich Begert gestern nachmittag ausgerechnet um das Referat «Praktische Ratschläge für den Unterricht in den verschiedenen Fächern» gedrückt und am Abend Kilcher als Vorwand genommen hat, um es überhaupt nicht mehr halten zu müssen. Dabei hätte Begert gerade in diesem Vortrag konkret darlegen müssen, wie er sich nun hier in Vallamand den Schulunterricht vorstelle. Für Zeno Zürcher hat sich damit Begert «als Scharlatan entlarvt». Vermutlich hat Begert – so scheint es heute – nie beabsichtigt, in Vallamand Lehrer zu werden, weil er wusste, dass er hier nicht als Genie hätte auftreten können, sondern sich dem Chef Rudolf Müller hätte unterordnen müssen. Verschiedene Gesprächspartner schliessen im Rückblick aus, dass

[198]

die Zusammenarbeit dieser beiden ausserordentlich autokratischen Männer hätte funktionieren können. Golowin ergänzt: Einerseits hätte Müller Begert nie jenen Lohn bezahlen können, den Begert in Ringoldswil in der staatlichen Schule verdient habe. Andererseits hätten die beiden auch weltanschauliche Differenzen getrennt: Müller habe ein materialistisch grundiertes Menschenbild gehabt; Begert ein durch und durch idealistisches. Müller sei in seiner Ernährungslehre grundsätzlich vom biologisch gesunden, menschlichen Körper ausgegangen, von den Säften und Säuren und Salzen. Er habe versucht, seine Ernährungstheorien zum Beispiel dadurch zu festigen, dass er sich immer wieder mit jenen apokryphen Schriften des Neuen Testaments auseinandersetzte, aus denen sich ableiten lasse, dass Christus weniger eine abstrakte geistige Erneuerung als vielmehr eine Lehre vom gesunden Leben vertreten habe. Müller habe also sozusagen

dem marxistischen Diktum nachzuleben versucht, wonach nicht das Bewusstsein das Sein bestimme, sondern eben das Sein das Bewusstsein. Umgekehrt Begert: Als panidealistischer Pädagoge sei er der Meinung gewesen, dass vor allem andern die Erweckung und Entwicklung des menschlichen Geistes durch Schulung und Bildung zur Veränderung der Welt führen müsse. Im übrigen habe Begert Müllers Ansichten zum Beispiel zum Vegetarismus als übertrieben angesehen und hierzu festgehalten, er auf jeden Fall esse gerne ab und zu eine Wurst.

Enttäuscht muss an diesem Sonntagmorgen aber auch René Neuenschwander gewesen sein. Wieder einmal hat er sich mit der Vorbereitung der Pädagogen-Tagung idealistisch ins Zeug gelegt, um Begert ein Podium und eine Startmöglichkeit für sein Erziehungsinstitut zu geben. Und wieder einmal hat Begert die Chance mutwillig vertan, als wolle er im Ernst eben doch nicht, was er mit glühender Rhetorik seit jeher beschworen hat. Beim Tagungsbericht, den er für die Zeitung schreibt, behilft er sich mit resignierter Ironie, aus der man allerdings unschwer herauslesen kann, dass er in diesen Tagen Begert zum Teufel gewünscht hat: «Jules Kilcher kam in Vallamand angerattert, unversehens; über-

[199]

raschend, mit Sack und Pack und Kind und Kegel, mit einem guten Humor und einer ausgezeichneten Kamera. Er zeigte Alaska-Filme, erzählte von Urwald und Felsenriffen und wollte Fritz Jean Begert gleich mit sich nehmen, um unter Indianern und Eskimos eine neue Erziehungsstätte zu gründen. Fritz Jean Begert hat natürlich zugesagt.»

Das Mittagessen sei dann recht fröhlich gewesen, notiert Walter Zürcher: «Nachher wieder im Park spaziert, und dann hielt Zeno einen Vortrag über das Schloss Vallamand. Dazu ein Abschiedslied gesungen. Begert sprach das Schlusswort. Kilcher hatte seit Mittag seine Stimme merklich gedämpft und wählte feinere Ausdrücke. Er ist ein guter, teilweise aussergewöhnlicher Mensch. In einigen Tagen hätten wir ihn in unsere Gemeinschaft einorganisiert und er hätte nicht nur nicht mehr gestört, sondern viel Wertvolles geleistet. Er sprach von seinem Projekt in Alaska, eine Siedlung zu gründen, und lud uns ein, wenn jemand Interesse daran habe, solle er sich bei ihm melden. / Spaziergang im Park. / Ich sammle das Kursgeld ein. / Die Teilnehmer werden von Müller und Kilcher nach Avenches geführt. Ich fahre mit dem Velo hin, um, wie wir abgemacht hatten, in der 'Krone' Abschied zu nehmen. Als ich hinkam, war niemand dort. Überall gesucht. Nach Vallamand tel. Sie seien sofort auf den Zug gegangen. Zurückgefahren. Schönen Sonnenuntergang beobachtet.» Mit den Leuten des «Kerzenkreises» ist auch Fritz Jean Begert auf dem Weg nach Ringoldswil Richtung Bern zurückgefahren. Im Zug

hat er, erinnert sich Baumgartner, mit der jungen Ninon Müller zu schäkern begonnen. Sie ist Keramikerin und fleissige «Kerzenkreis»-Besucherin. Ab und zu lädt sie «Kerzenkreis»-Leute in die Wohnung der Eltern an der Elisabethenstrasse 28 ein – im Herbst 1957 wird dort als regulärer «Kerzenkreis»-Abend eine Lesung Golowins über den Kunstmaler Karl Stauffer-Bern stattfinden. Ninons Bruder Dimitri hat sich laut Gästebuch nicht für den «Kerzenkreis» interessiert – er plant seine Karriere als Clown und Pantomime.

Im Berner Bahnhof habe man, so Baumgartner, Begert noch bis zum Zug begleitet, der Richtung Thun weiterfuhr. Er habe Ninon

[200]

Müller nun umschlungen und, als der Zug anfuhr, versucht, sie zu küssen. Jetzt habe sich die junge Frau gewehrt und gerufen, er solle sie loslassen. Begert habe zwar gehorcht, aber aus der geöffneten Tür des abfahrenden Zugs zurückgerufen: «Wäge mir isch scho mängi ungere Zug cho!»

16.

Nach der Pädagogen-Tagung scheint die kleine Welt um den «Kerzenkreis» trotz allem wieder in Ordnung zu sein. Auf Schloss Vallamand kehrt der Alltag ein. Walter Zürcher, der als einziger zurückgeblieben ist, hilft Müller bei Reparatur- und Renovationsarbeiten, bevor er am Mittwoch nachmittag von Vallamand nach Gümligen radelt. Oben im «Waldhorst» schaut er die Post durch und fährt dann wieder in die Stadt hinunter, um am Nydeggstalden 34 den 118. Abend des «Kerzenkreises» zu leiten, Stempowskis Einführung in die Kunstsoziologie. Im Publikum sitzen unter anderen von Steiger, Jean-Richard, Neuenschwander und Baumgartner, der im Gästebuch mit seinem Pseudonym und einer aktuellen Anspielung signiert: «Georges Ghaby Hay & his bulldozers». In der folgenden Zeit ist die Fraktion der Jungen im «Kerzenkreis» aktiver denn je: Jean-Richard spricht über «Buchkunst und Humor» (121. Abend); Walter Zürcher hält eine Vorlesung über Astronomie (123. Abend); Baumgartner liest moderne englische Gespenstergeschichten (124. Abend); Golowin stellt weiterhin jeden Monat einmal Märchen vor (119., 122. und 126. Abend).

Zeno Zürcher fährt nach der Pädagogen-Tagung ins Berner Oberland, um an der Primarschule Habkern – in der Gemeinde, in der vor zwölf Jahren Begert seine Lombachschule aufzubauen versucht hat – seine erste Stelle anzutreten. In der Berichterstattung über die Pädagogen-Tagung erhält er von Neuenschwander publizistische

Schützenhilfe: «In dem geistig aufgeschlossenen jungen Erzieher hat die Talgemeinde von Habkern offenbar einen guten

[201]

Griff getan. Verlockenden Angeboten ausweichend, hat Zeno Zürcher es vorgezogen, in jener weltabgeschiedenen Berglandschaft sich anzusiedeln, in der noch ein kernhaftes Älplertum wächst.» Als Neuenschwanders Artikel allerdings mit mehr als zwei Monaten Verspätung im «Oberländischen Volksblatt» am 21. Juni 1957 endlich erscheint, ist in Habkern Zeit für die Sommerferien und Zürcher als Schulmeister bereits abgesägt. Obschon er sich um korrekten und methodisch unauffälligen Unterricht bemüht hat, wird er vom zuständigen Schulinspektor schon bald schikaniert. Bevor ihm die Gemeinde mit Kündigung auch nur droht, findet er noch vor den Sommerferien seine Stelle im Schulblatt erneut ausgeschrieben. Ein unsauberes Vorgehen, aber in einem solchen Dorf recht zu behalten, hätte dem 21jährigen Junglehrer wenig genützt. Zürcher geht, bis heute davon überzeugt, dass gegen ihn nur eines vorgelegen haben kann – er hat sich im Seminar in Wort und Tat als begeisterter «Begertianer» hervorgetan, was in Habkern keine Referenz gewesen sein wird.

Zwar herrscht Lehrermangel im Kanton, trotzdem hat Zürcher Schwierigkeiten, eine neue Stelle zu finden. Schliesslich wird er auf Herbst 1957 provisorisch auf die Gumm ob Oberburg gewählt – protegiert von einem erklärten Gegner des Schulinspektors von Habkern. Erst viel später hat er erfahren, dass seine Kollegin auf der Gumm, Maria Meer, mit der er sich bald angefreundet hat, von der Schulkommission Oberburg den Auftrag erhalten hatte, ihn diskret zu überwachen und Meldung zu erstatten. Ebenfalls auf diesen Zeitpunkt wählt man im benachbarten Burgdorf einen neuen Stadtbibliothekar. Die Wahl fällt auf Sergius Golowin. Kaum trifft Zürcher auf der Gumm ein, überredet ihn Golowin, einen Verlag zu gründen und Golowin'sche Lyrik zu verlegen. Oberlehrer Zürcher gründet ihn in seiner Freizeit, kurbelt die Subskription an, und bringt noch rechtzeitig für das Weihnachtsgeschäft als «Verlag Oberburg Druck» das Gedichtbüchlein «Dem Morgen zu» auf dem Markt – Golowins zweites: Das erste hiess «Aus den Höhen» und erschien im Jahr zuvor in Rudolf Müllers «Verlag Sonnseitig leben, Vallamand».

[202]

Und doch ist seit Mitte April nichts mehr wie vor der Pädagogen-Tagung. Denn es gibt einen, der damit kämpft, dass er von Begert endgültig enttäuscht worden ist: René Neuenschwander. Zwar wehrt er sich noch einige Zeit gegen seine Überzeugung und be-

schwört die Jungen, die über den Auftritt in Vallamand lauthals schimpfen und spotten, über Begert nicht den Stab zu brechen. «Mit wahnsinniger Energie», erinnert sich Zeno Zürcher, habe Neuenschwander einen letzten Versuch unternommen, «die Risse zu kitten». Sogar ein «magisches Treffen» beim Glasbrunnen im Bremgartenwald, so will's eine «Kerzenkreis»-Legende, habe in den letzten Apriltagen zwischen Neuenschwander und Begert stattgefunden. Ob das stimmt, weiss niemand. Aber gut gewählt wäre der Ort zweifellos gewesen: Der Glasbrunnen werde in alten Quellen «als der wichtigste Treffpunkt der alten Berner geschildert»; das Wasser des Brunnens habe «bis in die Gegenwart als heilsam und glücksbringend» gegolten: «Vor allem bei Angelegenheiten der Liebe, Zeugungskraft, Fruchtbarkeit, leichten Geburt», schreibt Golowin als «Volkskultur»-Forscher später. Wenn ein solches Treffen stattgefunden hat, muss die Magie des Glasbrunnens in diesem Fall versagt haben. Ungefähr Anfang Juni entscheidet sich Neuenschwander endgültig, den Kampf mit dem als Scharlatan Durchschauten aufzunehmen. Er entschliesst sich, Begerts Stellung als mächtiger Abwesender im «Kerzenkreis» zu untergraben und beginnt, ihn öffentlich zu denunzieren als Plagiator früherer reformpädagogischer Bestrebungen – zur Plattform wählt er das «Oberländische Volksblatt», von dem er weiss, dass Begert es abonniert hat. Gleichzeitig will Neuenschwander beim Aufbau der Schule in Vallamand als Lehrer nach Kräften mithelfen und so den Beweis erbringen, dass eine nach reformpädagogischen Grundsätzen geführte Privatschule heute betrieben werden könne, ohne auf Fritz Jean Begert Bezug nehmen zu müssen.

Am 5. Juni überschreitet Neuenschwander die Grenze vom beobachtenden Berichterstatter zum aktiven Teilnehmer des «Kerzenkreises». Er ergreift – freilich nicht als Brandredner – zum er-

[203]

sten Mal selber das Wort. Unter dem Titel «Durchgefallenes» kündigt er auf der Einladung unter dem Pseudonym «Till» Texte an, die ihm von den «hochwohllöblichen Redaktionen» zurückgeschickt worden seien. Nur eine Prise Ironie erlaubt er sich im Einladungstext, er attestiert dem «Kerzenkreis», «ein geschätztes und ach so kritisches Publikum» zu sein. Dieses zeigt dann an seiner Lesung nur mässiges Interesse, knapp zwanzig Leute besuchen sie, darunter Ninon Müller, Golowin und Baumgartner. Im Rückblick kommentiert Walter Zürcher: «Der 'bekannte X. Y. Till' mit seinen durchgefallenen Geschichten entpuppte sich als unser mit Geistesblitzen und Witzen übersprudelnder René Neuenschwander, der wohl Erzählungen zustande bringt, die uns aufs höchste amüsierten (...), jedoch für das Schweizervolk – wenigstens nach dem Dafürhalten der Redaktoren – zu wenig eidgenössisch sind.»

Eine Woche später bringt Golowin mit seiner Schilderung von Mittsommernachtsbräuchen die junge Fraktion des «Kerzenkreises» in Fahrt. Nach der Veranstaltung schlendert man durch die milde Nacht die Stadt hinauf. Beim Kornhausbrunnen beginnen Ninon Müller und Tamara Djagilew, sich gegenseitig mit Wasser zu bespritzen: «Schliesslich sind sie samt Kleidern in den Brunnen gesprungen und spritzten wild um sich. Beide waren danach tropfnass», erinnert sich Ueli Baumgartner, und weiter: «Weil Ninon in der Nähe von mir wohnte, sind wir dann zusammen ins Tram gestiegen. Ninon sah aus wie aus der Aare gezogen. Sie tropfte, die Leute starrten, und Ninon schaute unschuldig um sich und lächelte charmant.» Neuenschwander ist dieser kleine Mittsommerspuk eine Zeitungsmeldung wert: «Die Nacht war still, auf einmal ging es los. Irgendeine der Berner Gassenschluchten spie ein oder zwei halbe Dutzend junger Menschen aus, und ehe man sich's versah, war der Kornhausbrunnen erobert und ein wildes Rennen begann: ein-, zwei-, dreimal um den Trog herum, mit katzenartiger Behendigkeit und Blitzesschnelle. Dann eine Wendung: ein paar Arme greifen in den Trog, und schon spritzt's und rauscht's, und einer der unbekannten Gesellen begiesst den anderen. Sekunden noch – die

[204]

Schlacht ist zu Ende, und die Nachtschleicher verschwinden, wie sie gekommen sind, beinahe unheimlich lautlos… Inzwischen hat sich bereits erhebliches Volk versammelt, und eine Kolonne von Autos wartet.» Die Pointe der Meldung liegt freilich darin, dass Neuenschwander darüber nachdenkt, wer denn diese «Gesellen» gewesen sein könnten: «Mit der Zeit konnte man vernehmen, es handle sich um die Anhänger von Fritz Jean Begert, um die Jünger einer volksverbundenen Pädagogik.» Ueli Baumgartner: «Begert und die Panidealisten sind wegen dieses Hinweises wahnsinnig sauer geworden.» Ein erster feiner Giftpfeil Neuenschwanders, der getroffen hat.

En passant wird hier ein kleines Denkmal errichtet für Tamara Djagilew, die am Abend des 12. Juni 1957 zusammen mit Ninon Müller beim Kornhausbrunnen für einen Augenblick den Verkehr in Berns Altstadt zum Erliegen gebracht hat. Sie hiess eigentlich Mathilde Baërt und war mit ihrem Hund Bongo 1957/58 eine häufige Besucherin des «Kerzenkreises» – im Gästebuch hat sie sich gewöhnlich mit «Tamara + Bongo» eingetragen. Baumgartner sagt, sie sei damals gut zwanzigjährig gewesen, habe behauptet, von Zigeunern abzustammen, habe manchmal aus ihrer Zeit als Klosterschülerein erzählt, sei in der Stadt oft barfuss unterwegs gewesen und die Legende sage, sie sei die erste gewesen, die in Bern Haschisch geraucht habe. Weiter habe man erzählt, sie sei von Fritz Jean Begert mit einem durchschnittlich begabten Sonntagsmaler namens Zimmermann

im Holzapfel-Kapellchen getraut worden. Tamara habe dauernd mit der Polizei zu tun gehabt – gewöhnlich wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses –, und man habe sie häufig mit den Halbstarken der Stadt zusammen gesehen. Einmal sei sie in einen Einbruch verwickelt gewesen, der öffentlich grosse Beachtung gefunden und den Schriftsteller Erwin Heimann zu seinem Radio-Hörspiel «Der Prozess» (1959) inspiriert habe. 1958 sei sie ein erstes Mal verreist und ein Jahr später mit einem provenzalischen Schafhirten wieder aufgetaucht, kurz darauf jedoch endgültig verschwunden. (Auf der Durchreise in der Schweiz hat sich Ta-

[205]

mara Djagilew im Frühling 1996 bei Walter Zürcher gemeldet. Er hat sie im Bahnhofbuffet Zürich getroffen: Sie lebt heute in Kalifornien und schreibt Bücher über Psychologie.)

Im Juni 1957 beginnt Neuenschwander, das bisher unbestrittene theoretische Standbein von Begerts Reformpädagogik anzusägen: Das differenzierte Gruppensystem sei, behauptet er nun, im wesentlichen ein Plagiat des Jena-Plans von Peter Petersen (1884-1952). Dieser hat seit 1923 an der Jenaer Universitäts-Übungsschule einen Schulversuch durchgeführt und daraus den Jena-Plan entwickelt, den er in einer kleinen Fassung 1927 und in einer dreiteiligen grossen Fassung 1930-1934 veröffentlicht hat. Petersens «Freie allgemeine Volksschule» sieht nicht Jahresklassen, sondern «Stammgruppen» vor – Knaben und Mädchen aus jeweils drei Jahrgängen. Angestrebt wird eine gewachsene Schulgemeinschaft, bei der der Unterricht in ein intensives Schulleben eingebettet und der sozialerzieherische Gesichtspunkt zentral ist. Im Aufbrechen der Jahrgangsklassenstruktur und in der Betonung des «gesamtheitlichen» Schullebens haben Petersens und Begerts Ansätze Parallelen, und bekannt ist, dass Begert bereits zu Beginn der dreissiger Jahre Petersens Jena-Plan kennengelernt hat. Sicher ist aber auch, dass Petersen weder mit Panidealismus noch mit «Volkskultur» etwas zu tun hatte. Item. In Neuenschwanders Nachlass hat sich eine Notiz vom Juni 1957 gefunden: «Petersen: Seit 14. bezogen / am 29.6. an Georges.» Offensichtlich versucht Neuenschwander, der von seinem Pädagogikstudium her Petersen natürlich gekannt hat, in diesen Wochen, die pädagogisch Interessierten einer sich bildenden Anti-Begert-Fraktion im «Kerzenkreis» zum Petersen-Studium zu animieren und so theoretisch zu rüsten.

Zehn Tage später plaziert Neuenschwander folgende Zeitungsmeldung: «Wir hören, dass der 'Berner Kerzenkreis', an dessen Wiege ja auch Fritz Jean Begert Pate stand, an verschiedenen Orten das Mittsommerfest feiert.» Die Spitze gegen Begert liegt im Wörtchen «auch», jene gegen den «Kerzenkreis» darin, dass es ja eigentlich nur *ein* Mittsommerfest des «Kerzenkreises» gibt, und

[206]

zwar im «Waldhorst» von Walter Zürcher. In seinem Artikel redet Neuenschwander jedoch in der Folge von einem Mittsommerfest im Park der Privatschule von Vallamand, wo nicht nur ein mächtiges Johannisfeuer geflammt habe, sondern «im freien Gespräch mit Pädagogen und Schulfreunden Reformprogramme besprochen» worden seien, aus dem folgende Neuigkeit resultiert: «Die Schule wird sich vorwiegend dem umfassenden Jenaplane anschliessen.»

Am 26. Juni findet an unbekanntem Ort eine Zusammenkunft der sich formierenden Anti-Begert-Fraktion statt. Das Beschlussprotokoll des Treffens sieht die «Veröffentlichung einer kleinen Schrift» vor, die offenbar in der reformpädagogischen Debatte eine von Begert unabhängige Position hätte beziehen sollen. Sie ist nicht zustande gekommen. Aber immerhin gibt das Protokoll einige Stichworte zum Inhalt: «Einleitung: Allgemeine Richtlinien einer neuen Erziehung, N.[euenschwander]; Volkskultur, Go.[lowin]; Heimatverwurzelung, Z.[eno Zürcher]; Bildende Kunst, R.[udolf Müller]; Biologie – Ernährung, R.[udolf Müller]; Technik, Wissenschaft u. Erziehung, J.[ean-Richard].»

Am 3. Juli findet im «Kerzenkreis» eine «Aussprache über die heutige Jugend» statt. Golowin liest seinen bereits an der Pädagogen-Tagung vorgestellten Aufsatz «Der Weg der Jugend», Neuenschwander einen mit dem Titel «Schulreform unerlässlich und dringend!» Darin trägt er folgenden Gedankengang vor: 1. Die Pädagogik der Volksschule habe im letzten Jahrhundert durch die «Hinwendung führender Denker zum tatsächlich Gegebenen, zum Erfahrbaren, innerlich und äusserlich Wahrnehmbaren» einen kräftigen Impuls bekommen – eine Reverenz an den Positivismus. 2. Propagiert wird eine Schule, in der der «Gruppengedanke natürlich wächst» und ein «dem uralten bündischen Gedanken entwachsene[r], mannigfach gestufte[r] Gruppenbetrieb» möglich wird: «Beinahe jeder ist vielleicht einmal Lehrer und Schüler zugleich» – eine deutliche Anspielung auf eine Art differenzierten Gruppensystems. 3. Der Unterricht entwickle sich «draussen in der Natur», bevorzuge «heimelige Wohnstuben und guteingerichtete Werk-

[207]

stätten» – man denkt an «Volkskultur» und an die Lombachschule. 4. Weil «Institute privaten Charakters» der «gesellschaftlichen Vermassung und Ausebnung weniger ausgesetzt» seien als «vom Staate betreute Bildungszentren», würden sie vorangehen müssen – was Begerts Institutsgemeinde nach wie vor will und Müller zur Zeit tut. Der Text

liegt also auf den ersten Blick weitgehend auf der Linie von Begerts Reformpädagogik, und ein wenig befremden mag lediglich, dass dessen Name als Referenz nicht erscheint. Die hämische Pointe zum Referat hat Neuenschwander erst einige Wochen später nachgeliefert. In einer unter dem Pseudonym «Tam.» verfassten kurzen Rezension dieses «Kerzenkreis»-Abends in «Sonnseitig leben» heisst es, der Aufsatz sei von Neuenschwander 1928 verfasst worden, «geprägt von Wandervogel- und Pfadfindergedanken, in jugendlicher Begeisterung». Andersherum: Neuenschwander behauptet, dass er das, was Begert seit Mitte der dreissiger Jahre als Hoffnungsträger des Panidealismus öffentlich vorgetragen hat, bereits Ende der zwanziger Jahre in jugendlichem Übermut aus dem Handgelenk geschüttelt habe. Im gleichen Artikel macht Neuenschwander übrigens Walter Zürcher ein Kompliment: Er leite den Kreis, der aus einem «Flor von Damen, fröhlichen Sturm-und-Drang-Genies, Halbstarken und Hochschulprofessoren» bestehe, «in origineller Weise». Aber deswegen lässt sich der Jünger nicht vom Meister abspalten.

Am 17. Juli erhält Neuenschwander aus dem feindlichen Lager gleich zweimal Post, Zuckerbrot und Peitsche sozusagen. Der neue Kassier der Institutsgemeinde, Walter Dettwiler, fragt ihn an: «Ist es im Falle auch möglich, die geistreich sein wollenden Berichterstattungen von 'ne.' [Neuenschwanders übliches Kürzel in Zeitungsartikeln] abzustellen, da die Institutsgemeinde dadurch bei normalen Leuten noch den letzten Kredit verliert? Originelles Getue ist nämlich ein Zeichen mangelnder geistiger Reife.» Und aus Ringoldswil trifft eine Postkarte ein: «Mein Lieber! Wann sehen wir uns wieder einmal bei einem Glas Wein? Besten Dank für Deine Zeitungsartikel! (Ich habe mich im Laufe der Jahre ge-

[208]

wöhnt, allerlei zu schlucken und zu ertragen). Herzlichst! Dein Fr. J. Begert.» Trotz dieser versöhnlichen Geste eskaliert der Konflikt – ausgerechnet in den Tagen vor Begerts fünfzigstem Geburtstag am 19. August 1957.

Für den 21. August setzt Walter Zürcher zu Begerts Ehren im «Kerzenkreis» eine Feierstunde an. Man habe besonderen Grund, schreibt er auf der Einladung, dieses Geburtstages zu gedenken, «hat doch Fritz Jean Begert den Kerzenkreis begründet, ihm seine Form gegeben. Ohne seine menschheitskünstlerische Gestaltungskraft, seine Erfahrung, wäre der Kerzenkreis nicht. Wir wollen aber auch sein Werk, sein Leben würdigen, das einst eine viel grössere Bedeutung für die Menschheit haben wird, als die meisten ahnen. Wir müssen dankbar sein, einen solchen Menschen unter uns zu wissen, der unentwegt revolutionär wirkt.» Und so weiter. Angekündigt wird, dass Zürcher über Begerts Leben

und Werk reden, Neuenschwander – ausgerechnet er –, «der seit Jahrzehnten mit Begert befreundet» sei, aus seinen Erinnerungen erzählen werde. Aber es kommt anders.

Genau eine Woche vor dieser geplanten Feierstunde, am 14. August, setzt sich René Neuenschwander an die Schreibmaschine und schreibt dem alten, panidealistischen Mitstreiter aus besseren Zeiten, Hans Zbinden, den er als «ersten Präsidenten der Institutsgemeinde» anspricht, einen Brief: «Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen hier eine kurze Orientierung unterbreite. Als Herr Begert vor ungefähr vier Jahren nach Bern kam, habe ich eine Zusammenarbeit gesucht. Ich wollte ihm mit einigen jungen Freunden behilflich sein, damit er wenigstens einen kleinen Teil seines grossen Erziehungszieles verwirklichen könne. (...) Alle Versuche – auch der von Vallamand – Herrn Begert für eine fruchttragende erzieherische Arbeit zu gewinnen, schlugen leider vollständig fehl. Eine ganze Reihe junger Leute, die nicht zuletzt dank des Einflusses von Herrn Golowin und mir erwartungsvoll auf Herrn Begert geblickt haben, sind enttäuscht. Daran ändert auch der hochtönende Aufruf zu Begerts Geburtstagsfeier nichts. (...) Ich werde

[209]

von heute an meine Berichte über Begert und seine Pädagogik einstellen, dies umsomehr, als meine pädagogischen Studien mir zeigten, dass seine Ideen im Schrifttum der deutschen Erziehungsreform der Zwanzigerjahre bereits ihre genauesten Vorbilder haben.» Neuenschwander schliesst, er werde auch jede weitere Zusammenarbeit mit Begert aufgeben und «dies heute abend im Kerzenkreis leider miteilen müssen, da ich ja einfach als 'Festredner' auf das Programm gesetzt worden bin». Zbinden antwortet postwendend, er entnehme Neuenschwanders Schreiben mit Bedauern, «dass Herr Begert anscheinend aus den jahrelangen Erfahrungen nicht die Schlüsse gezogen hat, die ihm die dauernde Sympathie und Unterstützung der Menschen sichern könnten, die sich seinem Wollen und seinen Zielen mit so viel aufrichtiger Hingabe und selbstlosem Streben zugewandt haben. So wiederholt sich leider die Entwicklung, die wir vor vielen Jahren schon, zu unserer Enttäuschung erleben mussten. (...) [Ich habe] nie aufgehört, ihn für einen begabten, vor allem schriftstellerisch befähigten Menschen zu halten, der bei entsprechender Zucht und Selbstkritik ein Volksschriftsteller im guten Sinne sein könnte. Es ist schade, dass diese Fähigkeiten sich in der Atmosphäre des pädagogischen Ideologen und Neuerers und der allzu naiven Beweihräucherung, die er sich hierin gefallen liess, nicht entfalten konnten.» Im «Kerzenkreis» erzählt Golowin an diesem Abend «aus der Kinderstube des Amerikanismus (Unbekanntes aus Mark Twain usw.)». Neuenschwander ergreift in einer Pause das Wort und führt aus, warum er gerade jetzt

einen Strich unter seine lange Zusammenarbeit mit Begert machen wolle. In Walter Zürchers Tagebuchnotiz zu Neuenschwanders Stellungnahme erscheinen jedoch nicht die Argumente, die dieser gleichentags im Brief an Zbinden dargelegt hat: «Zwischenhinein macht Neuenschwander eine überraschende Mitteilung: Er könne nächstes Mal nicht über Begert sprechen, da am letzten Mittwoch in Vallamand mit Begert etwas so Erschütterndes geschehen sei. Er könne nicht mehr zu Begert stehen.» Aber was

[210]

hatte der Ringoldswiler Schulmeister «am letzten Mittwoch» ausgerechnet in Vallamand zu suchen?

Am Mittwoch, den 7. August 1957, sitzt Begert abends im «Wilden Mann» in Bern, zusammen mit einer nicht näher identifizierbaren «Bauerntochter» namens Marlen und mit Hansrudolf Zbinden, einem treuen Mitglied der Institutsgemeinde, der unter dem Titel «Kerzentropfen» eben im Verlag G. Maurer AG in Spiez seine Gedichte hat erscheinen lassen. Ob Begert die junge Frau zufällig getroffen oder eingeladen habe, wisse er nicht, sagt Zbinden. Begert habe getrunken, sei bester Dinge gewesen und habe der Frau vom Schloss Vallamand vorgeschwärmt, wo er jederzeit willkommen sei. Schliesslich habe Begert zuerst die Frau, dann auch ihn, Zbinden, überredet, auf der Stelle nach Vallamand aufzubrechen. Mit dem Zug sei man bis Ins gefahren, wo Begert Müller angerufen und gesagt habe, er möchte ihn sehen, weil er sich mit ihm versöhnen wolle. Müller sei von dieser Geste gerührt gewesen und mit dem Auto nach Ins gefahren, um Begert abzuholen. Dass Begert weitere Gäste mitbrachte, habe Müller nicht gestört. Gestört habe ihn erst, als Begert – in Vallamand eingetroffen – den Wunsch geäussert habe, von einem Versöhnungstrunk vorerst abzusehen und sofort zu Bett zu gehen. Nun habe sich Müller hintergangen gefühlt und sich gewehrt, das Schloss Vallamand sei eine Schule und kein Bordell. Dann habe er seine drei späten Gäste ins Auto gepackt und beim abgelegenen Bahnhof Münchenwiler an der Linie Murten-Fribourg ausgeladen. Weil der letzte Zug schon abgefahren sei, hätten sie sich zu Fuss auf den Weg nach Bern machen müssen. Irgendwann habe sie dann ein Gemüsebauer mit seinem Fuhrwerk mitgenommen, der unterwegs gewesen sei zum Berner Märit. Als sie auf dem Bahnhofplatz vor dem «Schweizerhof» angekommen seien, habe der Morgen gegraut. Soweit die Darstellung Zbindens, ergänzt durch Angaben von Zeno Zürcher, der als späterer Lehrer in Vallamand die Geschichte in Müllers Darstellung kennengelernt haben wird. Die gleiche Darstellung der «erschütternden» Ereignisse jenes Abends wird auch Neuenschwander gekannt haben.

[211]

Für Neuenschwander ist die Vallamand-Fahrt Begerts das Signal für den Frontalangriff. Er verfasst für das «Oberländische Volksblatt» eine Vorschau auf Begerts fünfzigsten Geburtstag: «Bern flaggt, der Kerzenkreis organisiert, und das Gremium der Stadt, die Schulinspektoren mit eingeschlossen, feiert: 'Fünfzig Jahre Begert'. Mit Trinkzwang natürlich.» Danach gibt er eine Übersicht über Begerts «neuste Pläne». Als erstes sei die Welttournee einer «pädagogischen Wanderausstellung» geplant, die Dokumentationen über die «mehr oder weniger von Begert geleiteten oder unter seinem Einfluss stehenden Schulen und Ferienkolonien enthalten» werde. Auch der «Kerzenkreis» werde in dieser Ausstellung gewürdigt, weil Begert ihn «nach wie vor als seine Gründung» ansehe. Ein zweites Projekt: «Eine pädagogische Tagung. Charakter: international. Ort: ein Gasthof in der Umgebung von Bern (...) Thema: Schule und Volkskultur. Referenten: aus allen Ländern, jedoch nur die besten.» Nach dieser Gratwanderung zwischen Ironie und Sarkasmus gibt Neuenschwander nun den grosssprecherischen Projekteschmied Begert vollends der Lächerlichkeit preis: «In zwei Gebäuden des Chrindenhofes eröffnet nun der vielseitige Pädagoge sein von allen Mitkämpfern und ganz besonders von dem Verein der 'Freunde des Werkes von Fritz Jean Begert' lange ersehntes Institut.» Den Hieb versteht allerdings nur, wer weiss, dass der «Chrindenhof» das einzige Restaurant von Ringoldswil und deshalb notgedrungen Begerts Stammbeiz ist. Das ist starker Tabak. «Dieser Artikel bringt mich in Wut», schreibt Zürcher am 19. August in sein Tagebuch, «er ist gemein, takt- und masslos, eine Verwechslung des Biertisches mit der Öffentlichkeit. Sofort den Entschluss gefasst, im Kerzenkreis diese Missgeburt zu brandmarken.»

Am gleichen Abend nimmt Walter Zürcher eine Standortbestimmung vor: «Ich weiss, dass nun eine Säuberung notwendig ist und im schlimmsten Falle eine Spaltung möglich ist», schreibt er. «Golowin könnte beleidigt sein! Begert hat mir für diesen Fall zugesichert, dass er selbst einige Abende durchführen würde.» Ein

[212]

Problem Zürchers ist offensichtlich, dass er nicht weiss, auf welcher Seite der Front, die nun aufgerissen worden ist, Golowin, der Leader der jungen Fraktion, steht. Darum versucht Zürcher tags darauf, Golowin dazu zu bringen, Farbe zu bekennen: «Auseinandersetzung mit Golowin. Ich mache ihn auf seinen Spott aufmerksam, der oft schädigend wirkt. Er will darüber nachdenken. (...) Auch Golowin ist für eine saubere Geisteshaltung und befürwortet eine Säuberung.» Golowin laviert, so gut es geht: Vermutlich teilt er weitgehend Neuenschwanders Kritik an Begert, will aber das Podium nicht verlieren, auf dem er jederzeit seine neusten Erkenntnisse im Bereich der «Volkskultur» unter die Leute bringen kann. Gleichentags trifft Zürcher in der Stadt auch auf Neuenschwander:

«Ihm mitgeteilt, ich sei entrüstet über seinen Artikel und werde ihn im Kerzenkreis brandmarken. Er findet, der Artikel sei humorvoll.»

Am 21. August wird im «Kerzenkreis» Begerts fünfzigster Geburtstag gefeiert. Von der Fraktion der Jungen, die an der Pädagogen-Tagung mit Begert auf der Treppe des Schlosses Vallamand posiert und ihn dort als «rex paedagogicus» gefeiert hat, sind an diesem Abend gerade noch zwei anwesend, Ueli Baumgartner und Herta Wittenwiler. Ein Affront. Walter Zürcher hält einleitend eine Ansprache: «Ein Ungeist oder wenn Sie wollen ein Dämon versuchte sich einzunisten. Schon längere Zeit beobachtete ich seine Äusserungen. Die Diagnose war schwierig zu stellen und Massnahmen zu ergreifen zu früh, hoffte ich doch, der Herd werde nicht weiter um sich greifen und vom gesunden Körper selbst eingedämmt. (...) Spott und Hohn, Lächerlichmachen, Aufbauschen, Verdrehen, Witzeln und Blödeln, in den Schmutz ziehen, unwürdige Haltung, manchmal Gespräche auf allzutiefem Niveau, zerstörende, auflösende Handlungen, mangelndes Verständnis und Rücksichtnahme für die Eigenart und oft das Beste der Mitmenschen sind einige Symptome. Sie gefährden, greifen sie weiter um sich, unsere Atmosphäre und unsere Arbeit. (...) Am letzten Mittwoch hielt, für die meisten völlig unerwartet, René Neuenschwander eine kurze Rede. Da ich den Sachverhalt nicht kannte, behielt

[213]

ich mir die Stellungnahme vor.» Nach Neuenschwanders Zeitungsartikel über Begert, den er nun verliest, erachtet es Walter Zürcher als überflüssig, zu Begerts Vallamand-Fahrt überhaupt noch Stellung zu nehmen. Dafür kritisiert er Neuenschwander: «Aus diesem Artikel spricht nicht sein eigentliches Wesen. Neuenschwander ist stark von andern beeinflusst und auch wir sind mehr oder minder mitverantwortlich. Nicht verdammen wollen wir, sondern helfen und aufbauen.» Nach dieser panidealistisch subtilen «Vernichtung» Neuenschwanders würdigt Zürcher Begerts Leben und Werk. Und dann gerät der Abend, wie Zürcher im Rückblick berichten kann, doch noch unverhofft zu einem veritablen Stimmungskunstwerk, «als unerwartet der Jubilar selbst eintrat und das Kapitel 'Stanislav' (Erziehung eines Staatsmannes) aus einer unveröffentlichten Dichtung vorlas!»

17.

Zwei Tage nach dieser Feierstunde im «Kerzenkreis», am 23. August 1957, schreibt Fritz Jean Begert an Walter Zürcher einen Brief zur Auseinandersetzung mit Neuenschwander, in dem er noch einmal auf den Streit anspielt, den sie beide vor anderhalb Jahren mit ihm als Vizepräsidenten ad interim der Institutsgemeinde ausge-

fochten haben: «René Neuenschwander ist nun schon zum zweitenmal zum Verräter an unserem Werk geworden. Nach dem ersten Verrat war er in unserem Kreis nur noch geduldet. Ich schliesse ihn nun endgültig aus allen meinen Kreisen aus, da ich nicht alle zwei Jahre einen neuen Verrat riskieren will. (...) N. scheint innerlich immer haltloser zu werden. Man müsste Golowin und andern Leuten klar machen, dass jeder, der diesen armen Teufel zu neuen Schandtaten ermutigt, eine Schuld auf sich lädt.» Unabhängig von diesem Brief schreibt Neuenschwander tags darauf seinerseits an Begert: «Lieber Fritz, ich bin bereit, mit Dir zusammenzutreffen, um Dir in einem Gespräch unter vier Augen die Gründe mitzutei-

[214]

len, die es mir moralisch unmöglich machen, unter den gegenwärtigen Umständen mit Dir zusammen zu arbeiten. Wenn Dir an einer solchen Aussprache etwas gelegen ist, so bitte ich Dich, mir (...) Bericht zu machen.» Bevor Begert darauf reagiert, vernimmt er von neuen Aktionen des «armen Teufels». Die Wochenendausgabe des «Oberländischen Volksblatts» vom 30./31. August 1957 bringt einen grossen, sachlichen Aufsatz Neuenschwanders über Peter Petersen, dessen einzige Spitze im Schlussatz steckt: «Vieles von dem, was heute neu verkündet und erstrebt wird, ist im Jena-Plan längst verwirklicht.» In Neuenschwanders Nachlass liegt das Typoskript dieses Aufsatzes. Dieses trägt neben dem identischen Titel «Dreissig Jahre Jena-Plan» den Untertitel: «Fritz Jean Begert zum 50. Geburtstag». Diesmal ist's Redaktor Rudolf Wyss in Interlaken allerdings zuviel geworden: Er hat den Untertitel gestrichen. In der folgenden Woche finden ausnahmsweise zwei «Kerzenkreis»-Abende statt. Laut Gästebuch nimmt Neuenschwander an beiden teil: Begerts Bannspruch gegen ihn erweist sich als wirkungslos.

Am 3. September trifft bei Walter Zürcher eine die Institutsgemeinde betreffende Austrittserklärung ein. Absenderin ist Trudi Könitzer, die damalige Freundin Neuenschwanders. Sie schreibt: «Die pädagogische Tagung in Vallamand im letzten Frühling, der jüngste Vorfall in Vallamand, von dem ich erst vor einigen Tagen Kunde erhielt, sowie die seltsame Art, wie Herr Begert seinen Geburtstag begehen liess, haben mich zu diesem Schritte veranlasst.» Könitzers Brief trägt einen handschriftlichen Zusatz von Begert: «Dieser Brief wird, wenigstens zum Teil, das Werk von R. N. sein. Die Wendung 'die seltsame Art, wie Herr Begert seinen Geburtstag begehen liess' ist eine der Verdrehungen und Fälschungen, mit denen er mir in gemeiner Art zu schaden sucht.» Unterdessen ist in «Sonnseitig leben» Neuenschwanders Rezension zum 130. «Kerzenkreis»-Abend, der «Aussprache über die heutige Jugend» von Anfang Juli unter dem

Pseudonym «Tam.» erschienen. Am 7. September reagiert Begert mit einem Brief an Redaktor Müller auf die einleitenden Formulierung jenes Texts: «In einem von jungen

[215]

Schriftstellern gegründeten Kreise…» Begert schreibt: «Ich bin erstaunt, dass Du Deine Zeitung für eine derart gemeine Fälschung hergibst. 'Tam.' ist wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, dass es sich bei seinen Aussagen über die Gründung des Kerzenkreises um Fälschungen handelt. Natürlich betrachte ich die Gründung des Kerzenkreises nicht als eine besondere Tat. Ich möchte ihn auch nicht überschätzen, wie es zeitweise geschieht. Wir hatten in Thun mehrere Gruppen von ähnlichem Charakter. Es geht aber um die Frage, ob es in der Welt noch etwas wie Wahrheit und Gerechtigkeit gibt.» Redaktor Müller antwortet postwendend: «[Neuenschwanders] Artikel wurde aufgenommen, weil er zeigt, dass mit der heutigen Schule nicht alles in Ordnung ist. Wer den Kerzenkreis gegründet hat, weiss ich nicht, da ich nicht dabei war, und es scheint mir eigentlich auch belanglos. Wichtig ist, dass er da ist und von allen Seiten selbstlos unterstützt wird. Für euren persönlichen Streit habe ich mein Blatt nie hergegeben, sachlichen Auseinandersetzungen werde ich es jedoch offenhalten.» Dass Müller nicht mehr wissen will, wer den «Kerzenkreis» gegründet hat, ist erstaunlich: Immerhin hat er sich am ersten «Kerzenkreis»-Abend im Gästebuch verewigt und wird damals eine Meinung darüber gehabt haben, wer ihn massgeblich organisiert hat.

Am 4. September bestreitet Müller selber einen «Kerzenkreis»-Abend über sein pädagogisches Idol Tolstoi. Neuenschwander verfasst eine Besprechung für das «Oberländische Volksblatt», in der er seine Strategie, Walter Zürcher von Begert abzuspalten, weiterführt: «…Umso erfreulicher ist es, dass dieser originelle Kreis junger Dichter, Schriftsteller und Erzieher nach tastenden und ungeschickten Anfängen unter seinem gegenwärtigen Leiter, dem überaus regsamen Journalisten und Kulturkämpfer Walter Zürcher, eine Gestalt angenommen hat, die ihm im geistigen Leben Berns einen bedeutsamen Platz sichert.» Begert reagiert wiederum tief verletzt: «Es ist für mich schmerzlich, dass ein Mensch, der so ausgesprochen gemein an mir handelt, in einem von mir gegründeten Kreis geduldet wird, den er zweifellos immer wieder dazu

[216]

benützen wird, mir in perfider Weise zu schaden.» Als Müller Neuenschwanders Besprechung des Tolstoi-Abends in «Sonnseitig leben» nachdruckt – merkwürdigerweise erst in der Nummer von Februar/März 1958 –, erhält er erneut Post aus Ringoldswil: «Es ist Dir vielleicht entgangen, dass Deine Zeitung wieder eine Lüge von Herrn R.

Neuenschwander enthält. Er spricht von den ungeschickten Anfängen des Kerzenkreises (Ungeschickt waren höchstens die schulbubenhaften Taktlosigkeiten, mit denen Herr Neuenschwander wiederholt unsere Sitzungen störte!).» Müller hat noch einmal geantwortet: «Der Artikel Neuenschwanders erscheint mir durchaus sachlich und anständig, und es fällt mir schwer zu verstehen, dass ein gebildeter Mensch wie Du von Lügen, Gemeinheiten und dgl. tobt, weil R. N. von 'ungeschickten Anfängen' des Kerzenkreises spricht! Was ist denn da dabei? Jedermanns Anfänge sind ungeschickt. Seien wir doch zufrieden, dass er existiert, wer wollte ihn denn für sich beanspruchen? Lebt er doch vor allem – soviel ich weiss – von der Opferfreudigkeit und Selbstlosigkeit der Referenten, die weder Honorar noch Reisegeld verlangen.»

Im Herbst 1957 beruhigt sich dann vorderhand die Lage. Mit unbeirrter und eiserner Konsequenz organisiert Walter Zürcher Woche für Woche eine Veranstaltung und hält so die «Kerzenkreis»-Normalität aufrecht, obschon er von zwei Seiten unter Druck gesetzt wird: Begert verlangt, dass er Neuenschwander und alle, die sich nicht von ihm distanzieren, aus dem «Kerzenkreis» ausschliesst; Neuenschwander arbeitet darauf hin, dass er Begert fallen lässt. Es ist eine Pattsituation entstanden. Die Anti-Begert-Fraktion – Neuenschwander, Golowin und die übrigen Jungen – verfolgen eine Doppelstrategie: Halb versuchen sie, das Podium zu usurpieren, halb, sich abzuspalten und ein anderes zu schaffen. Weiterhin engagieren sie sich fleissig mit Vorträgen: Golowin spricht über Herbstbräuche, die Sage von Avalon, über Winterbräuche (148., 151. und 157. Abend); Baumgartner liest zum 10. Todestag Texte von Wolfgang Borchert (149. Abend); Neuenschwander spricht zum 100. Todestag von Joseph Eichendorff

[217]

(152. Abend). Bei übermütigen Beizendiskussionen um die Gründung eines neuen Kreises ist ihnen daneben keine Idee zu geschmacklos, dem Scharlatan von Ringoldswil das Leben schwer zu machen. Mit Vorliebe schickt man Postkarten ins Berner Oberland, die dank Begerts akribischer Sammlerwut in einem Mäppchen mit der Aufschrift «Briefe an Lumpenhunde» erhalten geblieben sind. Eine zeigt zum Beispiel eine verschneite Berglandschaft und trägt den Aufdruck: «Herzliche Neujahrswünsche». Unter dem Titel «Fritz als Luftbild» ist auf die Rückseite ein baumelnder Gehängter gezeichnet, daneben eine Frau, die einen Baum umschlingt und dem Gehängten mit der freien Hand, in der sie eine Socke hält, zuwinkt und sagt: «Ja nun, so hängt er halt!» Darüber schwebt ein Engel mit dem Namen der von Begert verehrten «Josepha Kraigher-Porges». Weiter zu sehen ist eine halbleere Flasche mit der Aufschrift «Fritz», darüber in Golowins Schrift «Fritz, ein Witz?» Mit vollem Namen unterschrieben hat nur Ninon Müller, die Grund

hätte, sich wegen Begerts Anzüglichkeiten an der Pädagogen-Tagung zu rächen. Die Karte ist an «Mademoiselle Frédéric Jeanne Begert, institutrice» gerichtet und ist laut Poststempel am 21. Januar 1958 in Genf, wo Niklaus von Steiger zur Zeit in der Ausbildung zum Bankbeamten steckt, aufgegeben worden. Tags darauf schreibt Begert an Walter Zürcher: «Golowin und seine Leute haben mich wieder in höchst gemeiner Weise belästigt. Sie scheuten sich nicht, mich in einer Zeichnung auf offener Karte als Gehängten darzustellen. Es ist nun wirklich genug Heu herunter. Ich kann es unter keinen Umständen dulden, dass ein von mir gegründeter Kreis und die Vervielfältigungsmaschine meiner Freunde weiterhin dazu dienen, Leute von derart tiefem Niveau zu fördern.»

Zürcher bleibt Begert treu, die Usurpierung des «Kerzenkreises» misslingt. «Um Mittwinter 1957» wird «in der Gaststätte zum Bubenberg» der Gegenzirkel gegründet und «Tägel-Leist» getauft. Trotzdem engagieren sich dessen Gründungsmitglieder Neuenschwander und Golowin weiterhin auch im «Kerzenkreis»: Neuen-

[218]

schwander liest Anfang Januar 1958 unter dem Pseudonym Till wieder eigene Texte (160. Abend), und Golowin erzählt «Von den alten Schweizern und ihren Sagen» (161. Abend). Auf die Einladung zum Neuenschwander-Abend tippt Zürcher gutmütig auch die Einladung zum ersten Abend des «Tägel-Leists» am 26. Januar: «Der Tägel-Leist (...) erstrebt die Vertiefung in die Philosophie. Thema der ersten drei Abende: Novalis. Es laden ein: S. Golowin, G. Jean-Richard, R. Neuenschwander.» Auch für den zweiten und dritten «Tägel-Leist»-Abend lädt der «Kerzenkreis» ein. Bei der dritten Einladung Mitte März ändert Zürchers Ton jedoch deutlich: «Es hat sich eine neue Untergruppe von 'Selbstsuchern' geformt, gestaltet, die hoffen, denken, im magischen Tägellicht ihr 'Selbst' zu finden, zu fassen (...). Diese kühnen Seelentaucher, Tiefseeforscher werden den Teilnehmern des Kerzenkreises gerne von ihren Funden, Schätzen sagen. Wer an diesen abenteuerlichen Fahrten mitmachen möchte, ist herzlich eingeladen. Nähere Auskunft bei der Direktion der Selbstsucher G.m.b.H.» Mit den merkwürdigen Wiederholungen parodiert Zürcher einen stilistischen Manierismus, den Golowin zu jener Zeit in seinen literarischen Texten penetrant pflegt, und mit dem Begriff «Untergruppe» – gemeint ist selbstverständlich «Kerzenkreis-Untergruppe» – usurpiert er nun seinerseits den «Tägel-Leist»: Erstmals markiert er so gegen aussen eine deutliche Distanzierung von der Fraktion der Jungen. Was ist geschehen?

Am 5. März 1958 liest Golowin, der im Laufe des Winters immer mehr aus dem Schatten Neuenschwanders herausgewachsen und zum Erzfeind Begerts avanciert ist, im «Kerzenkreis» über «Frühlingsbräuche bei den europäischen Völkern» (168. Abend). Im

Publikum sitzen laut Gästebuch Jean-Richard, Baumgartner und Neuenschwander. Letzterer plaziert darüber wieder eine lakonische Notiz in der Zeitung: «Der Kerzenkreis nimmt die Formen des Tägel-Leists an: er diskutiert. Er diskutiert sehr intensiv – nicht gerade immer über den behandelten Gegenstand, den vorausgegangenen Vortrag. Man muss dem zugute halten, dass der Stil der freien Aussprache

[219]

sich nicht von heute auf morgen entwickelt.» Zürchers Rückblick auf diesen Abend ist knapp: «Sergius Golowin versuchte uns die Welt der Frühlingsbräuche nahezubringen. Wir erfuhren vom Kampf zwischen den finsteren und lichten Mächten (Winter und Frühling).» Was an diesem Abend auch noch geschah, wird aus einem Brief Fritz Jean Begerts an Rudolf Wyss, den Redaktor des «Oberländischen Volksblatts» in Interlaken, deutlich. Darin bittet Begert Wyss, «Zeitungsaufsätze von Herrn Neuenschwander über den Kerzenkreis (...) mit besonderer Vorsicht» in die Zeitung aufzunehmen, weil Neuenschwander wie auch Golowin «seit langem gegen mich arbeiten»: «Sie tun dies mit anonymen Zuschriften und anderen Mitteln, die ich verabscheue.» Zu den Ereignissen vom 5. März schreibt er: «Ich reiste nach Bern und forderte Herrn Walter Zürcher auf, die beiden Widersacher für immer aus dem Kerzenkreis auszuschliessen. Herr Zürcher und ich übten immer und immer wieder Nachsicht, und ich bin erst nach wiederholten eindringlichen Ermahnungen und Warnungen scharf eingeschritten. Es ist schmerzlich, dass Menschen, die doch eine gewisse schriftstellerische Begabung besitzen, sich so unedel und unwürdig verhalten.» Wyss antwortet: «Es ist mir seit einigen Monaten zum Bewusstsein gekommen, dass sich unsere Mitarbeiter René Neuenschwander und Sergius Golowin immer mehr von Ihnen lösen und dass in den Kerzenkreis ein Zwiespalt hineingetragen wurde. Ich kenne die Umstände nicht, ich weiss auch nicht, auf welche Ursachen die Trennung zurückzuführen ist. Mir tut es immer leid, wenn ich in meinem Freundeskreise um einen Streit weiss. Trennungen, Loslösungen sind indessen nie ein Unglück gewesen, sie sind Begleiterscheinungen des Lebens, eines Lebens voller Widerwärtigkeiten, in das wir hineingestellt sind.» Sicher ist: Begerts Intervention im «Kerzenkreis» muss ein förmlicher und nachdrücklicher Rauswurf des «Tägel-Leists» gewesen sein. Seit dem 5. März 1958 haben Golowin, Jean-Richard, von Steiger und Neuenschwander laut Gästebuch den «Kerzenkreis» nie mehr besucht; Ueli Baumgartner spricht zwei Wochen später noch über den französischen

[220]

Kunstmaler Pierre Bonnard (170. Abend), danach findet sich auch sein Name nicht mehr in den Gästebüchern.

Weitere Klarheit über diese letzten Gefechte schaffen zwei Briefe an Stanislaw Vincenz, der bei seinen Besuchen in Bern jeweils im «Kerzenkreis» hereinschaut und sich nun über die von Grenoble her gesehen wohl eher skurrilen Grabenkämpfe in Bern auf dem Laufenden zu halten versucht. Zwei Tage nach dem Rauswurf, am 7. März, schreibt Neuenschwander an Vincenz: «Es ist uns allen ein grosser Trost, Sie um unseren Versuch besorgt zu wissen. Es ist uns ein Trost zu wissen: Hier zählt nur der Mensch, nicht der Sektenbruder (entschuldigen Sie bitte diesen harten Ausdruck, aber ich habe eben etwas sehr Trauriges auf diesem Gebiete erleben müssen). Es gibt eine Moral, den andern Menschen leben zu lassen, und es gibt auch eine 'Moral', den andern möglichst totzuschlagen. Bien! Man gewöhnt sich an alles, nur: die Angewöhnung ist schmerzlich. Ich denke übrigens diesmal gar nicht ausschliesslich an Fritz Jean Begert, der offenbar total den Kopf verloren hat, wenigstens so scheint es uns, auch nicht an Zürcher, sondern an die 'grossen Edlen', die dahinter stehen.» Ein Hinweis darauf, dass auch der panidealistische Kreis im Hintergrund auf einen Ausschluss der Aufmüpfigen und Spötter gedrängt haben muss. Einen Monat später hat Walter Zürcher Vincenz aus seiner Sicht über die Ereignisse informiert: «Seit sechs Wochen haben wir wieder eine wirklich angenehme und geistige Atmosphäre im Kerzenkreis und können wieder singen! Vorher war dies nicht mehr möglich. Es gibt so viele wirklich charaktervolle und anständige Menschen, dass ich nicht einsehe, warum man noch zuviel sich um Intriganten kümmern soll. Sogar Dr. Hans Rhyn hat mündlich den Golowin, den Neuenschwander und den Jean-Richard angegriffen und bedauert, dass Menschen mit wirklicher geistiger Begabung ihre Kräfte auf eine solche Art verwenden! (...) Was Golowin sich in letzter Zeit leistete, war ein Missbrauch der gewährten Freiheit, der Missbrauch der Beziehungen, die wir ihm geschaffen, war ein fast ständiges Intrigieren. (...) Unsere Nachsicht wurde als Schwäche und

[221]

Dummheit gedeutet. Dass ich nun meine Warnungen auch in die Tat umsetzte, war für die Betreffenden offensichtlich ganz unerwartet und verblüffend. Fast wie Hunde versuchten sie teilweise wieder zurückzukriechen.» Nun wird es für Zürcher auch Zeit, das «Kerzenkreis»-Publikum über die vollzogene Spaltung offiziell zu informieren. Auf der Einladung zum 176. Abend am 30. April 1958 schreibt er: «Der Kerzenkreis hat von Beginn an eine freiheitliche und undogmatische Haltung eingenommen. Er ist politisch und weltanschaulich neutral (als Organisation natürlich, nicht seine Teilnehmer, das wäre allzu langweilig). (...) Nun hat aber wie jedes Ding auch diese freiheitliche Gesinnung eine Gefahr in sich: Sie ist auf innere Disziplin, Anständigkeit, faire Kampfweise angewiesen, um bestehen zu können, da wir keine 'Polizei' oder sonst 'Zwangseinrich-

tungen' haben, nicht einmal Statuten, keinen Vorstand, keine Mitgliederbeiträge und keine Wahlen! Es ist ersichtlich, dass eine solche Gesellschaft, die auf Freiheitlichkeit und Wohlwollen aufbaut, viel empfindlicher, störungsanfälliger, dem Missbrauch stärker ausgesetzt ist. Der 'Wille', die 'Absicht', eine solche Gesellschaft zu erhalten und zu fördern, schliesst unvermeidlicherweise auch den 'Willen', die 'Pflicht' ein, sie zu schützen, zu verteidigen, wo ihr Schädigungen, Auflösung, Missbrauch droht. Wenn wir hier darüber schreiben, so deshalb, weil oft 'Toleranz' mit 'Schwäche', 'Indifferentismus' verwechselt wird. Wer sich eingehender mit dieser entscheidenden Frage jeder liberalen Gesellschaft beschäftigen möchte, sei auf die ausgezeichnete Studie von Wladimir Astrow, 'Grenzen der Freiheit in der Demokratie' (...) verwiesen.» Deutlicher ist Zürcher offiziell nie geworden.

Als sich im April 1958 der Pulverdampf allmählich verzieht, wird der neue Frontverlauf klar: Begerts Adjutant Walter Zürcher hat den «Kerzenkreis» erfolgreich verteidigt und die gewünschte ideologische Säuberung durchgeführt. Auf der andern Seite steht Neuenschwander mit seinem Monat für Monat einflussreicher werdenden Adjutanten Golowin. Die Fraktion der Jungen ist nahezu vollständig zum Gegenzirkel übergelaufen: Der «Tägel-Leist»

[222]

entwickelt sich neben dem «Kerzenkreis» innert kurzer Zeit zu einer weiteren kulturpolitisch virulenten Szene der Berner «Subkultur».

Die Spaltung des «Kerzenkreises» ist zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich kommentiert worden: Der damalige Präsident des Berner Schriftsteller-Vereins, Paul Eggenberg, der mit Begert gut bekannt war und die literarisch neugierigen Jugendlichen um den «Kerzenkreis» seit längerem im Auge hatte, hat sie so erlebt: «Man muss sehen, welche Anziehungskraft Begert auf die Frauen gehabt hat. Wenn er im Kerzenkreis oder irgendwo sonst geredet hat, dann sind die Frauen verzückt vor ihm gesessen. Sie haben für ihn alles geopfert. Begert konnte verfügen, er hat sich von Frauen verwöhnen und fast gar aushalten lassen. Er musste nie buhlen um die Gunst – sie ist ihm zugefallen. Das haben nicht alle vertragen, das hat Neid geweckt, das hat zu eitern begonnen bei gewissen anderen, die gesagt haben, sie möchten auch etwas davon haben, es gebe nicht nur den Begert. Deshalb ist ein Wettkampf von Hähnen losgegangen. Den Neid hat man natürlich cachiert. Man wollte nicht zeigen, dass man als Güggel beleidigt ist.» Begert seinerseits hat in einem Brief an Müller die Notwendigkeit der Spaltung so begründet: «Lange habe ich geschwiegen und geduldet, allzulange habe ich die Verleumdungen und Hetzereien von Schwachköpfen, die nicht zwischen den Methoden von Petersen und der

differenzierten, panidealistischen Pädagogik zu unterscheiden vermögen, getragen. Man leistet indessen den Menschen durch allzugrosse Toleranz gegenüber Gemeinheiten einen schlechten Dienst; sie werden dabei immer frecher und unverschämter.» Ueli Baumgartner schliesslich, der junge Kunstmaler und Grafiker, der vielleicht Unabhängigste und Eigenwilligste in der Fraktion der Jungen, der in den «Kerzenkreis» Wolfgang Borchert, den Dadaismus und avantgardistisches Schattenspiel eingebracht hat, veröffentlichte im «Oberländischen Volksblatt» unter dem Titel «Abschied vom Kerzenkreis. Eine merkwürdige Begebenheit aus dem Lager mittlerer Intelligenz» einen Text, in dem er die Spaltung auf eine im Hinter-

[223]

grund wirkende «Weltanschauung» zurückführte, «die nicht ganz von allen geteilt oder doch nicht so ausschliesslich geteilt» worden sei: «Die Zuhörer, unter ihnen vor allem die Jüngeren, hörten sich die Vorträge an, debattierten und diskutierten und beanspruchten die Freiheit des Urteils. Für sie war der Kerzenkreis ein Jungbrunnen des Gedankens, ein frohgeselliger, belehrender, hegender Kreis von Gleichstrebenden, unter denen jeder die Überzeugung des andern achtete und hochhielt. Unter ein gemeinsames Joch sich beugen (...), das wollten sie nicht.» Hinter dem narzisstischen Hahnenkampf wenig konfliktfähiger Männer sieht Baumgartner den Abgrund, der sich zwischen den nach gelebter, selbstbestimmter «Volkskultur» suchenden Jungen und dem immer mehr in weltfremder Dogmatik verknöchernden Panidealismus aufgetan hat. Damit hat Baumgartner auch das Urteil über den panidealistischen Kreis Berns gesprochen: Dieser hat im «Kerzenkreis» in der Auseinandersetzung mit den Jungen seine letzte Chance verspielt, das Interesse an Holzapfels Ideen einer neuen Generation weiterzureichen. Baumgartner schliesst: «Und damit: Leb wohl Kerzenkreis. Ich habe dich lieb und du hast mich lieb und dennoch mussten wir scheiden!»

Hüben und drüben wendet man sich im Frühling 1958 wieder Neuem und Anderem zu. In der selbstgewählten Arena zurück bleiben in unversöhnlichem Hass einzig Neuenschwander und Begert, der eine als giftiger Zyniker, der andere als alttestamentarischer Polterer. In Neuenschwanders Nachlass findet sich unter dem Titel «Holzapfel redivivus» eine Würdigung des «Kerzenkreises» aus Anlass des 200. Abends am 8. Oktober 1958: «Der Kreis sollte der freien Aussprache dienen. (...) Dem blieb nicht so. Im Kerzenkreis trafen sich nämlich auch ein paar Herren, die sich berufen fühlten, das freie Forum allmählich in eine Plattform für Holzapfels Ideen zu verwandeln. Es gab unsanfte Zusammenstösse – schliesslich eine 'Säuberungsaktion'.» Die Manuskriptfassung trägt eine Notiz Neuenschwanders, sie sei vom «Berner Tagblatt» retourniert worden mit dem

Vermerk eines Redaktors: «Wir ziehen

[224]

es vor, den Stich in ein solches Wespennest zu unterlassen.» Trotzdem fühlt sich Begert in diesen Tagen von Neuenschwander erneut provoziert. Am 2. Dezember 1958 schreibt er an ihn: «Geringgeschätzter! (...) Ihre Gemeinheiten gehen auf keine Kuhhaut. Ich habe dem frevlen Spiel lange genug geduldig zugeschaut und werde nun zur Abwehr übergehen, zu einer unerbittlichen Abwehr. Offenbar werde ich Ihnen gegenüber den gleichen Ton anschlagen müssen wie bei jenem üblen Schulvorsteher, den ich mit zwei scharfen Reden zur Demission zwang. (...) In den 51 Jahren meines Lebens hat mich kein anderer Mensch so niederträchtig behandelt.»

18.

Es gibt viele Gründe, neue Podien für kulturelle Manifestationen aufzubauen: Mitteilungs- und Darstellungsbedürfnis spielen eine Rolle, Engagement, Sendungsbewusstsein, Kritik am Bestehenden, Interesse für Neues. Gründe können Abgrenzungsbedürfnisse vom Alten und persönliche Unverträglichkeiten sein, wie sie bei der Abspaltung des «Tägel-Leists» vom «Kerzenkreis» eine Rolle gespielt haben. Ein möglicher Grund ist aber auch die purluttere Liebe. Nichts anderes hat zum Beispiel zur Gründung des «Atelier-Theaters» geführt: Als 1951 dem jungen Bücherantiquar René Simmen – der, wie berichtet, seit einiger Zeit in seinem Kunstkabinett an der Schwarztorstrasse von der Kunsthalle vernachlässigte Tendenzen der modernen Kunst ausstellte – in einem neuen Bürohaus an der Effingerstrasse 14 Kulturräumlichkeiten angeboten wurden, hatte er eine Idee: Er wollte aus Liebe und Verehrung für seine damalige Freundin, die Schauspielerin Esther Wirz, ein Theater gründen, wobei ihm natürlich etwas total Neues vorgeschwebt habe, wie er erzählt: «Man hat mir dann von einem dicklichen Typen erzählt, der immer Milch trinke, Kriminalromane schreibe und sich für Theater interessiere. Das war ein Herr Dürrenmatt. Den habe ich besucht, um ihn als Dramaturgen zu gewinnen. Er hat gesagt, er sei

[225]

zwar Schriftsteller, aber er werde mir natürlich helfen. Sein Plan war ein Theater, das mit anderen Theatern verbunden sein sollte, eine Art Städtebundkonzept, mit normierten Bühnen und je eigenen Ensembles, die dann auch auf den anderen Bühnen auftreten würden.» Ein unveröffentliches Manuskript im Dürrenmatt-Nachlass aus dem Jahr 1951 ergänzt, es gehe bei dieser Gründung um «eine andere Art von Theater»: «Was für ein

Theater? Ein Theater, das Kunst nicht repräsentiert, sondern macht, das die Literatur nicht ausschöpft, sondern neu schöpft. Wenn wir hier die Forderung aufstellen, dass ein solches Theater sich nicht an die Vergangenheit wenden darf, so ist darin kein Angriff auf die Klassiker zu sehen, oder gar die Meinung, Klassiker seien nicht zeitgemäss. Es ist nur eine Frage der Intensität. (...) Die grosse Zeit des Theaters war immer dort, wo Notwendigkeit war. Was wird es für eine Notwendigkeit sein, vor die sich der Autor gestellt sieht? Er wird für ein ganz bestimmtes Theater, für eine ganz bestimmte Zusammensetzung von Schauspielern zu schreiben haben. Das setzt voraus, dass die Leitung des Theaters nicht eine 'individuelle' sein wird, sondern ein Team, Einheit von Führung und Ensemble.» Selbstverständlich hat sich die hochfliegende Idee nicht durchgesetzt: Nachdem Simmen die «Kammerspiele Bern AG» gegründet und den Schauspieler Adolf Spalinger vom Stadttheater als künstlerischen Leiter eingesetzt hat, reist er nach Zürich, später nach Paris, um Schwesterbühnen für Dürrenmatts Idee zu begeistern. Während der Parisreise wird er in Bern von Spalinger und anderen entmachtet: «Mit Stimmenmehrheit wurde der Anreger und Gründer dieses Theaters (...) entlassen», meldet die «National-Zeitung». Dürrenmatts (und Simmens) Konzept ist vollständig übergangen worden: Am 17. November 1951 wird das «Atelier-Theater» mit der Intrigenkomödie «Don Gil von den grünen Hosen» von Tirso de Molina aus dem Jahr 1635 eröffnet. Simmen sagt heute lakonisch, da ihm nach dem gemeinsamen Parisaufenthalt auch noch seine Dame abhanden gekommen sei, sei sein Interesse am neuen Theater sowieso ein wenig kleiner geworden. Die Gründungsgeschichte des

[226]

«Atelier-Theater» hat auch Sergius Golowin einmal kommentiert: «Die Idee war wunderbar, das Gebäude erstand – nur Simmen wurde von 'realistischen Geldgebern' aus dem Spiel herausgedrängt. Statt einer ersten grossen Aussenseiter-Bühne für neue Stücke und Diskussionen mit nicht anerkannten Dichtern besass Bern von nun an eine zweite kleinere Ausgabe seines Stadttheaters, die im grossen und ganzen ebenfalls nur 'bewährte Traditionen' hütete.» Viel mehr wird es dazu auch am 8. Juni 1996 nicht zu sagen geben, wenn das «Atelier-Theater» nach 45 Jahren wegen der Streichung der städtischen Subventionen seine Tore endgültig schliessen wird. Dannzumal wird der «Bund» kommentieren: «Andere als bildungsbürgerliche, auf die Konsumation von Unterhaltung abonnierte Kreise vermochte das liebenswürdige Vorstadttheater eigentlich nie anzusprechen.»

Wirkungsvoller als ein irgendwie gearteter Verschmelzungswunsch ist zum Aufbau eines kulturellen Podiums vermutlich eben doch das Abgrenzungsbedürfnis. Der Begriff

«Tägel-Leist» zum Beispiel ist unschwer als Abgrenzung und Gegenbegriff zu jenem des «Kerzenkreises» zu erkennen: Aus der Kerze wird der Tägel, aus dem Kreis der Leist. So wie sich der «Kerzenkreis» im Halbdunkel brennender Kerzen trifft, trifft sich seit Januar 1958 der «Tägel-Leist» im Licht des flackernden Tägels, eines kleinen, mit Öl gefüllten Gefässes mit einem Docht. Den Begriff «Leist» – in Bern gebräuchlich als Bezeichnung für die alteingesessenen Quartierorganisationen – hat Golowin zurückverfolgt: «Fachwerke vermitteln uns Auskunft: 'Geschlossene Gesellschaft von Freunden, die entweder einen eigenen Ort für jeden aus ihnen offen halten, oder sich wechselweise bey einem aus ihrem Mittel versammeln.' 'Von Zeit zu Zeit sich versammelnde zwanglose Gesellschaft, auch das Gesellschaftslokal.' Dazu noch vermerkenswerterweise 'Leist-Herr': 'Mitglied einer geschlossenen Gesellschaft mit ständigem Gesellschaftslokal'.» So könne «Leist» nicht übel benennen, «was wir damit auch zu benennen wünschten: Einen Ring, eine freie Kameradschaft, Gemeinschaft ähnlichgestimmter Menschen, die sich

[227]

nicht zum Vollsaugen, Sich-Stopfen, zur Besprechung x-welcher Machtränklein, Geldgeschäftchen von der lieben Zeitgenossenschaft absondern, sondern die ausschliesslich aus innerem Bedürfnis, Gebot, Gesetz zusammenkommen, Wissen zu gewinnen, lebendig werden zu lassen.»

Auch wenn sich der «Tägel-Leist» in der ersten Zeit wirklich als «geschlossene Gesellschaft» versteht, ist er doch von Anfang an ein merkwürdiger Zwitter: Einerseits betont man die Privatheit der Treffen, andererseits versucht man mit Zeitungsartikeln kontinuierlich, die Öffentlichkeit über die eigenen Taten auf dem laufenden zu halten. Im Frühjahr 1958 bemühen sich vor allem Sergius Golowin und Niklaus von Steiger um öffentliche Selbstbestimmungen des Leists als Teil der «jungen europäischen Generation». Der 25jährige von Steiger ist ein realistischer junger Mann, der den Verlockungen einer künstlerisch ambitionierten Karriere widerstanden hat, sich mit seiner Banklehre auf dem Weg zu einem vernünftigen Beruf befindet und über einen klaren Blick verfügt. «Die heutige Jugend ist tatsächlich abstossend zynisch geworden», schreibt er. «Doch wie die Natur den Igel mit Stacheln ausgestattet hat, so dient der Zynismus dem jungen Menschen, um sich einer harten und feindlichen Umwelt zu erwehren. Genussgierig sind die Jungen auch. In ein Dasein hineingeboren, dessen Zukunft von H-Bomben und mörderischen Staatsformen bedroht ist, versuchen sie, dem Leben noch soviel wie möglich zu entreissen. (...) Ideallos ist die junge Generation nicht; sie sieht zwar keine Ideale in der heutigen Welt, sucht aber solche. Alle Ideologien unseres Jahrhunderts wurden zer-

stampft und den Erben ein Trümmerhaufen überlassen. So versucht die Jugend, dem Rad der Zeit einen Schwung vorwärts zu geben und aus den Ruinen der Vergangenheit eine neue Epoche aufzubauen.»

Für Golowin sind die «Tägel-Leist»-Aktivitäten «auf keinen Fall etwas Rückschrittliches, -laufendes»: «Kein Trauern nach dem Gestern, kein Weinen auf Trümmern, kein Flennen nach unwiederbringbar Verflossenem, Entschwundenem. Die Jugend, die

[228]

da mitmacht, besteht nicht aus sentimentalen männlichen und weiblichen Heulsusen, sondern hat Liebe, Mut zu geistiger Meuterei, hat Aufruhrweh – wie je eine Jugend. Mindestens soviel wie gewisse schleimige Stümper, Schnorrer und Sudler, die im greulichen, scheulichen Schund, im Ausschuss, Abfall, in den Ausscheidungsstoffen sämtlicher Denk-, Lebens- und Kunstarten der Vergangenheit genussvoll herumplätschern und sich darum gegenseitig für entsetzlich 'modern', 'positiv' usw. halten.» Der «Tägel-Leist» soll «Schauplatz eines der zahllosen Gefechte» sein, «die zusammen die Schlacht ausmachen, die über den Fortbestand unseres Gesittungskreises entscheidet. Den Kampf zwischen freiem Denken und Scheuklappen-Sektiererei. Zwischen dem Willen zum Stil, zur Haltung und dem Trieb zur Vernichtung, Aufgabe jeder geprägten Form, Gestalt. Dem Wunsch nach lebensgesetzlich durchgliederter Gesellschaft, Volkskultur und entseeltem Robotertum, dem 'way of life' der technischen Zivilisation. Kurz – zwischen Mensch und Masse.» Nicht nur «Rock-and-Roll-Rummel und Moskau-Pilgerei», nicht nur «Sartre und Sputnik-Kult» sollten als Zeitzeichen wahrgenommen werden, sondern, «trotz seiner Winzigkeit», auch der «Tägel-Leist» als «Zeichen für einen ehrlichen Willen zum Suchen, für eine Besinnung auf die ewigen Werte in uns selber, auf das Unvergängliche, Wesentliche in unserer Kultur».

Zur Standortbestimmung des «Tägel-Leists» trägt aber auch René Neuenschwander bei, der als bald Fünfzigjähriger in diesem Zirkel von idealistisch gesinnten jungen Leuten erstmals den Mut findet, zu seinen schriftstellerischen Ambitionen zu stehen. Manieristischer noch als Golowin seine Wortwiederholungen pflegt er dabei die wortschöpfende Stabreimerei: «Fleitend flutscht, fliesst der Fluss dahin. Seine wilden Wogen rauschen, rüschen, schlagen ans Ufer. Hier frisst er sich tief in den sabbigen Sand, und dort sprüttet und sprützt er und spült durch Jahrhunderte den Fels aus. Er schenkt Leben, Lust und Lachen. An seinem buschigen Uferband schlägt der Mensch seine Hütte auf. Er pfahlt und pflockt, gräbt und griffelt und greift nach den Streifen des Graugrunds.» Soviel

[229]

zur Entstehung von Bern. Zur Charakterisierung der Leist-Mitglieder schreibt er, sie seien «Lerner und Lauscher, Steiger, die den Weg suchen zu dem verschütteten Schacht, Sehnsüchtige, die hoffen, den verborgenen Erzgang zu finden und – soweit sie es vermögen – der Welt die verlorene Schönheit wieder zurückzuschenken.»

Auf den 26. Januar 1958 lädt René Neuenschwander in seine Dachmansarde im vierten Stock der Mühlemattstrasse 68 zum ersten «Tägel-Leist»-Treffen. Hier lebt er, seit er ohne seine Familie von Utzigen in die Stadt gezogen ist, um, wie er begründet hat, seine journalistische und literarische Arbeit vorantreiben und damit seine chronische ökonomische Erfolg- und Mittellosigkeit überwinden zu können. Nun machen die Leist-Mitglieder, vermutlich unter Neuenschwanders Einfluss, nicht die aktuellen Jugendbewegungen, nicht Nihilismus oder Existentialismus zum Diskussionsthema, sondern den dunkelsten und mystischsten der deutschen Romantiker: Friedrich Freiherr von Hardenberg (1772-1801), genannt Novalis, der «in seiner überwachen Empfindsamkeit, die alle Eindrücke ins umfassend Metaphysische wendet, der universalste Dichter der Romantik» gewesen sei, wie in den «Wegen der deutschen Literatur» von Hermann Glaser, Jakob Lehmann und Arno Lubos nachzulesen ist: «Philosophie und Naturwissenschaft, Mystik des Barock und Mittelalters, Griechenland und der Orient, Katholizismus und Marienliebe, die Welt des Rittertums und der Minnedichtung, Märchen und Sagen und Betrachtungen über das Wesen der Kunst und Dichtung fliessen zusammen in der Reflexion über die eigene Seele.» Beeindruckt haben muss die jüngst dem positivistisch inspirierten «Kerzenkreis» Entwachsenen aber auch der «ungestüme Eroberungszug» von Novalis' Denken durch die Bezirke des menschlichen Geistes, den der Literaturwissenschaftler Alfred Kelletat feststellt. Novalis letztes Ziel sei eine Enzyklopädie gewesen, eine «szientifische Bibel» als Keim aller Bücher, ein vollständiges System des wissenschaftlichen Geistes, in dem «Erfahrungen und Ideen aus den verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und bele-

[230]

ben» als, wie Novalis geschrieben hat, «lange getrennte Glieder der Totalwissenschaft». Meinte diese Totalwissenschaft nicht so etwas wie die Tägel-Leistsche «Volkskultur Europas», die Golowin einmal als eine Einheit beschrieben hatte, als «eine grossartige Einstellung zum Leben, zu Tier und Pflanze, zur ganzen Natur, mit dem ewigen Wechsel von Stirb und Werde»?

Bereits über diesen ersten «Tägel-Leist»-Abend hat Sergius Golowin im «Oberländischen Volksblatt» die Öffentlichkeit unterrichtet: «Man kam in der Dachstube eines Schriftstellers zusammen, den seine Freunde unter der Jugend als Förderer fröhlicher, ungezwungener Geselligkeit schätzen, zündete, der Stimmung wegen, recht eigentümliche Leuchtgeräte an und redete – von Novalis. Einer las Aussprüche dieses Dichters und Deuters seelischer Tiefen. Weit kam er nicht – so ziemlich bei jedem Satz wurde er unterbrochen und bis Mitternacht suchte man gemeinsam, Scherz und Ernst mischend, nach dem Sinn, den Grundgedanken des grossen Romantikers.» An die ersten Abende des «Tägel-Leists» erinnert sich auch Ueli Baumgartner: «Man ist gesessen und hat Wein getrunken. René hat von Novalis vorgelesen, und vielleicht hat der Sergius noch etwas gesagt, dann diskutierten wir darüber. Wir haben einfach ein wenig 'gschnuret'. Dazwischen machten wir plötzlich wieder Witze über den Fritz Jean Begert.» Hanni Tschabold-Niederer, die im Sommer 1957 für längere Zeit nach Kanada gegangen ist und deshalb die Spaltungsgeschichte nicht miterlebt hat, erzählt, nach ihrer Rückkehr habe Golowin sie einmal in den «Tägel-Leist» eingeladen: «Gelaufen ist das genau gleich wie im Kerzenkreis.» Man habe vorgelesen, diskutiert und am Schluss zur Deckung der Unkosten eine Kollekte gemacht. Als Berichterstatter betont Golowin damals im Gegenteil den Unterschied, die neue Gesprächskultur: «Was bei solchen Kreisen erfreulicher ist als bei grossen öffentlichen Veranstaltungen – jeder macht mit, jeder nimmt etwas heim, in den Alltag, ins Tag-Werk! Das Gehörte, Gesehene ist nicht etwas Äusserliches, ein gesellschaftlicher Anlass, sondern eine Anregung zur Arbeit, zur Gestaltung, zum Leben.»

[231]

Aber man diskutiert nicht nur Novalis' «Bildungs- und Erziehungs-Leitbild» – so das Thema des dritten Abends –, immer wichtiger wird das praktische pädagogische Engagement. Nach Kräften unterstützt man in der Freizeit Rudolf Müllers Privatschule in Vallamand. Neuenschwander schreibt in diesen Wochen in «Sonnseitig leben»: «Die junge Schule von Vallamand möchte die hohen Gedanken des vor fünf Jahren verstorbenen Lehrers [gemeint ist Peter Petersen] zu den ihrigen machen. Sie möchte in engem Zusammenhange mit der dauernd fortschreitenden, dauernd zur Diskussion gestellten pädagogischen Arbeit diese Richtlinien festigen und ausbauen und im freiheitlich gestalteten Unterricht in Heim und Natur, im musikalischen Studio und in der Werkbude des Schreiners und Bildhauers, auf froher Wanderfahrt und am abendlichen Herdfeuer den jungen Menschen das wieder schenken, was unsere Zeit vor allem verloren hat: ein liebevolles Verständnis für den andern und Vertrauen eines jeden zu sich selbst.»

Und ein weiteres Projekt nimmt Gestalt an: Zusammen mit Müllers «Gesellschaft für

Kultur und Ethik» hat der «Tägel-Leist» die Vorbereitung für die erste «Tagung für Volkskultur im Schloss Vallamand» an die Hand genommen. «Der Gedanke einer Kelten-Tagung», berichtet Neuenschwander, sei «bereits 1956 (...) auf dem Landgute von Prof. Dr. Stan. De Vincenz in La Combe von einigen Polen und Schweizern erwogen» worden. Nun setzt man die Tagung auf den 5. bis 10. April 1958 an und gibt ihr als Motto den Novalis-Vers:

«Wenn [dann] sich wieder Licht und Schatten

Zu echter Klarheit werden gatten,

Und man in Märchen und Gedichten

Erkennt die wahren Weltgeschichten,

Dann fliegt vor einem geheimen Wort

Das ganze verkehrte Wesen fort.»

Die Einladung umreisst programmatisch die Idee der Tagung: «Mehr und mehr verlieren die Völker Europas ihre angestammte

[232]

Sonderart. Die Gesellschaft zerfällt in Massenparteien, politische Blöcke und Zuschauerheere sportlicher Veranstaltungen. Diese Entwicklung läuft dem europäischen Eigenwesen entgegen. Wir suchen die Verwurzelung in unserer, in der europäischen Heimat. Wir glauben, sie im Kulturgut unserer Ahnen zu finden, in den bindenden Kräften des keltischen und germanischen, slawischen und südeuropäischen Erbes. Unsere Tagung wird den keltischen Lebensraum, die keltische Vergangenheit, Sprache und Dichtung in den Mittelpunkt rücken.»

In den Wochen vor der Tagung ist René Neuenschwander intensiv und mit Erfolg damit beschäftigt, einige anerkannte Fachleute der keltischen Kultur nach Vallamand einzuladen. Am 5. April eröffnet der von Grenoble angereiste Stanislaw Vincenz die Tagung mit einem Vortrag über «Das kleine Ithaka – Erwägungen über Volkskultur». Tags darauf spricht Julius Pokorny, «der führende Keltologe unserer Tage», wie er gerühmt wird, über «das Keltentum und seine Bedeutung für die europäische Kultur». Vor allem, berichtet Golowin, habe er auf den «oft unterschätzten Einfluss der altkeltischen Begabungen auf die Dichtung Europas» verwiesen und keltische Gedichte in der Ursprache und in eigener Übersetzung vorgelesen. Am 7. April spricht Armin Mohler, Publizist und Journalist für «Die Tat», über «Die keltische Wiederkehr – Wandlungen im französi-

schen Geschichtsbewusstsein»; er habe, so Golowin, «von einer seltsamen Zunahme der Liebe für heimisches Altertum, heimische Sage in kleinen Gebildetenkreisen Frankreichs» berichtet. Weiter sprechen bis zum 10. April Christian Guyonvarc'h («La linguistique celtique dans le cadre indoeuropéen»), Françoise Le Roux («Introduction à l'étude de la religion celtique [méthodologie]» und «Les Fianna irlandais, contribution à l'étude des guerriers fauves»), Karl Rinderknecht («Der Gral in den Pyrenäen»), Pierre Dufert («Le symbolisme dans le monnaie celtique»), Jerzy Stempowski («Les idées par les arbres et leurs traces dans le pays bernois») und Octavian Buhociu («Comportement du phénomène haidouk roumain»). Die Tagung wird

[233]

mit einer Lesung von Vincenz unter dem Titel «Der Waldtod. Eine Totenfeier in den Ostkarpaten» abgeschlossen.

Zwischen die Ausführungen der eingeladenen Fachleute programmiert Neuenschwander keck die Mitglieder des «Tägel-Leists»: Nachdem am 6. April Rudolf Müller als «Schlossherr» selber das Wort ergriffen hat, um die «Bedeutung einer solchen Veranstaltung in der Zeit des Untergangs alter Überlieferungen, Eigenarten, der Technisierung und Vermassung» zu betonen, trägt Georges Jean-Richard, diesmal unter dem Thema «Ramuz – Mythos und Technik», seine zivilisationskritischen Thesen vor. Am gleichen Abend liest Sergius Golowin aus dem russischen Volksepos «Ilja von Murom», das er bereits im «Kerzenkreis» vorgestellt hat, tags darauf spricht er wieder, diesmal über «Jeremias Gotthelf – Volkskultur – Technik». Anschliessend liest René Neuenschwander die eigene Erzählung «Der eifrige Knecht», die er später unter dem Titel «Der blonde Brecht oder die Geschichte vom eifrigen Knecht» veröffentlichen wird. Am 9. April spricht Zeno Zürcher über «Das Volkslied im Unterricht» und gibt mit der «zwischen den Erwachsenen wimmelnde[n] Kinderschar unter seiner Leitung zur Essenszeit» immer wieder «praktische Beispiele», wie Mohler in seinem «Tat»-Bericht schreibt. Am 10. April schliesslich referiert Niklaus von Steiger über «E.T.A. Hoffmann, der Mann zwischen den Zeiten».

Von besonderem Interesse jedoch sind die Ausführungen, die Neuenschwander am 9. April über «Erziehung und Volkskultur» macht, weil er damit zwei zentrale Begriffe der «Kerzenkreis»- und -«Tägel-Leist»-Diskussionen zusammenzudenken versucht. Wie häufig beginnt er seine Ausführungen im wahrsten Sinne des Wortes bei Adam und Eva – was ihm seine tagesjournalistische Brotarbeit oft genug unmässig erschwert hat –, baut vor seinem Publikum den Weltbaum der nordischen Mythologie, «die Esche Yggdrasil» auf, um unter ihren schirmenden Ästen den frühen Menschen auftreten zu

lassen, zuerst als «Unbehausten», dann als «Jäger und Sammler, in losen Stammesverbänden», in denen die

[234]

Kinder «in enger Berührung mit der Natur» herangewachsen seien. Dann skizziert er die geschichtlichen Zeiten, das Hereinbrechen des Christentums, die Schulmethoden des Mittelalters, als mit «nachplappern, Nachschreiben, unermüdlichem Auswendiglernen» Mönche, Lehrer und Beamte gezüchtet worden seien, schlägt dann einen weiten Bogen zu den deutschen Romantikern und würdigt deren Sehnsucht als Wille, «im Nächsten den Bruder zu sehen, allem geschraubten und gezwungenen Wesen den Kampf anzukündigen, der Engherzigkeit und Scheinheiligkeit die Wahrheit und Echtheit, der Verbogenheit der Seele die Geradheit des lautern Gemüts entgegenzustellen. Die Flamme der Verantwortung brannte im Herzen vieler, und Blasiertheit und schwächliches Strebertum räumten der Empfänglichkeit für das Gute und Schöne und edler Überzeugungstreue den Platz.» Auf diesem Boden – so Neuenschwander – wächst die deutsche Reformpädagogik des ausgehenden 19. Jahrhunderts, als deren Vertreter er Peter Petersen, den «Anreger des Gruppenunterrichts», hervorhebt, der «die Schule in die Nachbarschaft des Lebens» gerückt habe. Mit dessen Methode will Neuenschwander Erziehung und «Volkskultur» wieder zusammenführen, was nicht anders möglich sein werde als über die möglichst grosse Einebnung des Gegensatzes zwischen Kopf- und Handarbeit. «Wir brauchen beides: den einsamen Forscher, den Werkmann mit sicherer Hand. Was wir erstreben aber, das ist, dass alle wissenschaftliche Erkenntnis ohne Wert bleibt, wenn wir sie nicht vom Lehrbuch ins Leben, vom Kopf in die Hand übersetzen können. Wissen ist in diesem Augenblicke nicht mehr bildend, formend in einem tiefern Sinne. Und das möchte die zukünftige Erziehung erstreben. Sie möchte das einseitige Sonderwissen, das Buchwissen wieder dem Leben verbinden. In einer Welt der Volkskultur wird es nicht mehr über- und untergeordnete Arbeit geben, sondern nur sinnvolle und sinnlose, beziehungsreiche und beziehungsarme. Die vielfältigen Beziehungen zwischen Leben und Wissen, zwischen dem unergründlichen Geheimnis, das alles Leben, alle Lebensäusserung umweht und dem immer verzweigteren, im-

[235]

mer weniger überschaubaren Wissen, diese vielfältigen Beziehungen herzustellen, klarzulegen, das wird die Aufgabe der zukünftigen Schule sein. Nicht mehr einer Schule im alten Sinne, wie wir nun wissen, sondern eines vielfach gestuften Aufbaues von arbeitenden, strebenden, forschenden Gruppen, gelenkt von älteren Kameraden, Vätern und Handwerkern, Leuten aus dem Volk und erzieherisch ausgebildeten Lehrern und Meis-

tern, Führern und Ratern, die diesen ganzen Bau, dies ineinandergreifende Gefüge lebendiger Kreise und Zellen, an denen teilzunehmen dem einzelnen frei steht, überwachen, lenken.» In dieser Gemeinschaft könne der Mensch wieder Wurzeln schlagen: «Nicht irgendwo in der Welt draussen, sondern da, von wo er stammt»; ansonsten drohe «die Nivellierung und Vermassung der Gesellschaft». Diese «Entwurzelung des einzelnen, seine Abhängigkeit von den Besitzern der Produktionsgüter, des Kapitals weisen uns auf den Weg der Volkskultur: einer Kultur, die den Menschen zurückführt in die altangestammten, längst verlorenen Bindungen zur Familie und Volksgruppe, zur Befreiung von der Tyrannei der Maschine.» Diesem zwischen progressiver Kapitalismuskritik und konservativer Zivilisationskritik schillernden Argument folgt die Pointe: «Wahre Volkskultur bindet den Menschen gleicher Herkunft zu einem Ganzen, aber, gefestigt in sich, kann sie es sich leisten, weltoffen zu sein und von hier, von dieser Grundlage aus, gäbe es vielleicht ein neues, erstarktes Europa, keine Allianz von Nationen, aber einen Bund der Völker.» Erst eine starke kulturelle Identität, könnte man Neuenschwanders These in den Jargon der neunziger Jahre übertragen, mache antirassistische Weltoffenheit möglich.

Mit diesem Referat hat Neuenschwander der Privatschule in Vallamand fürs erste eine von Überbleibsel begertscher Reformpädagogik gesäubertes, weltanschauliches und pädagogisches Fundament gebaut. Aber bereits in der anschliessenden Diskussion hat der Schulleiter Müller – so berichtet Jean-Richard – sein Tolstoi-zentriertes, weitgehend apädagogisches Schulkonzept dagegengestellt, in dem die Erziehung mit dem Zusammenleben in der

[236]

Gemeinschaft weitgehend zusammenfällt. «Elternhaus und Zöglingsheim» müssten «ineinandergreifen», habe er Neuenschwander erwidert, und: «Das Erziehungsheim wandelt sich zu einer grossen Familie. Diese ist das Vorbild der echten Gemeinschaft, in der alle voneinander geben und nehmen, sich durch die Liebe bilden und binden.»

Einen ersten Stimmungsbericht von der Tagung gibt der Reporter Golowin zuhanden der Öffentlichkeit am 9. April: «Wenn auch die jungen Leute aus dem Berner Tägel-Leist zahlenmässig fast am stärksten vertreten waren, so sah man Menschen aus den verschiedenen Ecken Europas (...). Westen, Mitte und Osten unseres Erdteils wurden im altbernischen Schloss durch eine gemeinsame Liebe für die zeitlosen Wirklichkeiten in Sprache und Sage geeint. Kenner von Einzelgebieten sprachen – aber fast keiner vergass ob der berechtigten Verehrung für die Werte seines engeren Lebenskreises, seiner kleinen Heimat, diese als Teil der Gesamtheit der europäischen Gesittungswelt zu sehen. In

den die herrlichen, herrschaftlichen Räume überfüllenden, teilweise erstaunlich jungen Hörern erwachte nach und nach das Ansehen der grossen Zusammenhänge.» Mohler ergänzt in der «Tat», zum «fruchtbaren Verlauf» der Tagung hätten vor allem «zwei weise Magier mit silbernen Haaren» beigetragen, die «die mehrheitlich von jüngeren Jahrgängen besuchte Tagung patronierten, die Wogen glätteten (wo es überhaupt welche zu glätten gab) und im übrigen in jugendfrischer Heiterkeit sich von niemandem übertreffen liessen: Prof. Dr. Julius Pokorny (...) und Prof. Dr. Stanislaw de Vincenz.» Mohler resümiert, die Tagung habe das «Bild einer Kultur» vermittelt, «die alles beseelt sah und für die sich Dieseits und Jenseits ineinander verschränkten – einer Kultur, deren nachwehender Sinn für die stete Verwandlung allen Seins uns auch heute noch die Kraft zu geben vermag, der Versteinerung der Automatenwelt zu widerstehen.»

Zu bleibenden Erinnerungen wurden aber in jenen Tagen nicht in erster Linie die intellektuellen Leistungen. Georges Jean-

[237]

Richard erinnert sich zum Beispiel daran, dass am zweiten Abend der Tagung Rudolf Müller schwer betrunken in einem Sessel gelegen sei und direkt neben ihm die Nadel des Plattenspielers endlos über den Filz gekratzt habe. Müller habe ein seliges Lächeln im Gesicht gehabt und gesagt: «Los einisch, Mozart! Isch das nid schön?» An den Abenden sei die Tagung jeweils zunehmend surrealistisch und irrational und zum wilden Durcheinander geworden. Sogar der altehrwürdige Pokorny sei herumgehüpft «wie eine junge Geiss». Zusammen mit Armin Mohler habe er selber einen Baum umtanzt, woran Mohler erinnert habe, als er ihm einige Monate später, am 13. August 1958, sein Büchlein «Die französische Rechte» gewidmet habe: «Pour M. Jean-Richard, en souvenir de Vallamand et d'une danse autour d'un arbre...». Verschiedene Besucher und Besucherinnen allerdings, vor allem der Referent und die Referentin aus Frankreich, die eine streng wissenschaftliche Tagung erwartet hätten, seien zunehmend griesgrämig geworden.

Mit der Kelten-Tagung hat sich der «Tägel-Leist» vom «Kerzenkreis» emanzipiert. Ein Jahr nach der Pädagogen-Tagung hat in erster Linie Neuenschwander wieder eine inhaltlich profilierte, mehrtägige Veranstaltung zustande gebracht – ohne Begert und Walter Zürcher und in scharfer Abgrenzung vom Panidealismus. Trotzdem hat der skrupulöse und bescheidene Neuenschwander im «Tägel-Leist» bereits nicht mehr die Rolle des Leaders. Mohler zum Beispiel erwähnt in seiner Berichterstattung, der Leist sei «vom Burgdorfer Stadtbibliothekar Sergius Golowin» animiert worden. Kaum ein Jahr, nachdem René Neuenschwander mit seinem Angriff gegen Begert die Abspaltung vom «Ker-

zenkreis» ausgelöst und kaum ein Vierteljahr, nachdem in seiner Mansarde das erste «Tägel-Leist»-Treffen stattgefunden hat, erscheint gegen aussen Golowin als Kopf des Zirkels – obschon Neuenschwander fast zwanzig Jahre älter ist als die übrigen Leistmitglieder. Aber im Gegensatz zu Begert oder Müller ist er weder Autokrat noch Narzisst. Neuenschwander als der Lebenserfahrene und ausserordentlich Gebildete leitet an ohne zu führen. Die jungen Leist-Herren dan-

[238]

ken ihm die Verweigerung der patriarchalen Männerrolle teils mit Bewunderung, teils mit ironischen Sticheleien. Er nimmt's gelassen: René Neuenschwander hatte zeitlebens Humor.

Im «Tägel-Leist» vertritt man nun eine verschärfte Zivilisations- und Fortschrittskritik. Der modernen Gesellschaft, die sich bei anhaltendem Wirtschaftswachstum seit dem Zweiten Weltkrieg herausgebildet hat, stellt man als Kampfbegriff eine neuerdings auch mit den Idealen der deutschen Romantik aufgeladene «Volkskultur» entgegen. Vom politisch weitgehend indifferenten, idealistischen Pathos eines Begerts nähert sich der «Volkskultur»-Begriff nun – vor allem in Jean-Richards, zum Teil auch Golowins Sprachgebrauch reaktionären gesellschaftskritischen Positionen. Niklaus von Steiger erinnert sich, dass das Bemühen um die Wiederbelebung des «Volksbrauchtums», wie er sagt, den «Tägel-Leist» in der Tat dem Vorwurf ausgesetzt habe, «das rieche nach braun und Nationalozialismus». Mit Sicherheit jedoch waren die Leute um den «Tägel-Leist» keine Neonazis. Aber einen gewissen braunen Stallgeruch hatten in dieser Zeit ihr Gestus und ihr Diskurs, sonst hätte sich damals Armin Mohler kaum nach Vallamand bemüht. Denn seit sich der 1920 in Basel geborene Mohler 1941 ins nationalsozialistische Deutschland abgesetzt hat, um sich freiwillig bei der Waffen-SS zu melden, ist er sich treu geblieben. 1949 dissertiert er in Basel über die «Konservative Revolution in Deutschland 1918-1932». Professor Karl Jaspers gibt der Arbeit die Note «cum laude», obschon er sie als «eine echte Provokation aus 'dem Reich'» einschätzt. Er sei jedoch der Meinung gewesen, heute komme es ja nicht mehr auf Deutschland, sondern ausschliesslich auf «Amerika und Russland» an. Zwischen 1949 und 1953 ist Mohler Privatsekretär des Militaristen und Schriftstellers Ernst Jünger – des berühmten Bruders von Friedrich Georg Jünger, dessen Technikkritik Jean-Richard im «Kerzenkreis» vorgestellt hat. Seit 1953 arbeitet Mohler in Paris für die Zürcher Zeitung «Die Tat». Warum aber ist man beim «Tägel-Leist» ausgerechnet auf ihn gekommen? Aus Neuenschwanders schriftlicher Anfrage an Moh-

[239]

ler geht hervor, dass Golowin aufgrund von «Aufsätzen über die bretonische Frage» in der «Tat» auf ihn aufmerksam geworden ist. Mohler hat auf Neuenschwanders Anfrage postwendend zugesagt und angeboten, einen bereits existierenden Radiovortrag vorzustellen und «einiges einzufügen, was man über ein so öffentliches Vehikel wie den Radio nicht sagen kann». Hierzu passt ein Hinweis von Claus Leggewie, der über Mohler 1989 ein Porträt verfasst hat: «In den 50er Jahren war Mohler als Journalist gefragt und im Brotberuf gesichert. Doch waren seine Ambitionen immer auch politisch.» Politisch sind sie geblieben bis ins hohe Alter. Noch 1995 hat sich Mohler in einem WoZ-Interview zum Faschismus des Gründers der spanischen Falange, José Antonio Primo de Rivera, bekannt.

Die Mitglieder des «Tägel-Leists» beschäftigt jedoch anderes als die braunen Ränder ihrer Weltanschauung. An zwei Fronten gleichzeitig will man sich ideologisch bewähren: Den Reaktionären, die ihn früher einmal pervertiert haben, will man den «Volkskultur»-Begriff endgültig entreissen, um ihn, von seiner kompromittierenden Geschichte gereinigt, als Zauberwort gegen die «komplette Entleerung des Lebens», von der von Steiger spricht, der wurzellosen neuen Welt entgegenstellen zu können.

19.

«Die gewaltigen Züge und Wanderungen der Goten und die Gestalt ihrer Könige leben in der Phantasie der Menschen fort. Wir hören die Wogen des Busento über Alarichs Grab rauschen, wir halten sinnend an vor dem Grabmal Theoderichs des Grossen in Ravenna.» Mit diesen Worten beginnt Fritz Jean Begerts Einladung zum 172. Abend des «Kerzenkreises», einer Lesung über den «Zwergkönig Laurin». An diesem 2. April 1958 – drei Tage, bevor in Vallamand die Kelten-Tagung des «Tägel-Leists» beginnt – setzt er mit seinem ersten Auftritt seit exakt zwei Jahren ein Zeichen,

[240]

dass der Ungeist derer um Neuenschwander und Golowin endgültig in die Flucht geschlagen worden sei. Nun beginnt eine neue Phase in der Geschichte des «Kerzenkreises». Walter Zürchers Untergruppen-Konzept ist in sich zusammengefallen, der Versuch, eine selbstbestimmte Jugendkultur aufzubauen, ist erledigt, der weltzugewandte Witz der aufmüpfigen Spötter ausgetrieben und der zivilisationskritisch zugespitzte «Volkskultur»-Diskurs verstummt. Das entstandene Vakuum füllt Zürcher in der nächsten Zeit mit bestandenen Referenten, die mit dem unkontrollierbaren Unernst und der sich hinter schierer Lebenslust verbergenden Unreife der Fraktion der Jungen nichts gemein haben: Oskar Burri liest über «Logik, Recht, wirtschaftliches und politisches

Verhalten» (174. Abend). Otto Hausherr erzählt unter dem Titel «Etwas über Märchen und ihren tieferen Sinngehalt» über seine C. G. Jung-Studien (175. Abend). Stanislaw Vincenz, der sich bemüht, in der Spaltungsgeschichte neutral zu bleiben, reist nach seinem Auftritt an der Kelten-Tagung nach Bern und spricht über «Volkskultur» (176. Abend). Richard Grob macht «Bemerkungen zum Charakter einiger europäischer Völker» (180. Abend). Doktor Albert Brüschweiler doziert über «Sympathetische Volksmedizin» (181. Abend). Und Hans Rhyn berichtet «Von der Psychologie des Gewissens» – nach panidealistischen Massstäben damals zweifellos ein brisantes Thema, wird doch auf der Einladung gefragt: «Warum ist das Gewissen beim einen lenkkräftig, fein, bei andern wurzelverkümmert, schlapp, roh?» (183. Abend)

Beiträge der jungen Generation werden nun seltener: Guido Haas – der dem «Kerzenkreis» treu bleibt – spricht über seine Auseinandersetzung mit dem abstrakten Film, der für ihn eine «Möglichkeit zur Erneuerung der gegenstandslosen Malerei» geworden sei (169. Abend). Manfred Gsteiger stellt französische Lyrik vor (173. Abend), Peter Lehner liest «eigene Dichtung» (186. Abend). Das Podium des «Kerzenkreises» für sich neu entdeckt hat in diesen Wochen einzig ein junger Lehrer und Kulturaktivist. Er heisst Bernhard Stirnemann und spricht über Wolfgang Borchert

[241]

(164. Abend) und George Orwell (184. Abend). Vor seinem ersten Auftritt kündigt ihn Walter Zürcher als einen jungen Künstler an, «der sich begeistert für echtes Theater» einsetze. In der Tat ist Stirnemann – zur Zeit Mitherausgeber von «HARLEKIN», der «jugendlich-lebendigen, angriffigen Zeitschrift der Berner Jugend-Theatergemeinde», die allerdings nur während der Theatersaison 1957/58 insgesamt siebenmal erscheint – mit einer Gruppe von Theaterbegeisterten auf der Suche nach einer eigenen Bühne. Im Frühsommer 1958 findet er Unterschlupf beim Kleintheater an der Kramgasse 6, wo unter seiner Leitung am 8. Juni der erste «Avantgarde-Abend» der «Berner Experimentierbühne 'DIE RAMPE'» Premiere hat.

Seit der Jurist Robert Senn, wie berichtet, auf Ende 1953 das mittelalterliche Kellergewölbe der Kramgasse 6 als Kulturraum erstritten hat, finden dort immer wieder bedeutende, der künstlerischen Moderne verpflichtete Experimente statt. — Am 5. Januar 1956 zum Beispiel hat ein kecker, junger Mann mit einem sechzehn Nummern umfassenden kabarettistischen Soloprogramm mit dem Titel «Tendances actuelles. Heute rot – morgen tot» Première. Der Kunststudent, der schon als Pfadfinder gerne Kabarett gemacht hat, heisst Harald Szeemann. «Er hat zum Beispiel auf der Bühne ein Ofenrohr hingestellt mit einem drangebundenen Schlagzeugbesen. Das war eine Verballhornung

von Luginbühl und Vögeli, der Eisenplastik überhaupt. Szeemann ist darumherumgeschlichen und hat sinniert, was das sein könnte, schliesslich hat er es 'Der Wüstenfuchs' genannt. Das war ein absolut kritisch-ironischer Beitrag gegen diesen Kunstanspruch», erinnert sich Christian Megert. Szeemann wird 1961 – für Rüdlingers Nachfolger Franz Meyer, der die Kunsthalle zwischen 1955 und 1961 leitet – zum neuen Kunsthalledirektor gewählt und wird sie in der Zeit seines Wirkens bis 1969 zu einem internationalen Treffpunkt der Kunstavantgarde machen. — Am 21. Juni 1956 kommt an der Kramgasse 6 Eugène Ionescos «Cantatrice chauve» zur Aufführung, ab 29. November 1956 Pablo Picassos «Les désirs pris par la queue», beide Stücke als deutsche Erstauf-

[242]

führungen und beide unter der Regie Daniel Spoerris, des Solotänzers am Stadttheater. Spoerri, eigentlich Daniel Isaac Feinstein, wurde 1930 in Galati (Rumänien) geboren und nach der Ermordung seines Vaters durch die Nazis 1942 und der Flucht in die Schweiz von seinem Onkel Theophil Spoerri, dem Rektor der Universität Zürich, adoptiert. Buchhändlerlehre, Handelsschule, dann Obstverkäufer, Handlanger, Kellner, Photograph. Zuerst in Zürich, dann in Paris Studium des klassischen Tanzes und der Pantomime. Seit 1954 arbeitet er am Stadttheater. Der Philosoph Hans Saner hat später über Spoerris Theaterinszenierungen an der Kramgasse 6 nachgedacht. Sowohl Picassos «phantastisches» als auch Ionescos «absurdes Theater» entliessen «den Zuschauer ohne Lehre in die eigene Phantasie»: «Das Subreale der absurden Trivialität und das Surreale des Phantastischen sind Grenzen der Wirklichkeit, innerhalb deren die Welt zur Frage wird. Für Spoerris Werk sind sie fortan bevorzugte Grenzorte der Lesbarkeit der Welt.» Obschon an Spoerris Inszenierungen mit Meret Oppenheim, Otto und Béatrice Tschumi, Nusch Bremer, Lilly Keller und Esther Wirz namhafte Mitglieder der Berner Kunstszene mitarbeiten, werden sie kein Publikumserfolg. Die Inszenierung des eingeschriebenen KP-Mitglieds Picasso wird im November 1956 von den hochgehenden Wogen des Antikommunismus nach dem niedergeschlagenen Aufstand in Ungarn überrollt: «Die Premiere war noch einigermassen stimmungsvoll, aber an die späteren Aufführungen kam sozusagen niemand mehr», hat Robert Senn später geschrieben. Trotzdem ist Spoerris Theaterarbeit an der Kramgasse 6 zu einem konstituierenden Element des Mythos von der Berner Moderne geworden. Spoerri geht 1957 – vermittelt durch den dortigen Chefdramaturgen, den in Bern wohnenden Claus Bremer, Ehemann der Schauspielerin Nusch – als Regieassistent nach Darmstadt. Danach wird er eine grosse Karriere als einer der international wichtigsten Vertreter des Nouveau Réalisme machen (Edition MAT [1959]; Gemeinnütziges Institut für Selbstentleibung [1963]; EAT-Art [1968]). — 1960

schliesslich führt Christian Megert – der sich als Künstler zur Zeit mit dem Bau von begehbaren Spiegelsälen

[243]

beschäftigt und mit seinem «manifest für spiegel und glas» 1961 einen Durchbruch schaffen wird – im Foyer des Kellertheaters Kramgasse 6 drei Ausstellungen durch: im Januar «Internationale Avantgarde», im Februar «Kleinformate von 25 Künstlern», im März «Neue Malerei». Die hier – und schon früher in der «Galerie Postgasse 6» – gesammelten Erfahrungen als Ausstellungsmacher wird er danach bei seinem Engagement für die «galerie aktuell» (1964-1966 an der Kramgasse 42, 1966-1968 an der Gerechtigkeitsgasse 23) weiter nutzen.

Im Kleintheater an der Kramgasse 6 also hat am 8. Juni 1958 Bernhard Stirnemann mit seiner «Berner Experimentierbühne 'DIE RAMPE'» zum ersten Mal Premiere. Gegeben werden vier Einakter von Jean Tardieu und eine Dramatisierung von Franz Kafkas Erzählung «Das Tor». Auf der Einladung zum Abend findet sich eine Selbstdarstellung der Gruppe: «Wer wir sind? Eine Handvoll vorwiegend junger Berufsschauspieler und solcher, die es werden wollen, die zusammen mit einigen geschulten Laien Technik und Mittel ihrer Kunst gemeinsam üben möchten. Was wir wollen? An uns arbeiten. Kurse in Pantomime, Sprechtechnik und Stimmbildung ergänzen die praktische Arbeit auf der Bühne. (...) Wir bemühen uns, zeitgemässe Stücke zeitgemäss zu spielen. Auch alte und älteste Stücke können zeitgemäss sein. Was wir uns von unserem Publikum wünschen? Aufgeschlossenheit und das Zugeständnis, Fehler begehen zu dürfen. Wir werden uns nach jeder Aufführung für Diskussionen gerne zur Verfügung halten. Was wir versprechen? Keine Stücke um des Erfolges willen zu spielen, uns durch nichts entmutigen zu lassen, 'Faust' nicht in den Spielplan aufzunehmen. Zu spielen.» Der «Kerzenkreis» macht diese Premiere zu seinem 182. Abend und besucht sie in corpore. Mit Interesse verfolgt man in der nächsten Zeit Stirnemanns Theaterarbeit: Im Dezember 1958 folgt die Inszenierung von Jean-Paul Sartres «Tote ohne Begräbnis». Zürcher protokolliert im Rückblick: «Die anschliessende Aussprache in unserem Keller, besonders der hochinteressante Dialog Bernhard Stirnemann – Harry Szeemann, der

[244]

bis zum frühen Morgen dauerte, wird nicht so schnell vergessen werden.» Den 212. Abend des «Kerzenkreises» am 29. Dezember 1958 hat Stirnemann dann in jener Rolle bestritten, die ihn später populär machen wird: Er «singt zur Gitarre eigene und fremde Chansons». 1961 findet Stirnemann für die «RAMPE» einen eigenen Kulturraum: Am

15. April eröffnet er «Die Rampe» an der Kramgasse 55 mit Hanns Dieter Hüschs Programm «Cabaretüden». Dieses Kellertheater wird für zwei Jahrzehnte zu einer der legendären Kellerbühnen der Berner Altstadt, bevor sie im Sommer 1982 dem «Eigenbedarf» eines Zahnarztes zum Opfer fällt.

Zurück zum «Kerzenkreis»: Kaum hat sich Fritz Jean Begert noch einmal mit ganzer Energie in die Arbeit gestürzt, stirbt in Hilterfingen 75jährig seine Mutter, die «Maman», diese strenge Frau mit dem schwarzen Tuch um den Hals, mit den feinen, asketischen Gesichtszügen und der hohen, leicht gebogenen Nase, die ihren Sohn Fritz wegen seiner Schwärmereien und Verträumtheiten immer wieder kritisiert hat. Ihren letzten Willen hat sie auf französisch verfasst: «Je désire être incinérée, mes cendres vont dans le Lac de Thoune, vis-à-vis de Hilterfingen. Je ne désire pas de tombe. J'aimerais qu'on me fasse jouer l'Ave Maria de Gounod.» Auf Begerts Trauer habe ich keine Hinweise gefunden, wohl aber auf seinen in diesen Wochen wiedererwachten Aktivismus. Ungefähr einmal im Monat bestreitet er nun einen «Kerzenkreis»-Abend. Er liest aus dem Leben Pestalozzis, dann aus jenem Beethovens, aus Alessandro Manzonis Roman «Die Verlobten», dann gibt er Hartmann von der Aues «Der arme Heinrich» in freier Erzählung wieder und liest aus Texten von Bettina Holzapfel (Abende 178, 185, 192, 195 und 197).

Gleichzeitig initiiert Begert in diesen Wochen eine neue «Kerzenkreis»-Untergruppe: die «Gruppe zum Studium der grossen Pädagogen». Auf den 14. Juni 1958, einen Samstag, lädt er erstmals in den Keller der Kramgasse 16 ein, wo sich seit Oktober 1957 jeden Mittwochabend auch der «Kerzenkreis» trifft. Angekündigt ist eine Lesung aus den «Träumereien eines einsamen Spaziergän-

[245]

gers» von Jean Jacques Rousseau. In der Einladung schreibt er programmatisch: «Die Geschichten der Pädagogik sind oft in einer etwas trockenen Sprache geschrieben. Wir möchten in der pädagogischen Gruppe, die wir zu gründen gedenken, das Leben, die Werke, die Ideen, die Methoden der grossen Erzieher in einer möglichst lebendigen Weise darstellen.» Wie seinerzeit beim «Kerzenkreis» legt Begert auch bei dieser Gründung ein Gästebuch auf, in das er mit seiner schwungvollen Handschrift Ort, Zeit und Thema der ersten Zusammenkunft sowie seine Unterschrift einträgt. Darunter folgen vierzehn weitere Namen.

Von nun an trifft sich diese Gruppe vierzehntäglich, bis zum 25. Februar 1961 insgesamt siebzigmal, während des ersten Jahres im Keller der Kramgasse 16, danach im Restau-

rant «Hospiz zur Heimat». Laut Gästebuch hören Begerts Mitteilungen zwischen vier und fünfzehn Personen; ein kleines Publikum, wenn man bedenkt, dass laut noch vorhandenen Adressenverzeichnissen von Walter Zürcher jeweils 90, von Begert persönlich weitere 39 Personen im In- und Ausland zu den Veranstaltungen eingeladen worden sind. Schriftliche Einladungen mit längeren Einführungen in das Thema existieren für die ersten 34 und für das 38. Treffen, danach habe Begert keine mehr verfasst und das Thema des Treffens nur noch im Gästebuch vermerkt, wie sich Walter Zürcher erinnert – entmutigt wohl durch die Einsicht, dass sich ausser einer Kerngruppe des «Kerzenkreises» niemand für die Vorträge interessieren liess, obschon Begert von Aristoteles bis Maria Montessori; von Goethe, Pestalozzi und Rousseau bis Paul Geheeb; von Stifter, Fröbel und natürlich Holzapfel bis Alice Descœudres und Adolphe Ferrière nach und nach sein ganzes pädagogisches Universum ausbreitete.

Am 2. August 1958 wird als 190. Abend im «Kerzenkreis» der 70. Geburtstag von Hans Rhyn gefeiert. An diesem Abend beschreibt Walter Zürcher in einer kleinen Ansprache sein Verhältnis zum «Chudermanndli», das er vor knapp sechs Jahren am Büechermärit im Casino zum ersten Mal gesehen hat: «Es mögen vier oder fünf Jahre her sein, als Fritz Jean Begert uns drei Jünglinge,

[246]

meinen Bruder, einen Seminaristen und mich eines Nachmittags in das Haus von Doktor Hans Rhyn am Sonnenbergrain führte.» Anfänglich hätten sie sich selten gesehen, später habe es Zeiten gegeben, in denen kaum eine Woche vergangen sei, ohne dass er nicht einige Stunden bei der Familie Rhyn verbracht habe. «Manchmal liess er mich zu sich kommen. Gewöhnlich hielt er dann ein Zettelchen in der Hand. Taktvoll, aber bestimmt und klar, sprach er von meinem Verhalten und über mich, und sagte mir, was ihm daran nicht gefiel, was geändert werden sollte. Oft schmerzte es mich innerlich, ich versuchte es manchmal mit Ausflüchten (...). Aber das Mitgefühl meines Mahners, sein aufrichtiges Bemühen, mir zu helfen, mich zu bessern, waren offensichtlich.» Nach Zürchers Ansprache sind an jenem Abend zwei von Rhyns Lieblingsschallplatten abgespielt worden, Rhyn habe eine unveröffentlichte «heitere Wilderergeschichte aus dem Wallis» vorgelesen, und Begert schliesslich habe Rhyn herzlich gedankt «für die unermüdliche Arbeit an der Menschheit».

In der Pädagogik-Untergruppe beginnt Begert, «Worte grosser Pädagogen» zu exzerpieren und zu vervielfältigen; die Einzelblätter können, so die Idee, zum Selbstkostenpreis von zehn Rappen abonniert werden. Nach drei Blättern mit sehr beliebigen Zitaten von Jean Paul, Booker Washington und Comenius bricht Begert diesen Versuch ab. Im

Sommer 1959 beginnt er, im Rahmen der Untergruppe «pädagogische Fahrten» zu organisieren. In einem unveröffentlichten Aufsatz über die erste Fahrt schrieb Walter Zürcher damals: «Um [die Studien der Gruppe] lebendiger zu gestalten, mit anschaulichen Eindrücken und schönen Erlebnissen zu verbinden, wird von nun an immer am ersten Sonntag des Monats bei jedem Wetter eine pädagogische Fahrt zu der Wirkungsstätte vergangener oder lebendiger Pädagogen organisiert.» Die erste Fahrt führt am 7. Juni 1959, zu Ehren von Rousseaus Aufenthalt daselbst im Herbst 1765, auf die Petersinsel im Bielersee. Man habe im Hofe des Gutsbaus zu Mittag gegessen, einem Pfauen zugeschaut, der in den Bäumen herumgeklettert sei, sowie die Rous-

[247]

seaustube und das Rousseau-Denkmal besichtigt: «Das Umwandern der Petersinsel» so Zürcher, «liess uns ahnen, warum Rousseau, entgegen seiner Gewohnheit, hier seine Bücherkisten nicht auspackte und seine glücklichsten Wochen erlebte». Danach habe man Muscheln und «anregend geformte» Kalksteine gesammelt und die Orchidee «Rotes Waldvögelein» entdeckt – identifiziert worden ist diese «Cephalanthera rubra» zweifellos von Begert, der, wie sich Beatrice Begert-Demetriades erinnert, ein versierter Orchideen-Kenner gewesen sei. Als eben ein Gewitter aufzog, so Zürcher weiter, habe man das Schiff Richtung Biel bestiegen. Von dieser Schiffahrt gibt es eine Fotografie: Das Wetter ist trüb und windig, im Hintergrund sitzt Walter Zürcher mit seiner Frau Therese und einer weiteren Exkursionsteilnehmerin, im Vordergrund, allein, sitzt Begert. Er trägt einen dunklen Anzug, ein weisses Hemd, eine Krawatte. Die Haare bedecken halb die Ohren und sind nach hinten gekämmt, darunter ein ernstes Gesicht, ein zweifellos markanter Charakterkopf, der Blick aus dunkel umrandeten Augen ist in unbestimmte Fernen gerichtet. Zwischen den Beinen lehnt ein Spazierstock mit metallenem Knauf, in der linken Hand hält er eine halbleere Bierflasche: «Wir fuhren in Wind und Wetter den Rebenhängen des Bielersees entlang nach Biel, wo wir in der noch gut erhaltenen Altstadt flanierten. Es war eine Fahrt mit reichen, schönen Eindrücken, ohne Hast und nicht überladen. Auf natürliche Art wächst das Gemeinschaftsgefühl unter den Teilnehmern.» Bis in den Dezember 1959 haben insgesamt sieben dieser Schulreislein stattgefunden, im Juli nach Gotthelfs Lützelflüh, im August nach Märchligen, wo Johann Friedrich Herbart zwischen 1797 und 1800 als Hauslehrer gewirkt hat, im September nach Birr zu Pestalozzis Grab; im Oktober nach Môtiers, Rousseaus Wohnort im Val de Travers zwischen 1762 und 1765, im November nach Fribourg zum Grab von Père Jean Baptiste Girard und im Dezember nach Burgdorf, wo Pestalozzi zwischen 1800 und 1804 eine Schule betrieben hat.

Bei all den Aktivitäten dieser Untergruppe fällt auf, wie wenig sie im Vergleich zu früheren Projekten Begerts ausstrahlen. Und

[248]

verglichen mit den regulären wöchentlichen Veranstaltungen des «Kerzenkreises» erscheinen sie als ein Rückzug ins folgenlos Private in doppeltem Sinn: Einerseits nehmen an den Treffen nur die Treuesten der Treuen teil – die auch die Ergebensten der Ergebenen gewesen sein werden –, so dass Gewähr besteht, dass sie quasi familiär, auf jeden Fall konfliktfrei verlaufen; andererseits sind sie inhaltlich vollständig abgehoben von jeder bildungspolitischen Aktualität und von jeglicher Option auf eine irgendwie geartete pädagogische Praxis. Die «Gruppe zum Studium der grossen Pädagogen» ist ein letztlich perspektiveloses, bildungsbeflissenes Debattierklübchen. Einerseits teilt sie damit das Schicksal aller informeller Strukturen, die nach mehr oder weniger folgenreicher Aktivität spurlosen verschwinden. Andererseits verweist das folgenlose Ende dieser Gruppe auf die persönliche Tragik des Reformpädagogen Begert: Seit dem gescheiterten Projekt auf Schloss Surpierre, also seit nunmehr zehn Jahren, haben sich immer mehr Leute desinteressiert abgewandt, die zuvor von ihm das Unmögliche erwartet hatten: dass er sozusagen im Alleingang die versteinerte Staatsschule im Kanton Bern aufzubrechen und zu reformieren vermöge. Um die reformpädagogische Hoffnung noch zu scheinen, die er längst nicht mehr ist, verwandelt sich Begert seit 1954, als seine Familie auseinandergebrochen ist, schleichend und Jahr für Jahr mehr zu einer tragikomischen Figur: halb noch «Genie», halb schon Sozialfall.

Am 8. Oktober 1958 findet die «Jubiläums-Feier zum 200. Abend des Kerzenkreises» statt. Begert erzählt seine Version der Gründungsgeschichte, Walter Zürcher gibt eine Übersicht über «die bisherige Entwicklung und Tätigkeit des Kerzenkreises», der am Stadttheater engagierte Schauspieler und Regisseur Helmut Ebbs singt Volkslieder zur Laute, das Gästebuch verzeichnet für diesen Abend 45 Namen, vom «Tägel-Leist» hat sich niemand die Ehre gegeben. Die Zeitungen reagieren mit lauter freundlichen Würdigungen – was nicht erstaunlich ist, wenn man bedenkt, dass diese, soweit rekonstruierbar, von den «Kerzenkreis»-Leuten selber verfasst

[249]

worden sind. Durchwegs wird Begerts Rolle als «Vater» respektive «Gründer» des «Kerzenkreises» betont: «Begert hat diese Arbeitsgruppe ganz allein gegründet, es waren keine anderen Gründer da, wie in der Presse fälschlicherweise behauptet worden ist.» («Oberländisches Volksblatt») Zur bisherigen Arbeit des «Kerzenkreises» schreibt der

«Bund»: «[Seit der Gründung] werden ohne Unterbruch an jedem Mittwochabend Kulturgüter aus allen Gebieten und Zeiten von Schriftstellern, Künstlern, Gelehrten, Erziehern, Politikern und Laien dargeboten. Empfängliche Menschen fanden eine echte Bildungsstätte, wo man wertvolle Zeitgenossen persönlich kennenlernt, tausend Anregungen empfängt, Sagen und Märchen erzählt, Volkslieder singt, künstlerische Vorführungen erlebt (Musik, Tanz, Theater, Puppen- und Schattenspiel) und alle erdenklichen Probleme diskutiert.» Für das «Oberländische Volksblatt» hat der «Kerzenkreis» «im kulturellen Leben der Bundesstadt, ja im ganzen Bernerland, immer mehr an Bedeutung gewonnen». Er sei zu «einer wichtigen Bildungsstätte, zu einer Art Volkshochschule, zu einem Treffpunkt geistig interessierter Menschen» geworden: «Im Kerzenkreis kommen Dichter und Maler miteinander in Kontakt, sie finden Beziehungen zu Redaktoren, Verlegern, Vortragsleitern, Vertretern des Radios. Jugendgruppen und Erziehungsstätten, die heute selbständig wirken, verdanken solchen Begegnungen ihre Entstehung.» Sinn und Zweck des «Kerzenkreises» wird in diesem Artikel wie folgt zusammengefasst: «Der Kerzenkreis schult die Menschen nicht zu Spezialisten, er vermittelt ihnen, vor allem auch den Jugendlichen, eine umfassende Bildung. Er macht sie mit der Weltliteratur, mit den Kulturen der verschiedenen Völker bekannt und orientiert sie in neutraler, objektiver Weise über weltanschauliche, soziale, künstlerische, politische Probleme. Die freie Gemeinschaft verfolgt keine utilitären Zwecke, sie will nicht der Karriere der jungen Leute, sondern einzig und allein der Bildung des inneren Menschen dienen. Die Besucher fühlen sich in dieser zwanglosen Vereinigung wohl, weil hier alles Einengende, Förmliche und Konventionelle fehlt, weil sie hier liebevolle Anteilnahme und unzähl-

[250]

bare Anregungen finden. Zahlreiche Menschen werden einmal darauf hinweisen können, dass sie im Kerzenkreis wichtigste Impulse zu geistigem Schaffen empfangen haben.» Im «Journal suisse des employés de commerce» wird Begert gewürdigt als eine Art Aktivist der Subkultur avant la lettre: «Man glaubt oft, die Männer, die im 'Premier Plan' des öffentlichen Lebens und Streitens liegen, leisteten die eigentliche Arbeit. Nichts falscher als das. Wer die ewig Emsigen gelegentlich näher kennenlernt, ist erstaunt über ihre Leere. Sie besorgen mehr oder weniger geschickt Funktionen, aber sie wissen selbst aus Eigenem nichts mehr zu geben. Sie sind ausgelaufen. Fritz Jean Begert steht sehr bewusst im anderen Lager. Am Grunde wirken, auf die belebenden Impulse echten Lebens hinweisen, hier in seiner Schule aus pestalozzischem Geist, dort in der 'Gruppe zum Studium der grossen Pädagogen'.» Zu dieser Momentaufnahme des «Kerzenkreis»-Selbstverständnisses hat Hansrudolf Zbinden ein Geburtstagsgedicht beigesteuert:

«Dem Kerzenkreis

Im tiefen Keller brennt ein Licht.
Bei Kerzenschein und hohem Sinnen
Des Tages Mühen, sie zerrinnen;
Wenn hoher Geist zum Menschen spricht.

Hohes Ziel und frohes Streben
Das sind Dinge, die wir künden,
Die den Kerzenbund begründen,
Unserm Dasein Inhalt geben.»

20.

Als sich der «Tägel-Leist» am Samstag, den 21. Juni 1958, in Vallamand zur Sommersonnenwende versammelt, gibt es einen besonderen Grund zum Feiern: Die erste Ausgabe der eigenen Zeit-

[251]

schrift liegt vor. Das Heft besteht aus vervielfältigten und gehefteten Blättern und nennt sich auf der Titelseite «SINWEL / Erster Bott des Tägel-Leist / In der stat ze Berne / Johanni 1958». Darunter folgt unter dem Titel «Um den Tägel» der Leitartikel von René Neuenschwander – der sich nun das Pseudonym Rat Rainer zulegt –, dann Golowins «Notizen zu: 'Tägel-Leist'», Niklaus von Steigers Aufsatz «H-Bombe und blaue Blume», ein in mittelhochdeutsche Verse gefasster «Minnetrunk» auf die Hochzeit von Sergius und Martha Golowin, volkskundliche Hinweise zum «Mittsommertag», einiges zur bisherigen Chronik des «Tägel-Leists» und ein Gedicht von Ueli Baumgartner unter seinem Pseudonym Georges Ghaby Hay.

Der Name «sinwel» ist ein weitestgehend ausgestorbenes, deutsches Adjektiv und meint «rund, walzenförmig», wobei es Belegstellen sowohl für zweidimensionale, radförmige, als auch dreidimensionale, kugelförmige Rundheit gibt. Das Wort wurde bereits im 16. Jahrhundert fast nur noch in übertragenem Sinn gebraucht, häufig in Verbindung mit Glück: «dann wie man sagt, ist glück sinnwell, / kompt bald zu einem, fleucht auch schnell». Bereits gegen Ende des letzten Jahrhunderts sei das Wort nur noch in «oberdeutschen Mundarten», «vielleicht nur in der Schweiz» noch lebendig gewesen, schreiben die Gebrüder Grimm in ihrem «Deutschen Wörterbuch». Das «Tägel-Leist»-Mitglied Maurus Klopfenstein, ein Adelbodner, bezeichnet «sinwel» im Gespräch als

«altes Berner Oberländer Wort» mit der Bedeutung von «rund, ganz, Rad». Für den «Tägel-Leist» meint es auch die im Zifferblatt symbolisierte Rundheit der nicht zweckmässig zielgerichteten Zeit und den geschlossenen Kreis des jahreszeitlichen Ablaufs. Neuenschwander hat in einem späteren, literarischen Text das magische Bedeutungsfeld beschrieben, das «der Kreis, das grosse Rad der Welt» für ihn aufspannt: «[Die Speichen] legen sich in die Nabe und drehen mit ihr um die Mitte. Diese Mitte ist das Loch in der Nabe, und für den Uneingeweihten bedeutet dies das Nichts. Mathematisch gesprochen ist es der Punkt, doch dieser Punkt ruht ebensowenig wie

[252]

alle anderen Grössen. Er strebt ins Grenzenlose und wird zur Linie und Achse, um die herum sich ein Wirbel bildet, der nach aussen drängt. So entwickelt sich um die erste Achse eine zweite, die von ihr gekreuzt wird. Ein Skelett von vier Armen entsteht, in dessen offene Teile von allen Seiten die Materie des Raumes einströmt. Durch diesen Vorgang werden die Achsen geknickt und zum Reifen des Rades gebogen, so dass um das gerichtete Balkengerüst ein Kreis sich legt: das Rad als fugenlose Einheit, Umlauf und Wiederkehr im gleichen. Aus diesem Gegensatz des 'Richtens' und 'Bergens' und den damit verbundenen schaffenden Kräften sind, so geht von alters her eine Kunde, die Dinge geworden – die Felsen, die Steine, die Blumen.»

Die Zeitschrift «SINWEL» erscheint vierteljährlich, jeweils an den Tag- und Nachtgleichen und an den beiden Sonnwenden des Jahres. Sie ist eine Art Hauszeitung des «Tägel-Leists», die Baumgartner und der zum Leist gestossene Franz Gertsch regelmässig mit Original-Holz- und Linolschnitten schmücken. Obschon eine undatierte Mitgliederliste des Leists neben zwölf Männern auch neun Frauen aufführt, scheint das Verfassen von SINWEL-Beiträgen grundsätzlich Männersache gewesen zu sein. Die Autoren haben ihre Manuskripte auf Matrizen druckfertig abgeliefert, und zwar «auf eigene Kosten». «Jeder Aufsatz», schreibt von Steiger, wirke «nicht nur individuell durch seinen Gehalt, sondern auch durch die technische Ausführung». Die jeweils «etwa 50 Vervielfältigungen, was die Auflage der Zeitschrift ausmachte», schreibt Golowin, seien gemeinsam geheftet worden. Es habe, «soviel man heute noch zusammenrechnen kann, etwas über zwei Dutzend Mitarbeiter», die «gleichzeitig Verfasser, Redaktoren, Herausgeber und Drucker» gewesen seien. Der Zeitschrift, schreibt von Steiger, sei es «nicht an der Abonnentenzahl gelegen, sondern an der Zahl der Mitarbeitenden». Von «SINWEL» erscheinen bis zur Frühjahrsausgabe 1961 13 Hefte, danach wird die Zeitschrift zweimal umbenannt, heisst für drei Ausgaben «BOTTI» und schliesslich für fünf Ausgaben, bis zum Einstellen der Publikation im Frühling

[253]

1963, «Berner Versuche». «BOTTI» ist übrigens der Name eines Riesen, der östlich von Bern, im Grauholzwald, zwischen zwei Findlingen begraben liegen soll, ebendort, wo zu Beginn der sechziger Jahre die Schneise für die Autobahn von Bern nach Zürich gehauen wird. Dass dabei die Steine des Botti-Grabs versetzt werden, ist nach Überzeugung des «Tägel-Leists» frevelhafter Übermut von Schwachköpfen. Denn die Sage berichtet, dass diese beiden Steine langsam aufeinander zuwandern. Golowin: «Einmal an einem fernen Tage berühren sich die wandernden Felsen des Bottigrabes. Dann ist die Stunde da! Dann erdröhnen von den Höhen die Hörner des grossen Gerichts und rufen zur Wende der Zeiten.» Für Zeno Zürcher ist es deshalb nicht erstaunlich, dass dieser Autobahnabschnitt einer der unfallreichsten der ganzen Schweiz geworden ist.

Zurück zum «SINWEL». Das Heft sei «von einer Gruppe junger Leute gegründet» worden, schreibt von Steiger, die «eine Art 'zornige junge Männer'» seien: «Zornig sind sie auf eine gewisse avantgardistische Presse, die ihre Modernität durch eine dekadente und nihilistische Einstellung zum Leben ausdrücken will. Der SINWEL nun wirft diesen angefaulten Tendenzen den Fehdehandschuh hin und versucht eine künstlerische Gegenströmung auszulösen. Der SINWEL ist völlig unpolitisch. Seine Hauptaufgabe sieht er in einer regen Teilnahme am Kulturschaffen. So sind seine Artikel, obschon zeitkritisch gestaltet, allen möglichen Gebieten des Geisteslebens gewidmet.» «SINWEL» sei als «geistiges Kampfblatt» gedacht und «ein Beweis, dass der dritte Weg zwischen konformistisch-spiessigem Konservativismus und absurd-abstrakter Neuerungssucht durchaus möglich» sei. Im Frühjahr 1959, als von Steiger diese Sätze formuliert, bedeutet «der dritte Weg» in Bern im kulturellen Bereich einerseits die Ablehnung des «konformistisch-spiessigen Konservativismus», wie er sich in Casino, Kunstmuseum und Stadttheater selber feiert, andererseits die Distanzierung von den tabubrechenden und bürgerschreckenden «Modernen» der Stadt: Als Anfang 1957 dem ehemaligen Mitglied

[254]

der «Gruppe Postgasse 6», Rolf Iseli, für seine tachistische «Composition» als grosses Kunststipendium der Eidgenossenschaft 5000 Franken zugesprochen werden, machen hundert Bundesbeamte eine Eingabe an den zuständigen Bundesrat Philipp Etter: «Wir sind überzeugt, dass Sie, Herr Bundesrat, mit uns einig gehen, dass es sich hier, um nicht mehr zu sagen, nur um eine Entgleisung handeln kann. Wir können uns nicht vorstellen, dass eine Eidg. Kunstkommission ein solches 'Gekritzel' prämieren kann. Mit Entrüstung stellen wir ein solches Vorgehen mit öffentlichen Geldern an den Pranger.

Wenn sich diese ganze Angelegenheit nicht als 'Witz' herausstellt, müssen wir verlangen, dass fragliches Stipendium rückgängig gemacht wird und die entsprechenden Gelder dem Fonds wieder zugeführt werden. Es ist einfach unbegreiflich, ein solches Werk als Grundlage eines Talentes anzusprechen, das aus öffentlicher Hand Mittel zur Weiterausbildung erhalten soll.» Doch mit Biertischgepolter sind die Modernen unter Berns Künstlern nicht mehr aufzuhalten. Sie stehen – im Gegensatz zu ihren Kolleginnen um Meret Oppenheim – vor dem Durchbruch. Als Kunsthalle-Direktor Franz Meyer 1960 Eisenplastiken ausstellt und neben Norbert Kricke und Jean Tinguely auch den Metzgersohn aus der Lorraine, Bernhard Luginbühl, berücksichtigt, ist jener Teil der Kunstszene der Unteren Altstadt, der auf die Moderne gesetzt hat, salonfähig geworden. Folgerichtig übernimmt ein Jahr später Harald Szeemann, wie erwähnt, die Leitung der Kunsthalle. — Im Schatten dieses dominierenden Kampfs zwischen Konservativismus und Moderne führt der «dritte Weg», den von Steiger propagiert, vorerst zu einem abgeschotteten Nischendasein ohne Perspektive im öffentlichen Raum. Golowin schreibt über die Arbeit am «SINWEL»: «Kunst wurde hier nicht als Selbstzweck, 'l'art pour l'art' beschrieben, sondern als Lebenselement empfunden, ohne das die Schicht, die sie hervorbrachte, gar nicht mehr zu bestehen vermochte. Kultur war nicht mehr der Besuch eines klassischen Theaterstücks oder eines Konzerts am Samstagabend – es war wieder der Versuch der Steigerung des Lebensgefühls, die

[255]

Suche nach dem Sinn in Fest und Alltag, das Mittel, 'der Welt die verlorene Schönheit wieder zurückzuschenken'.» Im Rückblick scheint «SINWEL» für Golowin zum Versuch der Synthese von «Volkskultur» und Moderne geworden zu sein. 1966 schreibt er, das Heft sei ein «Diskussionsorgan» gewesen, «das in Bern die Auseinandersetzung einer jungen Künstlergeneration mit zeitloser Volkskultur und modernen 'nonkonformistischen' Ideen einzuleiten half».

Diesen dritten Weg, dessen Ziel nach wie vor die Wiederbelebung der «Volkskultur» ist, beschreibt der «Tägel-Leist» nicht nur, er beschreitet ihn auch. Für Zeno Zürcher war der Leist «ein Anti-Elitekultur-Klub»: «Man wollte zurück zu den Wurzeln, zur Frage: Woher kommt Kultur? Und die Antwort war eben: vom Volk, aus ihm heraus. Jede hohe Kultur muss zurückgreifen auf Volkskultur, und wenn diese Basis krank ist, gibt's auch keine Elitekultur mehr, dann stirbt auch sie ab. Für mich war das ein umwerfender Gedanke, dass es einen Boden der Kultur geben muss, auf dem alle Leute eine Rolle spielen, auf dem alle Träger und Trägerinnen von Kultur sein können. Ich kam aus einem Milieu, in dem keine sogenannt kulturellen Ansprüche gestellt worden sind. Ich habe

eine intelligente Mutter gehabt, einen intelligenten Vater, aber sie sind nie in ein Museum, nie in ein Theater, nie in ein klassisches Konzert. Und doch weiss ich heute, dass mein Vater oder meine Mutter, wären sie in einem anderen Milieu aufgewachsen, später Casino- und Stadttheater-Besucher geworden und an jede Ausstellung gegangen wären.» Genau diese Erkenntnis nennt der französische Soziologe Pierre Bourdieu «Die feinen Unterschiede»: «Die Negation des niederen, groben, vulgären, wohlfeilen, sklavischen, mit einem Wort: natürlichen Genusses, diese Negation, in der sich das Heilige der Kultur verdichtet, beinhaltet zugleich die Affirmation der Überlegenheit derjenigen, die sich sublimierte, raffinierte, interesselose, zweckfreie, distinguierte, dem Profanen auf ewig untersagte Vergnügen zu verschaffen wissen. Dies der Grund, warum Kunst und Kunstkonsum sich – ganz unabhängig vom Willen und

[256]

Wissen der Beteiligten – so glänzend eignen zur Erfüllung einer gesellschaftlichen Funktion der Legitimierung sozialer Unterschiede.»

Zeno Zürcher weiter: «In dem Mietshaus in der Länggasse, in dem wir aufgewachsen sind, gab es einen PTT-Beamten, einen alten jüdischen Schuhmacher, der daneben mit Handauflegen noch eine Heilungspraxis betrieb, einen arbeitslosen Lastwagenchauffeur, eine alte asthmatische Frau, einen Arbeiter in der Waffenfabrik, der Kommunist war – wie mir schien der klügste Mann weit und breit. Er lehrte uns Schach spielen und hat meine Kindergedichte mit Ernst kritisiert und mir beim Verbessern geholfen. Wegen seiner politischen Gesinnung hat er dann die Arbeit verloren. Mit diesen Leuten bin ich aufgewachsen, mit ihnen habe ich zu tun gehabt. Bei uns hat's keinen Dünkel gegeben. Ich hatte nie Gelegenheit, so etwas wie eine kulturelle Hierarchie auszubilden. Wenn dich deine Eltern nicht dazu anleiten, kommst du gar nie auf die Idee, dass es derart merkwürdige Hierarchien geben soll. Im Gegensatz zu Golowin oder Neuenschwander habe ich 'Volkskultur' nicht durch Lesen und Gespräch entdeckt, sondern ich entstamme ihr. Erst das Seminar hat mich hierin erschüttert. Von jenen, die in diese Ausbildung gekommen sind, bin ich einer der wenigen gewesen, der nicht aus einer Lehrerfamilie kam. Darum bin ich stark beeindruckbar gewesen. Ich hatte schnell einmal einen Komplex: Die anderen wissen, wer Mozart ist, mit denen kann man über Literatur reden, die haben das alles schon einmal gehört. Ich habe plötzlich gemerkt, da gibt es noch eine ganz andere, zweite Welt. Darauf bin ich eingestiegen, und an einem bestimmten Punkt bin ich gekippt: Ich bin zum Verräter geworden, zum ersten Mal habe ich begonnen, hinunterzuschauen aufs Volk. Mir ist bewusst geworden, dass die Welt meiner Herkunft nicht die gute Welt ist. Ich habe begonnen, mich ein wenig für meine Eltern zu schämen:

Warum haben die die richtige Kultur nicht gepflegt? Zu wem gehören die, dass sie das alles nicht gewusst haben? Im Seminar bin ich heimatlos geworden, und manchmal hat's mich zu zerreissen begonnen.

[257]

Dann lernte ich Begert kennen. Er hat mich schlagartig zurückgebracht in die Kultur meiner Herkunft. Er hat einen unwahrscheinlich starken Volkskultur-Bezug gehabt. So ist es zu verstehen, dass Begert für mich derart wichtig geworden ist. Ich habe danach verstanden, dass diese beiden Welten der Elitekultur und der einfachen Volkskultur eigentlich überhaupt nicht getrennt sind, sondern in einem Zusammenhang und Austausch stehen. Wieso haben sich diese Kulturen getrennt? Wieso ist dieser Graben vorhanden? Wieso kümmert sich kaum jemand um das Zuschütten dieses Grabens?» Aus der gleichen Begeisterung für die «Volkskultur» von Fritz Jean Begert haben die beiden Brüder Zeno und Walter Zürcher verschiedene Schlüsse gezogen: Während sich Walter und die Mitglieder des «Kerzenkreises» zunehmend als einen zu Unrecht ignorierten und an den Rand gedrängten Teil der einen grossen abendländischen Kultur verstehen, verstärkt sich im «Tägel-Leist», dem Zeno angehört, das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer im «Volk» verankerten Sub-Kultur, die den unverzichtbaren Nährboden der «Elitekultur» bilde. Statt Kunst, die läppische Glaubenskriege entfacht um die Machart von mehr oder weniger konventionellen Produkten – allesamt Waren mit diskreten Preisschildchen –, steht beim «Tägel-Leist» Kultur als Entwicklung, als Prozess im Mittelpunkt; statt Anschluss an den offiziellen Kunstbetrieb selbstbestimmte inoffizielle Kulturumtriebigkeit; statt Werken Wege.

Leitspruch des «Tägel-Leists» wird in diesem Sommer ein huzulisches Sprichwort: Na nas njema smerti!, was laut Zeno Zürcher ungefähr soviel heisse wie: Gegen uns ist kein Kraut gewachsen! Nachdem man am 21. Juni 1958 auf Schloss Vallamand die Taufe des «SINWEL» gefeiert hat, geht's einen Monat später hinter Habkern zur Alp Ällgäu hinauf unter den Hogant: «Aus Balken und Steinblöcken stellte man im Freien für den Halbkreis der Hörer Sitzgelegenheiten her, und dann wurden auf ungezwungene Art einige kleine Vorträge gehalten», unterrichtet Golowin die Öffentlichkeit. Im «Lichtspiel des wechselhaften Wetters» habe er die Sa-

[258]

gen erzählt von den verschwundenen Städten, die einst im Ällgäu, auf den weissen Karrenfeldern des Seefeld und auf dem Harder über Interlaken gestanden haben sollen: «Durch dieses Spiel von Sonnenlicht und Dunkel entstanden Stimmungen, die der Hö-

rerschar die Entstehung all dieser köstlichen Volksdichtungen verständlich werden liessen.» Eine Woche später ist in René Neuenschwanders Mansarde an der Mühlemattstrasse in Bern ein Referat von Zeno Zürcher angesagt: über Umweltschäden im Fricktal, die damals die Aluminiumfabrik Rheinfelden verursachte. Aufmerksam geworden durch einen Zeitungsartikel ist Zürcher ins Fricktal gereist und hat einen Augenschein vor Ort genommen, «besah sich die Zerstörungen am Pflanzenwuchs und die vergifteten Kühe, deren Fellschäden und hässliche Beinstellungen. Er sprach mit den Bauern, die dem Verenden ihres Viehs machtlos zusehen müssen und an der Gerechtigkeit ihrer Mitmenschen verzweifeln», resümierte Golowin im «Oberländischen Volksblatt» das Referat. Aus der Distanz von mehr als dreissig Jahren schätzt Zürcher das damalige ökologische Engagement des «Tägel-Leists» als «eine fundamentalistisch grün-mystische Verschwörung» ein; es sei um Geisterbeschwörung für die Welterhaltung gegangen, der Mensch sei als Teil, nicht als Beherrscher der Natur gesehen worden; Übersinnliches habe man nicht ausgeschlossen, Mythen ernst genommen: Von Steiger schloss im Herbst 1958 einen Aufsatz über Schlangen, Drachen und «Tazzelwürmer» mit den Worten: «Das Leben ist ein Spiel und die Mythen sind die grossen Regeln dieses Spiels. Solange ein Volk noch wunderherrliche Bilder von schneeweissen Drachen mit Karfunkelaugen erschaffen kann, bewegt es sich im Rahmen des Spieles. Sobald der Mensch die Regeln verletzt und die Drachen in Fliessbänder und Käuferschlangen verwandelt, wird der Mythus wahrhaft höllisch. Denn der Mythus ist ewig. Alles hängt von unserem Verhalten zu ihm ab.»

Für den 2. August ergeht folgende schriftliche Einladung an die «Huldinnen und Leist-Herren»: «Tsweiter Tägel-Tramp-Treff am tsweiten Mäh-Monat tsum märchenschwangeren Märjelen-Seelein,

[259]

das da lappt, letzt und lutscht am allgewaltigen Aletschgletscher. Zur dritten Stund der sinkenden Sonne des Saturtages treffen sich die tätigen Tägel-Kenner in der warmen, weinwohligen Walliser-Kanne drinnen. Willendurchwogte, wackere, wetterfeste Fahrer weisen uns mit ihren Wagen den frohweiten Fahrweg ins ferne Wallis. In Fiesch feiern, festen wir frei und schlummern an sicherer Stätte so fürs Stück sechs Steine spendend. Am Abend redet der ritterliche Rainer sonder Erröten von wonnigem Weine. Am Sonnen-Morgen schreiten, schuhen, steigen wir stolz und munter zum Märjelen-Seelein. Sergius sagt und singt unverzagt und ungeziert von Zauber, Seelen und Sühne. Zeno-Gumm erzählt bald zart, bald zackig ‘Zelleni’ vom Goms. Georg gibt geologisch-genau Angaben über Gletscher, Geisire und Gründe. Der nimmermatte Niklaus meldet markige

Mären.» Zuhanden der Öffentlichkeit berichtet Golowin im Rückblick: «Es ist erfreulich, dass in einer Zeit, wo zahllose Autos und Roller nach Italien, Spanien, Tito-Jugoslawien hasten, die Täler der Heimat oft nur vom Standpunkt ihrer Eignung für die Industrialisierung betrachtet werden, die Jugend wieder dem Zauber ursprünglicher Landschaft und der aus dieser wachsenden Sagenwelt zu nahen sucht.»

Nachdem man sich während des Sommers fast wöchentlich zu «Höcken» oder «Fahrten» getroffen hat, reist man auf Michaeli, die Herbst-Tagundnachtgleiche, am 27. September zum «Michel-Thing» nach Vallamand, um allda der «Verkündigung des Julfriedens» durch Rat Rainer – Jul steht altgermanisch für Wintersonnenwende – zu lauschen:

«Alles liegt im Friedensbann
Und die ZEIT DES JUL hebt an

Wald und Wasser, Hof und Hain
Schliesst der Frieden in sich ein

Wer den heil'gen Frieden bricht
Schaue nie der Sonne Licht»
[260]

Die zweite Nummer des «SINWEL», die an diesem Tag verteilt wird, ist Novalis gewidmet, mit dem man sich nun «einen halben Sonnenumlauf» lang auseinandergesetzt habe; Neuenschwander schreibt «Von den Eigenschaften des Dichters bei Novalis», Golowin zu «Novalis, Jugend und Europa». Niklaus von Steiger schliesslich stellt sich die Frage: «Hat die Neuromantik eine Berechtigung?» Seine Antwort: «Das romantische Prinzip» sei «unvergänglich» und seit dem 18. Jahrhundert eine Kraft gegen «die Vorgänger des modernen Kapitalbolschewismus zur allseitigen Massenbeglückung». In den «Lehrlingen zu Sais» habe Novalis gefragt: «Wird nicht der Fels ein eigentümliches Du, eben wenn ich ihn anrede?», schreibt von Steiger und fährt fort: «Die Grundsätze der Romantik sind also nicht ausgestorben, denn alles was uns irgendwie anspricht, ist im Keime in uns enthalten. Der Mensch spiegelt die Welt, und die Welt spiegelt ihn wider. Immer und immer wieder ziehen Jugendliche in die Natur, klettern auf Berge, steigen in Höhlen. Sie betreiben dies nicht nur aus Freude an sportlicher Leistung, sondern versuchen in der Natur das Wesen ihrer selbst zu erkennen.»

Im Dezember 1958 veröffentlicht Golowin eine Art Rechenschaftsbericht für das erste «Tägel-Leist»-Jahr: «Immer bildet ein Vortrag, eine Vorlesung, ein gelenktes Gespräch,

wobei es stets um unser Verhältnis zu wahren Werten, zum Wesentlichen geht, den Höhepunkt des geselligen Zusammenseins. Man spricht über Maler und Dichter, über Caspar David Friedrich, Klee oder Odilon Redon, über Novalis, Nietzsche, Sartre und Jünger, über die vorgeschichtliche Kunst der Kelten und Skythen und über neue Erziehungsgedanken, über uralten Weihnachtsbrauch und die zeitgemässe Gestaltung von Schatten- oder Krippenspiel. Wenn man über die heutige Jugend mitreden will, sollte man auch über das ehrliche Mühen solcher Kreise einige Kenntnis besitzen.»

In den ersten Wochen des Jahres 1959 beginnt man – wie weiland der «Kerzenkreis» – Untergruppen zu bilden. Neben Golowins «Märchengruppe», die seit den «Kerzenkreis»-Zeiten aktiv

[261]

ist, entstehen neu eine «Singgruppe» und eine «literarisch-philosophische Gruppe». In der «Märchengruppe» trägt Bibliothekar Sergius Golowin unermüdlich seine Schätze vor, die er aus den von ihm verwalteten Bücherbergen hebt. In den Jahren 1959/60 sind das unter anderen die Sagenwelt der Lappen, Zigeuner und Ainu (Ureinwohner Japans), sowie tibetanische, chinesische und indische Märchen. Dazu kommen Ausführungen über «Märchen, Männer- und Maskenbünde», über «die Kultur der nordamerikanischen Indianer», über den «Lichterbaum» (aus dem die christliche Kultur den Weihnachtsbaum gemacht hat) oder über die «Märchenwelt des Trunks». Die Gründung der «Volksliedgruppe» ist René Neuenschwander eine Zeitungsnotiz wert: «Zeno Zürcher möchte altes, noch wenig erforschtes Liedgut wieder lebendig werden lassen. Sein Kampf in Lehrerkreisen fällt auf fruchtbaren Boden. Bereits haben einige Berner Schulen Lieder aus seiner Sammlung in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen.» Heute erinnert sich Zürcher allerdings bedeutend weniger euphorisch jener Versuche: Wer damals diese alten Volkslieder gesungen habe, sei sofort in Blut-und-Boden-Verdacht geraten: «Im 'Tägel-Leist' haben wir es uns leisten können, diese Lieder zu singen, weil wir's privat taten und uns so nicht der Kritik aussetzten.» Die «literarisch-philosophische Gruppe» widmet sich ab Februar 1959 an sechs ungefähr monatlich stattfindenden Abenden der Philosophie Friedrich Nietzsches, setzt sich im Winter 1959/60 mit Friedrich Hölderlin, ab Februar 1960 mit Jeremias Gotthelf und ab dem Sommer 1960 mit Wolfgang Amadeus Mozart auseinander. So wurden «die holdheiteren Huldinnen und herbhochherrlichen Herren des tändelnden Tägels» nun «zum zarten Zirpen des zackigen Zeno», «zum näselnden Nuscheln des nichtsnutzigen Niklaus über Novalis und Nietzsche» oder «zum gigantischen Gebrüll des grölenden Golowin über greise Geschichten der gelben Gesichter» eingeladen. Zuhanden der Öffentlichkeit rapportiert

Golowin: «Bald auf heitere, bald auf ernste Art wirbt man da um die Grundlagen der heutigen Bildung. Wer durch seine Begeisterung und seine Kenntnisse der Leiter

[262]

einer Gruppe ist, ist vielleicht in einer anderen nur ein ziemlich unauffälliger Mitläufer – ein eigentlicher Vorstand, sonst das Alpha und Omega des Vereinslebens, hat sich bis zur Stunde noch nicht gebildet. So entsteht aus eigener Kraft und sehr beschränkten eigenen Mitteln eine kleine Gemeinschaft, die für ihre Mitglieder nach und nach zum prägenden Erlebnis werden könnte.»

Höhepunkte der Aktivitäten sind jeweils die Wochenendausflüge und Feste. Man trifft sich in Interlaken (wo Golowin unterdessen wohnt), um über Weihnachtsbräuche zu sprechen (20./21. Dezember 1958), unternimmt «eine österliche Wallfahrt nach Wonne-Schloss auf Vallamand am Wistellacher-Weiher» (Ende März 1959); besucht Isenfluh, «das letzte Dorf ohne Strasse», wo man sich im «Weidegebiet der Vorsässlager» hinsetzt, um den «Geographen und Geschichtskundigen, Volkswirtschaftern und Freunden der Folklore» zu lauschen (9. Mai 1959). Am 7. Juni steigt man im Gebiet von Ringoldswil – Begerts aktueller Wirkungsstätte als Primarlehrer – zum Kappstein auf, wo Neuenschwander als Berichterstatter im «Oberländischen Volksblatt», mag sein als kleine Stichelei gegen Begert, «der lebhaften Jugendtreffen» gedenkt, «die um die Wende der zwanziger zu den dreissiger Jahren [hier] stattfanden und unbeschattet durch die am politischen Horizonte aufsteigenden Wolken Studenten, Gymnasiasten und vom Pfadfindergedanken Begeisterte im Zeichen der Erziehungsreform zu einem freien Menschentum zusammenschlossen.» Zur Herbst-Tagundnachtgleiche geht's zur Totenfeier erneut zum Märjelensee hinauf, wofür die Singgruppe die schwermütigsten Volkslieder einübt, unter anderem das alte Guggisberger Lied «S'isch äben e Mönsch uf Ärde», von dem Otto von Greyerz in seiner Liedersammlung «Im Röseligarte» schreibt, dass das Lied wegen seines Refrains auch «Der Simeliberg» heisse: «Simel, von sinwel = rund».

Zum «Mittsommernachtstraum und Mittsommernachtstanz auf dem torfgründigen Tägel-Grund bei Habicheron» vom 25./26. Juni 1960 hat Franz Gertsch einen ausschweifenden Bericht verfasst.

[263]

«Habicheron» wurde Habkern anno 1310 in einem österreichischen Urbar genannt, «Tägel-Grund» ist sozusagen ein privater Flurname und meint eine Waldlichtung im Aufstieg vom Trogenmoos zum mittleren Seefeld. Gertsch lässt die realen Ereignisse die-

ses Ausflugs von einer wegen Krankheit verhinderten «Tägel-Leistlerin» halluzinieren: «Es war ganz klar, dass der 'Sinwel' wieder einmal nicht fertig war. So wurde denn der Wagen zu einer Art fahrenden Redaktion, mit, ich glaube, sechs Mitarbeitern, von welchen jeder seine ihm zugeteilte Aufgabe zu bewältigen hatte. Zeno diktierte seinen Leitartikel Marlies, die zwischen dem Diktierenden und Sergius, unserm grossen Dichter, eingezwängt war, so dass ich vom vordern Sitz aus ihr beim Schreiben auf der Maschine behilflich war. Ich übernahm Umschaltung und Zeilenabstand. Neben mir stellte Maria den Sinwel auf dem Steuerrad zusammen und Franz, der leider noch fahren musste, betätigte die Umdruckerwalze. Sergius, unser grosser Dichter hingegen, dichtete, da er, wie er behauptete, an Johannis immer in bester Form sei. Wir versuchten, ihn so wenig als möglich zu stören.» Kurz nach Habkern nachtet es ein, und das Auto bleibt im strömenden Regen auf einem steilen Bergweg endgültig stecken: «Die letzte Strecke zur hohen Alp gingen wir alle zu Fuss. Munter flossen der Rede Bäche, gleich den Regengüssen, dahin. Man sprach von Riesen und Zwergen, von Sennen und Sennerinnen, und wo etwa ein im Wege stehender Felsblock zu übersteigen war – oder ein angeschwollener Bach den Weg kreuzte, reichten wir einander hilfreich die Hände, und manch schönes Mädgen wurde da von starken Armen emporgehoben und über dergleichen Hindernisse oder sumpfige Stellen hinweggetragen. Auf solche Weise gelangten wir inmitten dieser regenschweren Nacht auf die gesuchte Alp.» Man bezieht eine leere Alphütte, in der sich die «Burschen» daran machen, «ein wärmendes Feuer, ein Johannisfeuer, aufzubeigen». Nachdem Zeno zum «Obmann» des «Tägel-Leists» gewählt worden sei, was rundum Ströme von Freudentränen ausgelöst habe, greift «Baschika», wie sie Alfred Baschi Bangerter, den Burgdorfer Jenischen, nennen, zu seiner

[264]

Geige: «Es war ein Aufspiel, wie nie ein Aufspiel gespielt wurde und die Betonung liegt dabei auf dem auf. Alles sprang auf, da der Bogen des Künstlers nur die Saiten berührte. Doch kaum, dass die Paare zu tanzen anfingen, wirkte das Feuer der Musik derart zwingend auf die Tänzer, dass jegliche Konvention aufgehoben wurde. Die Paare lösten sich auf, Gruppenbewegungen bildeten sich und dazwischen Einzeldarbietungen von subtilster Bewegungsgestaltung. Indessen war es schwer festzustellen, wer mehr ins Feuer geriet, ob Geiger oder Tänzer. Endlich fiel alles in sich zusammen. Da stolperte dieser, fiel hin und schlief, dort sank jener, eine Tänzerin in den Armen, mit dieser hin und schliefen, dort verlor ein anderer das Gleichgewicht, fiel hin und schlief, und nicht anders erging es dem Geiger, der beim Überfliegen den ihn immer wieder zum Überfliegen reizenden Balken streifte mit einem Bein hängen blieb und mit dem Oberkörper, einer Welle gleich, um den Balken geschleudert wurde, dass der Geigenbogen über die Saiten ei-

nen jähen Aufschrei und somit Schlussstrich vollführte und zuletzt Baschika, um den Balken gewickelt, die Augen schloss und auch in Schlaf fiel, den linken Arm mit der Geige lang in den Raum hinunter gehängt, während der Bogen ihm aus der Hand fiel.»

Trotz solcher Höhepunkte tägel-leistscher «Volkskultur» schlittert man zu Beginn des Jahres 1960 in eine Krise. Im Frühling treten Golowin und Neuenschwander als Redaktoren des «SINWEL» zurück. Golowin schreibt bei dieser Gelegenheit: «Gegen die zunehmende Gleichförmigkeit des Daseins wollten wir neuen Gehalt finden. Frohes Beieinander sollte der Selbsterziehung dienen. Das Bekenntnis zur Überlieferung, zu unserer Volkskultur sollte die ordnende Kraft sein, die Widersprüche, Zwist überwindet. Wir glaubten an die Notwendigkeit einer Erneuerung, nicht aber, dass diese durch irgendwelche Gesetze, Beschlüsse von oben durchgesetzt werden muss. Wir glaubten, dass man zu versuchen hat, Menschen guten Willens in kleinen, wohlübersehbaren Kreisen zu erfassen. Dass dadurch im gemeinsamen Schaffen das schlafende Schöpfertum des Einzelnen, das im Massenbetrieb der Par-

[265]

teien, Sekten, Sportanlässe usw. überschichtet, verschüttet ist, erwacht und zu Verwirklichungen drängt. Dass nach und nach für jeden von uns sich Wege öffnen, Alltag und Kunst, Geist zusammenzubringen.» Golowins Fazit nach gut zwei Jahren «Tägel-Leist» ist ernüchternd: «Der neue Geist, von dem wir einst träumten, ist vielleicht hie und da spürbar, 'wehen' tut er aber nicht gerade. Wo ist im 'Sinwel' das lebendige Gespräch, die Auseinandersetzung, die Chronik gemeinsamen Erlebens – all dies viel wichtiger als die schönsten Abhandlungen? Und versandeten nicht schon unsere Arbeitsgruppen regelmässig in einem saftlosen Vortragsbetrieb? Unsere Wanderungen in Beizenkehren? Unsere Feste in 'Party-Abenden'?» Im gleichen Heft stellt der zur Zeit aus beruflichen Gründen in London weilende Niklaus von Steiger «die Scherzfrage»: «Was ist die Substanz des Tägel-Leistes?», um zu antworten: «Der Tägel-Leist ist substanzlos!» Deshalb steige auch die Mitgliederzahl kaum: «Der kleinste Chüngelizüchterverein baut seinen Schmarren auf einer Doktrin auf, setzt sich ein Ziel, huldigt einer Lehre. Nur wir spucken mit königlicher Verachtung auf alle Ideologien. Ich weiss nicht, ob wir uns diesen Luxus noch lange leisten können.» Von Steiger plädiert für Mitgliederwerbung und Einweihungsrituale – «Wir müssen mit den Wölfen heulen, wir müssen etwas macchiavellistisch sein» –, denn es gelte, «das Positive» zu verteidigen: «Dem ungeheuren Freiheitsgefühl, welches in unserem Leiste herrscht, entströmen ständig neue schöpferische Impulse. Es ist daher Ehrensache, unsere Tätigkeit fortzusetzen, und zwar auf bedeutend weiterer Grundlage.» Die «SINWEL»-Redaktion übernehmen nun

Klopfenstein, von Steiger und Zürcher gemeinsam.

Von Steigers Plädoyer für mehr Mitglieder ist eines für einen grösseren Wirkungskreis und in der Konsequenz für mehr Öffentlichkeit. Über ein Jahr hinweg entspinnt sich nun im «SINWEL» eine lockere Debatte, zu der Golowin das Stichwort liefert: «Der beste Erneuerungsplan scheitert, ja, erreicht bei seiner Anwendung fast das Gegenteil der ursprünglichen guten Absichten –

[266]

wenn nicht genug Menschen da sind, in denen die besten Kräfte wach wurden. Man nennt etwa das Bestreben im heutigen Wirrwarr den Weg seiner Seele zu gehen, an seiner eigenen heilen Welt zu bauen, 'innere Emigration'. Warum nicht 'innere Heimatsuche'? Nur Menschen mit solcher Sehnsucht halten ja heute unserer Gesittung die Treue, die andern sind die fremden, die beklagenswerten, ruhelosen Flüchtlinge in ihrem Bereiche, auch wenn sie die Macht der Mehrheit besitzen und auch ausüben sollten.» Der Begriff der «inneren Emigration» wurde 1945 vom deutschen Schriftsteller Frank Thiess zur Rechtfertigung des eigenen Verhaltens unter der nationalsozialistischen Herrschaft mit polemischer Absicht gegen die emigrierten Kollegen geprägt. Der wohl bedeutendste Vertreter der «inneren Emigration» war Alfred Andersch, für den auch die Literatur der Dagebliebenen «eine Literatur des Widerstands gegen den Nationalsozialismus» gewesen ist, weil «jede Dichtung (...) Gegnerschaft bedeutet, sofern sie nur Dichtung war». Von Steiger nimmt Golowins Stichwort auf und repliziert unter dem Nietzsche-Motto «Weh dem, der keine Heimat hat!»: Wer in die «Emigration nach Innen» gehe, trete freiwillig aus der Gesellschaft heraus und begehe «seine eigenen, höchst wundersamen Pfade». Diese Erscheinung habe solche Ausmasse angenommen, «dass ich sie beinahe als 'innere Völkerwanderung' bezeichnen könnte. Beatniks in anglosächsischen Ländern, Halbstarke in Deutschland, Nibo-Nitschos hinter dem Eisernen Vorhang sind alles Leute, die nach innen ausgewandert sind. Schliesslich sind wir Tägeler ebenfalls 'innere Emigranten'.» Golowins «innere Heimatsuche» begrüsst er: «Die Rückkehr aus der 'innern Emigration' und die Verwurzelung im heimatlichen Boden ist die vornehmste Aufgabe, die der jungen Generation gestellt wird. Säbelrasselnder Chauvinismus und engherzige Kirchturmpolitik sind allerdings die schlechtesten Mittel dazu. Wessen wir aber bedürfen ist eine gänzliche Absage an 'Werte', die von unserer Heimat so unendlich viel fordern und ihr nichts geben.» Die Diskussion verflacht schliesslich, weil die Fragen nach kultureller Entwurzelung und

[267]

sozialer Entfremdung die konkreten Probleme der Gruppe nicht lösen.

Das «Editorial» des zwölften Hefts verkündet an Weihnachten 1960: «Der SINWEL ist tot! Es lebe der SINWEL!» Das Heft habe seinen Lauf vollendet, schreibt Zürcher: «Aber das, was hinter dem Namen steht, das Tiefe, das Verborgene, das Treibende, es führt uns weiter zu neuer Tat, zu neuer Äusserung, Auseinandersetzung.» Eine vage Programmatik, folgerichtig geschieht immer weniger: Die Mozartgruppe trifft sich am 4. März 1961 ein letztes Mal. Im Frühling wird zum 50. Geburtstag von Neuenschwander am 16. April noch eine Sondernummer des «SINWEL» zusammengestellt. Danach fehlen bis zum Sommer Hinweise auf irgendeine Aktivität des «Tägel-Leists». Auf Mittsommer 1961 wird ein Neuanfang versucht: Das Mitteilungsheft heisst jetzt «BOTTI», und Zeno Zürcher überschreibt seine Standortbestimmung mit «Der Tägel-Leist II». Er erinnert daran, dass «der Tägel uns an die Ausstrahlung, an das Zündende, an das Wirken von Innen nach Aussen» mahne und schliesst damit die Debatte um die innere Emigration ab: Von Steigers Argumentation übernehmend plädiert er für eine Umkehr, für eine Rückeroberung der Heimat aus der inneren Emigration heraus und formuliert für den «neuen Tägel-Leist» ein Siebenpunkteprogramm auf der Basis der «Grundidee 'Volkskultur'»:

«1. Trennen der beiden Tätigkeitsfelder 'Vertiefung, Erkenntnis' und 'Ausstrahlung, Wirken nach Aussen'.

2. Die Tägelabende dienen der 'Vertiefung, Erkenntnis'. Kleine Arbeitsgruppen verpflichten sich, einen unserer Idee verbundenen Themenkreis ausführlich zu behandeln in Gesprächen, Vorlesungen, Besuchen von Museen, Theatern etc. Daneben soll die Gruppe eine schriftliche Arbeit über den ausgewählten Themenkreis vorbereiten.

3. Der 'Botti' ist das Organ des Tägel-Leist. Jede Nummer enthält den schriftlichen Niederschlag einer abgeschlossenen Gruppenarbeit, deren Redaktion jeweils der Gruppenleiter übernimmt.

[268]

Daneben enthält der 'Botti' Beilagen wie Gedichte, Kunstblätter, Mitteilungen etc. Der 'Botti' dient vor allem der 'Ausstrahlung'.

4. Der Tägel-Leist feiert die üblichen Feste in gesteigerter Form. Er ist sich bewusst, dass Pflege der Kameradschaft nicht gleichzusetzen ist mit kniggerichtigem Verhalten zueinander. Wie schon früher erwähnt, sind die Feste Bestandteile der Tägelarbeit.

5. Neben den festgesetzten Zusammenkünften können einzelne Mitarbeiter nach Lust, Zeit und Laune sich frei an einem Stamm treffen und sonntägliche Wanderungen unternehmen.

6. Fragen der musischen, praktischen Betätigung wie Spiel, Musik, Gesang etc. werden im Laufe der Zeit erörtert und nach Möglichkeit organisch ins Ganze eingebaut.

7. Na nas njema smerti!»

21.

Was der «Tägel-Leist» nach seiner Krise mit Zeno Zürchers Siebenpunkteprogramm im Sommer 1961 postuliert – die Rückeroberung der Heimat aus einer «inneren Emigration», was für ihn den Versuch bedeutet, mit der eigenen, *subkulturell* verstandenen Aktivität mehr Öffentlichkeit herzustellen –, hat Walter Zürcher im «Kerzenkreis» mit dem Selbstverständnis ungerechtfertigter *kultureller* Marginalisierung bereits zweieinhalb Jahre früher begonnen. Nach über zweihundert «Kerzenkreis»-Abenden, zu denen er jeweils schriftlich eingeladen hat, weshalb neue Leute nur über Mundpropaganda Zugang gefunden haben, versucht er seit Frühling 1959 mindestens ab und zu eine grössere Öffentlichkeit anzusprechen. Ein einziges Mal, für den 85. Abend, als im Herbst 1956 die Puppenspielerin Therese Keller im Rahmen des «Kerzenkreises» zwei Kasperspiele für Erwachsene aufführte, hatte er bisher mit einem Zeitungsinserat öffentlich eingeladen. Nun veranstaltet er am 25. April und 2. Mai 1959 in der Aula des städtischen Gymnasiums Bern zweimal die «1. Öffentliche Veranstaltung» des«Kerzenkreises», an der die israelische Tänzerin Roni Segal – eine Ab-

[269]

solventin der Harald-Kreutzberg-Schule in Bern – unter dem Titel «Klagen und Besingen» acht Tänze darbietet. Die Reaktionen sind vielversprechend. «Bund» und «Berner Tagblatt» reagieren mit zweispaltigen Besprechungen auf diese Veranstaltung «der bernischen kulturellen Vereinigung 'Der Kerzenkreis'». In lockerer Folge führt Zürcher von nun an neben den regulären wöchentlichen «Kerzenkreis»-Abenden solche für eine grössere Öffentlichkeit gedachte Veranstaltungen durch: Am 14. November 1959 erneut ein Tanzabend mit Segal; zwei Wochen später wieder ein Kaspertheater für Erwachsene mit Therese Keller; am 16. Juni 1960 ein Referat von Fritz Jean Begert über «Die gegenwärtige und die zukünftige Schule»; am 29. Juni 1960 ein Abend mit jugoslawischen Volkstänzen; am 29. März 1961 ein Film- und Lichtbilderabend über «Abbé Pierre, Europa und wir».

In diesen Wochen, in denen sich Walter Zürcher um eine grössere Öffentlichkeit zu bemühen beginnt, wird ein anderes Kulturprojekt am Rand des öffentlichen Raums von einem harten Schlag getroffen. Anfang Februar 1959 stirbt der Musikkritiker Hermann Gattiker, der zusammen mit seiner Frau Irène seit bald zwanzig Jahren die «Hausabende für zeitgenössische Musik» organisiert hat. Der «Bund» bezeichnet «die über unsere Landesgrenzen hinaus berühmt gewordenen Haukonzerte» als Gattikers «ganz persönliche Tat, die er ohne Auftrag und ohne offizielle Unterstützung» aufgebaut habe: «Gerade als ständiger Besucher der meisten bernischen Konzerte musste er die Mängel eines allzusehr von kommerziellen und andern aussermusikalischen Gesichtspunkten bestimmten Konzertlebens besonders schmerzlich empfinden.» Eine «steigende Zahl» von Besuchern und Besucherinnen hätten sich für die bedeutenden zeitgenössischen Komponisten – «denen aber meistens die bernischen Konzertprogramme aus unerfindlichen Gründen hermetisch verschlossen blieben» – zu interessieren begonnen. «Illustre Interpreten waren oft auf der Durchreise bei Gattiker zu Gast, ohne dass die offiziellen Konzerte von ihnen Notiz nahmen.» Trotz Gattikers Tod findet der 133. Hausabend

[270]

am 21. Februar wie geplant statt. An diesem Abend hat Jerzy Stempowsky den Verstorbenen mit einer kurzen Einführung gewürdigt: «Die Privatkonzerte moderner Musik waren seine liebste Idee. Es gibt ja eine ganze Literatur über den Graben, der sich zwischen dem Publikum und der Musik unserer Zeit geöffnet hat. Glaubt man den Theorien, ist die Einsamkeit des Künstlers, seine zunehmende Isolierung seit der Romantik ein der modernen Gesellschaft oder der Art der Kunst selbst geschuldetes Verhängnis. Hermann Gattiker hatte auf diese Frage einen menschlicheren Blick. Für ihn stellte die Beziehung zwischen dem Publikum und der zeitgenössischen Musik die gleichen Probleme wie jeder andere Kontakt von Mensch zu Mensch. Für ihn waren Aufnahmefähigkeit, das Vertrauen und die gegenseitige Sympathie, vor allem aber Erfahrung nötig, um aus dem Chaos der laufenden künstlerischen Produktion neue Werte heraushören zu können. Mit den Mitteln, die ihm zur Verfügung gestanden sind, hat er versucht, den Abgrund zuzuschütten, der das Publikum heute von der modernen Musik trennt.» Nach dem Tod ihres Ehemannes führt Irène Gattiker-Lauterburg die Veranstaltungen bis zum «200. Hausabend» am 1. November 1967 weiter. Dann teilt sie ihrem Publikum mit, «dass Herr S. Fränkel nun um die Organisation von Konzerten für neue Musik besorgt sein» werde. Salomo Fränkel gründet zusammen mit dem Komponisten Urs Peter Schneider die «Konzertgesellschaft Neue Horizonte». Sie tritt am 24. April 1968 im Radiostudio Bern erstmals mit eigenem Ensemble und einem Programm von amerikanischer Avantgarde-Musik auf. Mehr als 27 Jahre nach Gattikers erstem «Hauskonzert»

erhält die neue ernste Musik in Bern mit «Neue Horizonte» eine kontinuierliche Öffentlichkeit.

Aber zurück zum «Kerzenkreis»: Kaum sucht der quasi-private Zirkel 1959 weiterhin wahrnehmbar den Weg in die Berner Öffentlichkeit, hat er Flagge zu zeigen an der eidgenössischen Heimatfront des Kalten Kriegs. Nicht ohne einen gewissen Stolz wird Walter Zürcher das erste Referat von Friedrich Salzmann angekündigt haben. Salzmann war damals Radioredaktor, und seine Kommen-

[271]

tare unter dem Titel «Der kritische Griffel» waren landauf landab populär. Bei seinem ersten Auftritt im Keller an der Kramgasse 16 referiert er über «Das abendländische Weltbild und der marxistische Kommunismus». Der Vortrag werde, kündet Zürcher auf der Einladung an, «von der Darstellung der wissenschaftlichen und weltanschaulichen Grundlagen des 'DIAMAT' (dialektischen Materialismus) und marxistischen Kommunismus ausgehend, zur Konfrontation mit westlicher Lebensart führen und auch hier vor allem nach den geistigen Grundlagen suchen. So erfährt der Ost/West-Konflikt eine nicht an der Oberfläche militärisch-strategischer Gesichtspunkte bleibende Deutung.» (188. Abend) Zum nächsten Vortrag, der unter dem Titel «Kapitalismus, Kommunismus oder was sonst?» steht, schreibt Salzmann selber: «Freie Marktwirtschaft? Kapitalistischer Liberalismus? Staatswirtschaft? Planwirtschaft? Sozialismus? Zunftwirtschaft? Freiwirtschaft? Es gibt tausend Systeme, die sich aber auf ganz wenige reduzieren, wenn wir ihre prinzipiellen Unterschiede näher ins Auge fassen.» (223. Abend) Nach dieser vergleichsweise sachlichen Einführung in den Antikommunismus taucht im «Kerzenkreis» ein ideologischer Scharfmacher auf, von dem Zürcher erst später begriffen hat, dass er damals mit Salzmann in engem Kontakt gestanden haben muss. Am 1. Juli 1959 lädt der «Kerzenkreis» unter Leitung von Peter Sager zu einer Führung durch die «Schweizerische Osteuropa-Bibliothek», einer Abteilung des von Sager gegründeten «Schweizerischen Ost-Instituts» (SOI). Was Zürcher noch nicht weiss: Sowohl Salzmann als auch Sager sind damals Mitglieder des «Schweizerischen Aufklärungsdienstes» (SAD), eines Vereins, der seit 1948 mit Hilfe von Bundesubventionen durch «Aufklärung des Volkes» und «aktive Mithilfe bei der Aufdeckung und Vereitelung subversiver Tätigkeit», das heisst mittels systematischer Spitzelei für die Bundesanwaltschaft, zur «Bewahrung und Förderung der vaterländischen Gesinnung» zur «Stärkung der Bande, die Volk und Armee vereinen» und zur «Abwehr von subversiver Tätigkeit der Extremisten» beitragen will.

[272]

Peter Sager ist in diesen Jahren einer der wichtigsten Propagandisten des Antikommunismus in der Schweiz. Bereits als 23jähriger Student der Politologie hat er 1948 in der «NZZ» manichäisch verkündet: «Was heute vor sich geht, ist nicht mehr die Auseinandersetzung zwischen zwei Systemen, sondern es ist ein Kampf des Bösen gegen das Gute.» Bevor er den «Kerzenkreis» durch seine Osteuropa-Bibliothek führt, versucht er im Einladungstext den schöngeistigen Idealismus seines Publikums unter dem Lenin-Motto: «In der Philosophie sind die parteilosen Leute eben solche Stümper wie in der Politik» mit dem gleichen manichäischen Pathos zur geistigen Landesverteidigung zu überreden: «Man hat mich oft gefragt, warum ich mich ununterbrochen und berufsmässig und trotz aller Schwierigkeiten mit dem Kommunismus beschäftige. Die Antwort ist leicht zu geben. Meiner Überzeugung nach ist die Auseinandersetzung zwischen Freiheit und Totalitarismus, wie sie heute im Kampfe zwischen Demokratie und Kommunismus eine so unerhörte Intensität erfahren hat, die zentrale Problematik des zwanzigsten Jahrhunderts. Wer sich ausserhalb dieser Problematik bewegt, ermangelt des Verantwortungsbewusstseins und verliert die Verbindung zu seiner Zeit.» (242. Abend) Sagers Führung durch seine Bibliothek, die damals bereits über 10 000 Bände und ungefähr 300 Periodika, einen beachtlichen Mikrofilmbestand und ein Archiv mit über 35 000 Zeitungsausschnitten umfasst, verfehlt ihre Wirkung nicht: «Der Besuch», schreibt Zürcher im Rückblick, «machte uns einen grossen Eindruck, sowohl der einzigartigen Leistung eines Privatmannes wie der Persönlichkeit des Gründers wegen. Wir hoffen, Dr. Peter Sager noch mehr bei uns zu hören.»

Warum hat Zürcher den «Kerzenkreis» damals zur Plattform antikommunistischer Propaganda gemacht? «Das hat mit Ungart 1956 zu tun», sagt er, «das ist aus dieser Stimmung heraus, dieser totalen Wut auf den Stalinismus, zu verstehen. Das war damals nicht nur mein Problem, das hat sogar einen Teil der PdA-Leute erschüttert.» In der Tat hat die militärische Machtdemonstration der

[273]

Sowjetunion vor allem in der Deutschschweiz zur vollständigen Isolierung der moskautreuen Partei der Arbeit (PdA) geführt, die damals hunderte ihrer Mitglieder verlor. Zürcher betont, dass er 1959 Sager aus Überzeugung eingeladen habe und nicht Sager an ihn herangetreten sei. An Sager wird ihn neben dem Charisma vor allem ein Ideologem seiner Weltsicht interessiert haben, das auch dem Panidealismus, vor allem jenem Wladimir Astrows, wichtig gewesen ist: der Antitotalitarismus. Zürcher: «Sager ist nie primär Antikommunist gewesen – er hat das auch immer wieder betont –, sondern als Jaspers-Schüler Antitotalitarist. Er hat argumentiert, im Moment gebe es nur den Bolsche-

wismus, der eine reale totalitaristische Gefahr sei und Welteroberungspläne habe. Die Linken haben das nie begriffen, dass es nicht primär gegen das kommunistische Ideal gegangen ist – das wäre diskutabel gewesen, für mich sowieso –, sondern gegen eine Form, die, gleichgültig unter welchem Namen, das Diktaturprinzip durchsetzen wollte.» — Eine Woche nach Sagers Führung wird noch eine weitere Differenzierung im Antikommunismus des «Kerzenkreises» deutlich: Zürcher hat Pauline Berghoff, die zehn Jahre lang als Erzieherin in Russland gelebt hat, zu einer «Plauderei» eingeladen. Auf der Einladung schreibt er: «Würden die politischen Verhältnisse dies nicht verunmöglichen, möchte sie am liebsten wieder nach Russland, so ist ihr das russische Volk ans Herz gewachsen. Dieser Abend wird mithelfen, der verhängnisvollen und unwahren Identifizierung des Kommunismus – besser Bolschewismus – mit dem russischen Volk entgegenzuwirken.» (243. Abend) Der Antikommunismus des «Kerzenkreises» ist demnach zwischen zwei Antagonismen aufgespannt: 1. Gute kommunistische Theorie – böse bolschewistische Praxis; 2. Gutes russisches Volk – böse sowjetische Diktatur.

Am 14. Oktober 1959 – nach einer Serie von kulturbeflissenen Reden, Vorträgen, Lesungen und Rezitationen – lädt der «Kerzenkreis» unter dem Titel «Selbstbehauptung der freien Welt» zur «Diskussion» mit Sager ein. Zürcher schreibt auf der Einladung: «Wir freuen uns, mit dem vielleicht besten Kenner des Kommunis-

[274]

mus über eines unserer Existenzprobleme – Widerstandsgedanke – diskutieren zu können.» Auch Sager trägt auf der Einladung einige Sätze bei: «In den vierzig Jahren seines Bestehens hat der Bolschewismus seine Macht so gewaltig gesteigert, dass er heute die ganze Welt bedroht. Einsichtige Männer haben schon vor Jahren und Jahrzehnten gewarnt und geeignete Massnahmen vorgeschlagen, damit dieser Gefahr wirksam begegnet werden könne. Sie wurden nicht gehört. Nun, da der kommunistische Totalitarismus uns alle bedroht, stellt sich die Frage, ob wir uns mit warnenden Worten weiterhin begnügen dürfen. Wir stehen vor einem gewaltigen, mächtigen Feind der Freiheit. Die Freiheit hat die Pflicht, sich zur Wehr zu setzen, sie darf sich nicht selber aufgeben. In dieser Zeit des Umbruchs von welthistorischer Bedeutung genügen Worte nicht mehr. Taten sind unerlässlich. Doch welches sind die Taten, die uns retten können?» (257. Abend)

Warum benutzt Peter Sager damals für seine welthistorische Mission ein derart marginales Podium, wie es für ihn ein kerzenerhellter Keller in der Berner Altstadt gewesen sein muss? Keine vierzehn Tage zuvor, am 4. Oktober, hat er doch in Zürich an einer SAD-Tagung mit grossem Erfolg über «Die Rolle der Wirtschaftspolitik und insbesonde-

re der Aussenhandelsbeziehungen in der sowjetrussischen Weltpolitik» referiert. Unter dem Motto «Wer Osthandel treibt, schadet der Heimat» hat sich der SAD daraufhin im Grundsatz für die «Anti-Osthandelskampagne» ausgesprochen, die das Geschäft mit dem «Ostblock» in den kommenden Monaten «zur öffentlichen Gewissensfrage» machen soll. Sagers Vortrag, in dem er für dieses Embargo votiert hat, ist auf so grosse Zustimmung gestossen, dass ihn der SAD wiederholen lassen möchte. Was also sucht ein derart prominenter Kalter Krieger im Kreis von aus seiner Sicht politisch Naiven und weltanschaulich Harmlos-Verschrobenen? Ganz einfach: Sager hat damals Mühe, das mächtig expandierende Ost-Institut finanziell über Wasser zu halten und plant zudem, die Anti-Osthandelskampagne mit einer eigenen Zeitung publizistisch zu unterstützen, was weitere Mittel

[275]

erfordert. Was liegt da näher, als sich auch nach Idealisten und Idealistinnen umzusehen, die sich für diese Sache instrumentalisieren lassen? Der Idealist Walter Zürcher hat sich von Peter Sager genau so brauchen lassen wie seit Jahren von Fritz Jean Begert. Der Verlauf der Diskussion vom 14. Oktober ist nicht übermittelt. Jedoch schreibt Zürcher im Rückblick: «Dr. Peter Sager warf die schwerwiegende Frage auf, was man tun solle, wenn eine drohende Gefahr mit grosser Sicherheit vorausgesehen werden könne, jedoch von Politikern und vom Volke nicht eingesehen wird. Genügt es, den Propheten zu spielen, der recht behält? Oder sollte man nicht tatkräftig eingreifen? Darüber entspann sich eine wichtige Diskussion. Da sich zeigte, dass ein Abend nicht genügte, um Klarheit zu schaffen, werden wir nach Möglichkeit eine Gruppe bilden, welche diese lebenswichtigen Fragen studieren soll.»

Diese «Kerzenkreis-Untergruppe» ist nie aktiv geworden, jedoch zeigt ein kurz darauf verfasster Aufruf Walter Zürchers, dass Sager im «Kerzenkreis» sehr wohl Gefolgschaft gefunden hat: «Die Existenz der Osteuropa-Bibliothek von Dr. Peter Sager und das Ost-Institut sind, aus rein finanziellen Gründen, gefährdet, da die Subventionen der Eidgenossenschaft und der Kantone nur teilweise zugesagt werden. Zur Rettung dieser wichtigen Institutionen, welche wichtige Instrumente zur Erhaltung der Demokratie darstellen, wird eine Hilfsaktion gestartet. Die wichtigste Sofort-Massnahme besteht in der Gründung einer Wochenzeitung (Kampfblatt für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa). Bis Ende Mai müssen 5 000, bis Ende Jahr 10 000 Abonnenten gefunden werden, um die Tätigkeit des Ost-Instituts (18 Mitarbeiter) zu finanzieren. Wer in irgend einer Form (z. B. als Abonnementwerber) mithelfen will, und es ist nötig, dass viele mithelfen, melde sich beim Schweizerischen Ost-Institut.» (Einladung zum 271. Abend)

Drei Wochen später ist eine «Orientierung über die Lage des Schweizerischen Ost-Instituts» angesagt, Referent ist der «jetzige Mitarbeiter von Herrn Dr. Peter Sager», Jörg Zoller, der

[276]

auf der Einladung schreibt: «Die Diskussion über das Wesen des Kommunismus und dessen Bekämpfung dürfte noch bei vielen Mitgliedern des Kerzenkreises in frischer Erinnerung sein. Die finanzielle Situation des SOI hat sich seither leider noch mehr zu Ungunsten aller Anhänger einer friedliebenden, freien Schweiz entwickelt, denn man darf wohl mit Fug und Recht behaupten, dass sich das Schweizerische Ost-Institut immer mutig dort eingesetzt hat, wo der Totalitarismus die Menschenrechte der freien Völker bedrohte und immer noch bedroht. Es muss zugegeben werden, dass bei einer kontinuierlichen Entwicklung des Kommunismus ganz Afrika unter dessen Herrschaft gerät. Somit kann sich jeder an den Fingern einer Hand die Jahre abzählen, die ein Europa ohne die Energie- und Rohstoffbasis Afrikas noch freizubleiben imstande ist. Ich möchte Sie deshalb herzlich einladen, sich mit den Problemen der aktiven Bekämpfung des Ungeistes, der Unmoral, des gewissenlosen Machttriebes auseinanderzusetzen und uns zu helfen, wirksame Mittel und Wege zu finden im Kampfe gegen diese uns alle bedrohende Gefahr.» (274. Abend)

Der Ostschweizer Jörg Zoller, heute Mitinhaber des Comenius-Bücherantiquariats in der Berner Altstadt, lebte erst seit 1957 in Bern, arbeitete als Journalist zuerst für die «Neue Berner Zeitung», danach für das «Berner Tagblatt» und fand über den Szenen-Treffpunkt des «Café du Commerce» schnell Anschluss an die Kunst- und die Kleintheaterszene, in der er namentlich Bernhard Stirnemanns Aktivitäten im Kleintheater Kramgasse 6 unterstützt habe, wie er erzählt. In den Gästebüchern des «Kerzenkreises» erscheint sein Name ab Frühling 1959, bald beginnt er, eigene Abende zu gestalten, spricht über Donatello und Andrea del Verrocchio (248. Abend), Thomas More (258. Abend) und Erasmus von Rotterdam (306. Abend); stellt in Golowins Tradition indische, serbokroatische und kaukasische Märchen vor (266., 292. und 318. Abend) und liest eigene literarische Arbeiten (267. und 328. Abend). An sein Engagement für das Ost-Institut will sich Zoller heute nur noch vage erinnern. Was er noch weiss: Als

[277]

gelernter Grafiker habe er die Kopfleiste von Sagers geplanter Zeitung «Der klare Blick» gestaltet. Dies wird um den Jahreswechsel 1959/60 gewesen sein: Für den 27. Januar 1960 kündigt Zürcher dem «Kerzenkreis» eine «Werbenummer» dieser Zeitung an (Ein-

ladung 271. Abend), im folgenden Monat erscheint die erste reguläre Ausgabe mit Sagers Lancierung der Anti-Osthandelskampagne.

Ein knappes Jahr später, am 15. Dezember 1960, tritt Sager mit einer neuen Idee vor den «Kerzenkreis», der «Europäischen Universität für Studenten aus Entwicklungsländern». Sager plädiert für die Einführung einer Art bildungspolitischer Apartheid, argumentiert jedoch geschickt: Vorbild sei die in Moskau neu eröffnete «Universität der Völkerfreundschaften» und der Hauptgrund für seinen Vorschlag sei, «dass nur an einer besonderen Universität die besonderen Probleme der Entwicklungsgebiete im Vorlesungsprogramm berücksichtigt werden können». Das in einer «gemeinschaftlichen Anstrengung Westeuropas» zu gründende Institut habe die bestehenden Universitäten zu entlasten, denn es sei nicht sinnvoll, dort «Studenten aus den Entwicklungsgebieten» zu schulen, wo «Europäer für die Bedürfnisse hochentwickelter Gebiete» ausgebildet werden sollen. Einerseits will Sager also – in etwas unfreundlicherer Formulierung – das Herrenwissen der Welt den Knechten der Welt vorenthalten, andererseits will er, wie er weiterfährt, die Herrinnen vor dem Zugriff der Knechte schützen: «Diese Universität würde zudem die Möglichkeit bieten, dem nicht zu unterschätzenden Problem der Mischehen – die erfahrungsgemäss meist scheitern – wirksam zu begegnen.» (315. Abend) Jörg Zoller rückt als Berichterstatter für das «Berner Tagblatt» Sagers Intention schon mit dem Titel ins rechte Licht: «Universität für Entwicklungsländer: ein Bollwerk gegen den Kommunismus». Sagers Projekt, am besten «mit Sitz in der antikolonialen Schweiz», sei dringlich, «wenn man die Entwicklung afrikanischer Völker zum Nationalismus in Betracht» ziehe, «just weil dieser Nationalismus in die gefährliche Nähe des totalitären Staatswesens führt, das

[278]

unter dem zunehmenden Einfluss des Kommunismus leicht in kommunistischen Totalitarismus umschlagen könnte».

In den folgenden beiden Jahren finden sich in den «Kerzenkreis»-Einladungen immer wieder Aufrufe, das Ost-Institut zu unterstützen, Geld und Unterschriften zu sammeln oder den «Klaren Blick» zu abonnieren. Dabei befleissigt sich Zürcher zunehmend einer martialischen Kriegsrhetorik: «Wir müssen endlich einsehen lernen, dass wir im Kriegszustande leben und dort Krieg führen müssen, wo er ist, nämlich auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet.» (333. Abend) Zum 342. Abend im Januar 1962, der laut Gästebuch unter anderem von Peter Sager und Max Mössinger, dem Präsidenten der militant antikommunistischen «Pro Libertate», besucht wird und den «Krieg in der neuen Dimension» zum Thema hat, schreibt Zürcher: «Wenn wir so weiterschlafen, wird der

kommunistische Angriff in Form des sogenannten revolutionären oder kalten Krieges unsere Demokratien vernichten, ohne dass unter Umständen ein Schuss Pulver nötig ist. Wenn wir die politische Form der Demokratie und unsere freiheitliche Lebensweise noch retten wollen, gibt es offenbar nur einen Weg. Da die Kommunisten keinesfalls gedenken, ihr übrigens ganz offen erklärtes Ziel, die Vernichtung unserer Staatsformen, aufzugeben und seit Jahrzehnten uns erfolgreich und zielbewusst angreifen, bleibt uns nichts anderes übrig, als entweder zu kapitulieren oder den aufgezwungenen Kampf anzunehmen.» An diesem Abend, der von Zürcher und Begert gemeinsam geleitet wird, sind mehrere Medienvertreter anwesend. Während das «Berner Tagblatt» in einer Kurzmeldung darauf hinweist, man habe «bei Kerzenlicht» «über Kalten Krieg, geistige Landesverteidigung, Osthandel und politische Propaganda in den gewohnten Dimensionen» diskutiert, würdigt der liberale Bundeshausjournalist Arnold Fisch den Abend ausführlich. Völlig ahnungslos, schreibt er, sei er an diesem Abend in den Berner Untergrund geraten und habe ob der Art, wie man hier die grosse Politik verhandelt, einen mittleren Kulturschock erlebt: «Es wurde garantiert, dass die Auseinandersetzung,

[279]

die ‘unter Anwesenheit einiger fachkundiger Persönlichkeiten’ vor sich gehe, lebendig und aufrüttelnd sein werde. Tatsächlich: so etwas Verrücktes hat man schon lange nicht mehr erlebt. Man fühlte sich in das Dadaisten-Milieu zurückversetzt. Das Streitgespräch wurde von einem blonden Asketen und einem schwarzhaarigen, rundlichen Pädagogen geführt, die sich mit beigezogenen Gästen über das West-Ost-Problem auseinandersetzten. Idealismus von der Schule des alten Panidealisten Holzapfel, der in diesem Keller eine Schar getreuer Jünger über den Tod hinaus sich bewahrte, und Realismus im journalistisch nüchternen Alltagsjargon suchten eine gemeinsame Diskussionsbasis zu finden. Es war zum Heulen. Der Berichterstatter war nicht der einzige, der den Keller zu bald mitternächtlicher Stunde mit dem Gefühl verliess, einen Abend verloren zu haben. Die Aufnahme-Equipe von Radio Bern, die geschickt worden war, die Veranstaltung aufzunehmen, stand geknickt um ihr Auto. ‘Es bleibt uns nichts übrig, als die ganzen Bänder zu löschen. Wenn wir das Gehörte aussenden wollten, würden wir im ganzen Land zum Gelächter.’»

Von solch böser Glossierung lässt sich Walter Zürcher freilich nicht beirren. Unterdessen ist er selber Mitglied des SAD geworden; die beiden befürwortenden, organisationsinternen Bürgen, die für die Aufnahme notwendig gewesen sind, seien Peter Sager und Friedrich Salzmann gewesen. Seine damalige Naivität ist verblüffend: «Ich habe das Wort ‘Aufklärungsdienst’ ein wenig zu wörtlich genommen. Ich verstand das Wort ‘Auf-

klärung' eher philosophisch. Ich habe erst nach und nach gemerkt, dass da eine Verklärung stattfindet, die sehr einseitig aufklärt und ein Vorhof der Spionage ist. Extrem rechts. Als ich's gemerkt habe, habe ich die Konsequenzen gezogen.» Vorderhand allerdings veranstaltet Zürcher im Juni 1962 einen Abend, der die «geistige und kulturelle Infiltration» als «Mittel im revolutionären Krieg» zum Thema hat. Hier gehe es, doziert er auf der Einladung, um die Unterwanderung des schwächsten Glieds «der imperialistischen Kette», die Intellektuellen: «[Die Kommunisten] fördern die Pazifisten, Neutra-

[280]

listen und Atomgegner, um den Verteidigungswillen eines Volkes zu schwächen. Sie infiltrieren bei wissenschaftlichen und pädagogischen Kongressen und nützen die politische Naivität reiner Wissenschafter und Idealisten hemmungslos aus. (Unterschriften sammeln für Friedens- und Koexistenzaufrufe). Wir sind noch viel zu wenig orientiert über den mephistophelischen Geist und die raffinierte Taktik der Kommunisten.» (351. Abend) Zürcher verteufelt vor allem die «Schweizerische Bewegung gegen die atomare Aufrüstung» als Vorhut kommunistischer Infiltration. Diese Bewegung kämpft seit 1958 trotz massiver Anfeindungen tapfer für ihre Initiative zum Verbot der Atomwaffen. In einer Erklärung zu dieser Initiative heisst es: «Die Rettung vor der die Welt bedrohenden unausdenkbaren Katastrophe liegt darin, dass dem Wahnwitz dieses Wettrüstens eine Front der Vernunft entgegengestellt wird.» Am 1. April 1962 wird sie mit 286 895 zu 537 138 Stimmen verworfen, was der Generalstab der Schweizer Armee prompt als Volks-Ja zur Atombombe wertet. Erst 1995 ist ein vierseitiger Geheimbericht vom 20. April 1964 des Generalstabs öffentlich geworden. Geplant hatte man damals ein Institut für mathematische Reaktorphysik an der ETH Zürich mit dem Auftrag, die Konstruktionsprinzipien von Atombomben zu erforschen und abzuklären, ob in der Schweiz unterirdische Atombombentests durchgeführt werden könnten.

Die antikommunistische Ideologisierung des «Kerzenkreises» ist ein lehrreiches Beispiel für das Vorgehen der «Unheimlichen Patrioten», der beruflichen und berufenen Kalten Krieger, die damals, auf der Welle der Empörung gegen die Niederschlagung des Ungarnaufstands reitend, eine antikommunistische Renaissance der «geistigen Landesverteidigung» anstrebten. «Geistige Landesverteidigung» ist als Begriff in den frühen dreissiger Jahren von den schweizerischen Faschisten lanciert und vom Volksmund kurz und bündig mit «GeLaVer» abgekürzt worden. 1937 jedoch macht sie Bundesrat Philipp Etter zum zentralen Ideologem nationaler Selbstbehauptung und verbindet mit ihr die Idee einer autoritären Demokratie, die als nationale und kulturelle Schicksalsgemein-

[281]

schaft den Unbilden der Zeit zu trotzen habe. Nach dem Zweiten Weltkrieg verschwindet der Begriff für einige Zeit und taucht gegen Ende der fünfziger Jahre, nun mit aggressiv antikommunistischer Färbung, wieder auf. Am 21. September 1961 reicht FDP-Nationalrat Walter Raissig eine Motion ein, die unter anderem die «Schaffung einer umfassenden Konzeption der geistigen Landesverteidigung» fordert. Am 21. Juni 1963 doppelt der Luzerner CVP-Nationalrat Joseph Leu nach, indem er in einer von 74 Parlamentariern unterzeichneten Interpellation fragt: «Ist der Bundesrat bereit, alle ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zu prüfen und einzusetzen, um der steigenden inneren Bedrohung unseres Landes in überlegener und wirksamer Weise zu begegnen?» Der Historiker Georg Kreis hat 1993 kommentiert, die Interpellation Leu deute darauf hin, «dass in einem Moment, da auf internationaler Ebene eine Entspannung eintrat – und möglicherweise gerade weil diese Entspannung eintrat –, regierungsnahe Kräfte der Auffassung waren, dass die Gefährdung des Staates und damit die Bedeutung des Staatsschutzes sogar zugenommen habe.» Als zuständiger Bundesrat hatte Hans Peter Tschudi die beiden Vorstösse zu beantworten. Er weist am 18. September 1963 darauf hin, dass «das Thema der geistigen Landesverteidigung den Bundesrat in den vergangenen 2 ½ Jahren wiederholt näher beschäftigt» habe und dass er vom «Landesverteidigungsrat» zwei Berichte habe ausarbeiten lassen, «von denen der eine sich auf Inhalt, Ziel und Methoden der geistigen Landesverteidigung» beziehe. Einmütig sei dieser Rat der Überzeugung, «dass eine koordinierende Anstrengung zur Förderung der geistigen Landesverteidigung notwendig und dringend ist. Diese Aufgabe müsse jedoch auf dem Boden der Freiwilligkeit gelöst werden.» Gestützt auf diese beiden Berichte habe der Bundesrat am 30. November 1962 beschlossen, «einen vorbereitenden Ausschuss zu bestellen und diesem die Vorarbeiten insbesondere im Hinblick auf die Frage der Gründung einer Organisation für geistige Landesverteidigung zu übertragen.» Im übrigen sei, hat der Sozialdemokrat Tschudi bei-

[282]

gefügt, «die ganze kulturelle Arbeit», die in diesem Land geleistet werde, «im weiteren Sinne geistige Landesverteidigung».

Am 7. September 1960 feiert der «Kerzenkreis» an der Kramgasse 16 den 300. Abend, der österreichische Hofrat Heinrich Raab spricht über «Goethe als Lyriker», Bernhard Stirnemann steuert berndeutsche und französische Chansons bei. Zürcher hat den Abend, wie er es immer häufiger tut, mit einem einspaltigen Inserat im «Stadtanzeiger» angekündigt. Mehrere Zeitungen reagieren mit wohlwollenden Kurzmeldungen: «Bern darf stolz sein, mutige Leute zu besitzen, die sich für die Hebung und Erhaltung seines

kulturellen Rufes so vorurteilslos einsetzen», schreibt zum Beispiel die «Neue Berner Zeitung». Kurz darauf vermeldet Walter Zürcher: «Die intensivere Tätigkeit des Kerzenkreises, die nun auch in der Öffentlichkeit mehr und mehr spürbar wird und einige erfreuliche Erfolge zeitigte, spiegelt sich auch in der Zunahme der Teilnehmer und Interessenten, aber auch in vermehrtem Umsatz (gegenwärtig bei Fr. 1500.- im Jahr).» (307. Abend) Verschiedene Spendenaufrufe lassen in dieser Zeit aber auf chronische Finanzknappheit schliessen, allein für die Kellermiete hat Zürcher jährlich 600 Franken aufzubringen, den Aufwand deckt er ausschliesslich durch Kollekten und freiwillige Beiträge. Ende Januar 1961 legt er den über 200 Einladungen, die er wöchentlich verschickt, eine «Wichtige Mitteilung und Anfrage» bei. Er sei dankbar für jede Form von Mitarbeit: «Auch Kritik gehört dazu. Es würde uns interessieren, was an unserem Kreis gefällt oder missfällt. Daraus können wir lernen. Ideen und Vorschläge sind uns willkommen.» (320. Abend) Zürcher sucht nach neuen Perspektiven, weil er zunehmend überfordert ist. Längst ist er nicht mehr der panidealistische Einsiedler vom Dentenberg. Er lebt in der Stadt, ist verheiratet und Vater zweier Töchter. Im März bezieht er mit seiner Familie oben in Gurtendorf eine neue Wohnung, der Umzug ist zeitraubend, er kommt mit den «Kerzenkreis»-Einladungen in Verzug, auf Ende April 1961 wird der Keller an der Kramgasse 16 gekündigt, dazu flattert ihm das Aufgebot für einen militärischen

[283]

Wiederholungskurs ab 17. April ins Haus. Er sieht sich zum erstenmal seit sechs Jahren gezwungen, den wöchentlichen Rhythmus der Veranstaltungen zu unterbrechen. «Der Kerzenkreis hat eine Erneuerung nötig. Gewisse Ermüdungs- und Routineerscheinungen, die nicht im Einklang mit unseren Wünschen stehen, zwingen mich zu einer Neuorganisierung des Kerzenkreises.» (330. Abend)

Merkwürdige Gleichzeitigkeit: Wie der «Tägel-Leist» gerät auch der nun obdachlose «Kerzenkreis» im Frühjahr 1961 in eine Krise und stellt vorübergehend die Aktivitäten ein. Während im «Tägel-Leist» Zeno Zürcher die Führung übernimmt und ihn um «Mittsommer» 1961 mit dem «Siebenpunkteprogramm auf der Basis der Grundidee 'Volkskultur'» neu zu lancieren versucht, lädt Walter für den 26. Juni in das neuentstandene «Galerietheater 'Rampe'» Bernhard Stirnemanns zu einer «Aussprache über die Neugestaltung des Kerzenkreises» und stellt folgende Punkte zur Diskussion:

«1. Der Name 'Kerzenkreis', der bei Aussenstehenden völlig falsche Vorstellungen weckt.

2. Die neue Form und Arbeitsweise, soweit dies mit den jetzigen Mitteln und der zu erwartenden Unterstützung als realisierbar erscheint.

3. Die eventuelle Gründung einer kleinen, freien Zeitschrift.

4. Die Finanzierung.» (332. Abend)

Mit einem Rundschreiben informiert Zürcher Ende August 1961 über das Diskussionsergebnis und das weitere Vorgehen. Der Name «Kerzenkreis» soll, «trotz lebhafter Aussprache», bleiben. Die Veranstaltungen sollen weniger häufig und nicht mehr immer am gleichen Wochentag durchgeführt werden, weil der Terminzwang zu «Qualitätsverschlechterungen» geführt habe. Das Signet mit den drei Kerzen, das sich bisher im Kopf jeder Einladung befunden hat, soll differenziert werden: Seien die Kerzen bloss mit einem Kreis umrundet, habe der Anlass mehr «privaten Charakter» und sei als «Experiment, Chance für junge und unbekannte

[284]

Referenten» anzusehen; ein doppelter Kreis hingegen solle dafür bürgen, dass «nur bewährte, hohe Werte vermittelt» würden; dies seien Veranstaltungen mit öffentlichem Charakter. Der bisherige «Einmannbetrieb» solle durch einen «Mitarbeiterstab von qualifizierten Persönlichkeiten nach Möglichkeit zu einem freien 'Rat' ausgebaut werden». Ins Auge gefasst wird auch eine «Zeitschrift in Blattform», die von einem «hervorragenden Handsetzer, der bekannte bibliophile Drucke schuf», produziert werden und «nur Erzeugnisse von höchstem Wert (vor allem aus der Dichtung und Erkenntnis)» bringen soll. Zürcher schliesst seine Ausführungen mit einer kulturpolitischen Stellungnahme: «Wir betrachten die kulturelle Arbeit nicht als Hobby oder Unterhaltung, sondern als eine ernsthafte Tätigkeit, für die es sich lohnt, seine besten Kräfte herzugeben und Opfer zu bringen. Wir möchten der Einsicht zum Durchbruch verhelfen, dass es eine lebensgefährliche Beschränktheit ist, die schöpferischen Menschen (nicht nur in Kunst und Wissenschaft, auch solche der Politik, der Religion, der Pädagogik) weiterhin dem sozialen Zufall und der meist unwürdigen, unpsychologischen Behandlung preiszugeben. Früher oder später wird eine kulturpolitische Bewegung dieses Problem ernsthaft verfolgen müssen und ein grosszügiges Mäzenatentum gestalten, wie es die modernen Erkenntnisse verlangen und ermöglichen. Als kleine Zelle versucht der Kerzenkreis in dieser Richtung zu wirken. Je mehr Helfer und Einsichtige wir finden, desto wirksamer werden wir uns einsetzen können.»

Die Suche nach einem neuen Versammlungslokal verläuft erfolgreich. Zürcher tut sich mit dem jungen Schauspieler Paul Niederhauser zusammen, der den Keller an der Junkerngasse 37 gemietet hat. Für Niederhauser, der die Schauspielschule in Zürich und Bern besucht und sich seit einem Jahr mit Rezitationen vor Schulklassen durchzubrin-

gen versucht hat, ist dieser Keller, den er «Das Podium» nennen will, die Erfüllung eines Traums, weil er, wie er sagt, damals gedacht habe, «so kann man machen, was man will». Für den 28. September 1961 lädt Zürcher zum Neustart des

[285]

«Kerzenkreises», wobei er auf der Einladung nicht vergisst, «Herrn und Frau Niederhauser» zu danken, die «mit viel Zeitaufwand und materiellen Opfern den Keller bezugsbereit gemacht» hätten – und natürlich mahnt er, «dass wir im Kriegszustande leben», man solle deshalb Sagers «Klaren Blick» abonnieren. (333. Abend)

Als an diesem Abend Pierre Boije af Gennäs und Paul Niederhauser von der Lyrikerin Erika Burkhart ausgewählte Goethe-Gedichte vortragen, kann Zürcher mit einem gewissem Stolz feststellen, dass trotz des langen Unterbruchs gut zwanzig Leute den Weg in den neuen Keller gefunden haben. Mit besonderer Freude wird ihn die Tatsache erfüllt haben, dass die tiefsinnige Lyrikerin aus dem Aargauischen, die im «Kerzenkreis» schon verschiedentlich eigene Arbeiten gelesen hat, den heutigen Abend durch ihre Anwesenheit veredelt. Ein würdiger Neuanfang, der weiteres Gedeihen verspricht. Niemand ahnt an diesem Abend, dass dieser neue Keller unter dem Namen «Junkere 37» innert kurzer Zeit schweizweit zu einem bedeutenden Podium der Subkultur werden wird, und zwar ausgerechnet unter der Leitung des «Tägel-Leists». Aber das ist eine andere Geschichte. Nächstens mehr.

22.

Wer heute den weitläufigen Park des ehrwürdigen Schlosses von Vallamand-Dessous betritt, ahnt nicht, dass hier Ende der fünfziger Jahre ein reformpädagogischer Aufbruch versucht worden ist. Aber auf der parkzugewandten Seite des Hauses führt noch die Treppe zur breiten Veranda hinauf, vor der die übermütigen «Kerzenkreis»-Leute an der Pädagogen-Tagung Fritz Jean Begert als «rex paedagogicus» gefeiert haben. Wandelnd auf diesen lieblichen Spazierwegen, die zur Uferpromenade führen, vor der sich die stille Wasserfläche des Sees Richtung Murten erstreckt, zwischen verwildernden Rasenflächen und uralten Bäumen ist Begert für die Jungen des «Kerzenkreises» vom Reformpädagoge zum Schar-

[286]

latan geworden. An der Kelten-Tagung danach wird der «Tägel-Leistler» Jean-Richard mit dem rechtsextremen «Tat»-Journalisten Mohler in dionysischer Hochgestimmtheit

hier oder dort einen dieser mächtigen Bäume umtanzt haben. Die hohe, steinerne Umfriedung trennt eine aristokratisch freie Welt vom engen Alltag des waadtländischen Bauerndorfs: Wer diesen Park besitzt, besitzt die Kulissen seiner utopischen Träume. Hier, denkt man, müsste es auch möglich sein, eine Privatschule auf die Beine zu stellen. Nach dem kleinen Rundgang bedankt man sich vorn bei der Treppe höflich bei den heutigen Besitzern, beim Arzt oder beim Kunstmaler, deren Gemahlinnen beide der noblen Berner Familie Benteli entstammen. Die beiden Paare haben die Besitzung vor einigen Jahren von einem Engländer übernommen, der sich Lord Maxwell nannte. Müllers «Freie Schule» ist längst spurlos verschwunden.

Während in Bern nach der Pädagogen-Tagung im April 1957 rund um den «Kerzenkreis» der Streit um Begerts Person die Gemüter erhitzt, hat Rudolf Müller in Vallamand nun die alltäglichen Probleme zu lösen, die sich daraus ergeben, dass er eine Schule leitet, die noch keine ist. Zwar beherbergt er neben seinen eigenen Kindern, die zu unterrichten wären, einige «Töchter» aus Kurt Gauglers Wilderswiler Institut «Sunny Dale», jedoch habe es in diesen ersten Monaten «keine Schule im engeren Sinn» gegeben, wie sich Müllers Tochter Catherine Radelfinger Müller heute erinnert. Was es gegeben habe, seien die Gartenarbeiten im Schlosspark gewesen und Schnitzeljagden mit Zeno Zürcher, der, seit er auf der Gumm in der Staatsschule eine Ausstellung hat, jede freie Minute, Wochenende für Wochenende, ehrenamtlich auf Schloss Vallamand arbeitet. Weil mindestens ein schweizerisches Lehrerpatent vorgewiesen werden muss, um eine Privatschule führen zu können, ist Müller auf die «Tägel-Leistler» angewiesen. Neben Zeno Zürcher, der vor allem Spiel- und Wandertage betreut, engagieren sich als Lehrer auch René Neuenschwander und, sporadisch, Georges Jean-Richard, er allerdings ohne abgeschlossene Lehrer-

[287]

ausbildung. Im letzten Trimester des Jahres 1957 scheint allmählich ein Schulbetrieb in Gang zu kommen, jedenfalls unterrichtet Neuenschwander die Öffentlichkeit vom übergeordneten Thema «Amerika», das zur Zeit bearbeitet werde: «Die Jungen spielen Indianer, die Mädchen träumen von Hollywood. Man kritisiert, lobt oder tadelt den Yankee, begeistert sich am ‘American way of life’ und ahmt ihn nach.»

Die Etablierung von Peter Petersen als pädagogischem Leitstern misslingt Neuenschwander freilich. Zeno Zürcher erinnert sich: «Der einzige, der vermutlich wirklich genau gewusst hat, was die Jena-Plan-Schule wäre, war René.» Tragende Idee sei eher ein Antischulgedanke gewesen als Überlegungen, wie eine andere Schule aussehen könnte. Zürcher: «Klar war uns, dass alle Leute verflachen in der Staatsschule. Sie kann

nicht individualisieren, sie kann nicht auf die Begabten, nicht auf die Sensiblen eingehen. Wir wollten deshalb eigentlich die herkömmliche Schule aufheben. Irgendwo in unseren Köpfen war die Idee, Schule finde nicht in der Schule statt, Schule sei etwas wie Leben; lernen deshalb etwas, das man nicht in der Schulstube tue.» In diesem Punkt treffen sich die «Tägel-Leist»-Pädagogen mit den Ansichten Rudolf Müllers, der das Projekt Vallamand ja nicht zuletzt deshalb realisiert, weil er seinen Kindern die staatliche Schule ersparen will. Daneben allerdings habe Müller, so Zürcher, «eigentliche pädagogische Interessen höchstens innerhalb seines künstlerischen und seines ernährungsreformerischen Denkens» gehabt: «Eine Didaktik oder eine Methodik, ein pädagogisches System hat ihn nicht interessiert.» Für Müller stand die Selbstversorgung im Zentrum der Schulidee. «Sehen, woher die Sachen kommen, selber pflanzen, pflegen, ernten, zubereiten und essen – das war in Vallamand die halbe Schule», sagt Zürcher.

In der «Sonnseitig leben»-Ausgabe vom August und September 1958 meldet Müller, dass er nun einen Musikerzieher für «Einzel- und Gruppenunterricht in Klavierspiel, Rhythmik und allen musiktheoretischen Fächern» habe gewinnen können: den 52jährigen

[288]

Bohumil Gustav Adolf Havlik aus Dresden, der als Leiter einer Meisterklasse für Musik und Bewegung an den Deutschen Meisterstätten für Tanz in Berlin, als Dozent für Klavierspiel an der Staatlichen Musikakademie in Dresden, Professor für Klavierspiel und Rhythmik an der Hochschule für Musik in Rostock und Professor für Klavierspiel, Rhythmik und Methodik an der Hochschule für Musik in Halle bestens auswiesen sei. In einer programmatischen Erklärung, die Havlik für Müllers Zeitung verfasst, vertritt er pädagogische Ideen, die nicht nur Müller, sondern auch die Leute des «Tägel-Leists» angesprochen haben müssen: «Es liegt uns nichts ferner, als blasse Ästheten oder blasierte geistige Snobs heranzüchten zu wollen. Eine Wiederherstellung der Verbundenheit des Menschen mit der Natur ist das unabdingbare Fundament aller geistigen und somit auch musischen Bemühungen.» Seine Zuwendung zur musikalischen Erziehung von jungen Menschen und Kindern sei «die Konsequenz aus unserer gegenwärtigen kulturellen Situation»: «Wir verfügen heute zwar über eine grosse – vielleicht sogar zu grosse – Anzahl hervorragender Künstler; was sich dagegen immer mehr verringert, ist der Kreis des musikliebenden, musikverständigen und zu Hause selbst musizierenden Publikums. Die zunehmende Mechanisierung und Automatisierung unserer Zivilisation, die atemlose Jagd nach Profit, die Gier nach Sensationen oder mühelos erhältlichen Zerstreuungen – das alles hat auch in jenem Bereich den Begriff der ‘Bildung’ weitgehend

entwertet und schon kaum mehr erstrebenswert gemacht.» Müller, laut Zürcher, ein «total titelgläubiger Mensch», ist von Havlik begeistert und lässt sich trotz Finanzknappheit den Flügel, den er dem Meister ins Schloss Vallamand stellen lässt, um die 5 000 Franken kosten. Vermutlich schon bald teilen sich Müller und Gaugler die Kosten für den Musikpädagogen, auf jeden Fall pendelt Havlik 1959 zwischen Wilderswil und Vallamand hin und her. Havlik wird als merkwürdiger Mensch, als langer Mann beschrieben, sehr verschlossen, der am Flügel «wie ein Halbverrückter» gespielt habe. Er sei ein «Gschtabi» gewesen, steif, mit um die Beine schlottern-

[289]

den Hosen, ein Eigenbrötler, ein Grübler, der oft für sich allein gesessen sei und nie über seine Herkunft oder seine Geschichte gesprochen habe. Sein Gesicht sei mager und blass gewesen, die Haut hässlich mit vielen Narben, die Hände gelb vom ewigen Rauchen. In seinem Unterricht sei er merkwürdig zackig gewesen. Zwar habe er mit den Kindern gerne Wanderungen gemacht, sei aber derart forsch ausgeschritten und über derartige Distanzen, dass die Märsche den Kindern kaum zumutbar gewesen seien. Die Organisation des Schulbetriebs habe er Müller vollkommen überlassen und sich nach seinen Lektionen jeweils sofort wieder in sein Zimmer zurückgezogen. Mit seinem zweifellos ausgezeichneten Klavierspiel konnte sich der «Tägel-Leist» nicht anfreunden, weil Havlik ausschliesslich moderne Komponisten spielte – was weiter nicht erstaunt, war er doch auch eine Zeitlang musikalischer Leiter der Tanzschule von Gret Palucca in Dresden, die ihrerseits eine der bedeutendsten Schülerinnen der avantgardistischen Ausdruckstänzerin Mary Wigman gewesen ist. So virtuos, wie er Bartók und Strawinsky zu interpretieren wusste, so virtuos habe er als pädagogischer Tyrann die Kinder geplagt. Zu seinen Strafen habe tagelanger Zimmerarrest genauso gehört wie der geisttötende Auftrag, das «Schneewittchen» siebenmal abzuschreiben.

An Silvester 1958 trifft aus Kamp Lintfort am westlichen Rand des Ruhrgebiets das neue Au-pair-Mädchen ein: die 22jährige Gretel Achterath. Sie wird von Rudolf Müller mit seinem alten Citroën am Bahnhof von Faoug abgeholt: «Er hat mir Eindruck gemacht. Er hatte ein liebenswürdiges Lachen. Gleichzeitig hatte ich auch Ängste», sagt sie heute. In Vallamand beeindruckt sie zwar der Park, der See und die Ambiance im Haus, «die grossen, schönen Räume, die Riesenbilder und Skulpturen von Müller überall», daneben aber habe das Ganze «trist und nicht sehr gepflegt» gewirkt. Abgemacht gewesen sei, dass sie ein wenig zu den Kindern schaue und dafür Französischunterricht erhalte. Es kommt anders. Obschon in diesem Winter neben Müllers mittlerweile sechs eigenen nicht mehr als vier fremde Kinder in der Privatschule leben und er sich neben der

[290]

Ehefrau Emma und deren behinderter Schwester Louise zwei Gouvernanten hält, wird Achterath sofort eingespannt: «Könntest du mal und würdest du und du solltest noch, und könntest du nicht das und das. Und wie ist's mit dem Kochen, kannst du kochen?» Von Lohn ist keine Rede. Dafür fällt ihr auf, dass sie nicht nur ein schönes Zimmer erhält, sondern vom Schlossherrn bald einmal auf unverfroren anzügliche Weise hofiert wird. Achterath hält den Chef auf Distanz und ist bald einmal von ihrem neuen Wirkungskreis begeistert: Sie hat am Rand des dauernd bombardierten Ruhrgebiets seit 1942 nur eine lückenhafte Schulbildung erhalten, und später, nachdem der Vater an der Ostfront verschollen blieb, musste sie im elterlichen Feinkost-Geschäft mitarbeiten, den Besuch des Seminars in Münster erlaubte ihr die Mutter nicht – jetzt aber, beginnt sie zu verstehen, kann sie hier beim Aufbau einer neuen Schule mitwirken. Bereits laufen die Vorbereitungsarbeiten, um gemäss dem Abkommen, das Müller mit Gaugler geschlossen hat, während der Sommerferien weitere Schülerinnen des «Sunny Dale» übernehmen zu können.

Eine unerfreuliche Episode macht die Situation für die junge Deutsche allerdings schon bald schwierig. Im Frühling erhält sie Besuch von einer Bekannten, die zwei Jahre Gauglers Privatschule in Wilderswil besucht hat. Man plaudert, Achterath lobt Müllers grosse ernährungsreformerische Kenntnisse – sie hat seine Publikationen zu lesen begonnen und beobachtet ihn bei der Arbeit in der Küche mit Interesse –, die Bekannte reist nach Wilderwil weiter, erzählt dort, in Vallamand sage man, in Wilderswil würden alle krank, weil die Ernährung derart schlecht sei, Gauglers Frau greift wutentbrannt zum Telefon und stellt Müller zur Rede, er solle zum Rechten schauen, ansonsten stünden ihre Vereinbarungen zur Disposition, Müller geht tobend auf Achterath los, hält sie von Tisch und Kindern fern, zwingt sie, ihr schönes Zimmer zu räumen und ins Gärtnerhaus umzuziehen, wo er sie vollständig isoliert. Es sei, sagt sie heute, der Ehrgeiz gewesen, ihre Unschuld zu beweisen, sonst wäre sie damals einfach davongelaufen. Nach tagelanger Iso-

[291]

lation fährt sie ohne Rücksprache mit dem Chef nach Wilderswil, um die ungerechtfertigten Vorwürfe zu entkräften, was ihr gegenüber Frau Gaugler und deren Eltern, die das «Sunny Dale» faktisch leiten, dank der Fürsprache des integren, aber unpraktisch veranlagten Kurt Gaugler gelingt. Als Gaugler sofort Müller anruft und sich für Achterath einsetzt, will Müller mit ihr selber reden. Er beschimpft die junge Frau, die sich nicht nur erfrecht hat, ihn als Mann zurückzuweisen, sondern jetzt auch noch eigenmächtig seinen

Geschäftspartner für sich einzunehmen, so eine «verdammte Metze» wolle er nicht mehr im Haus, so eine könne er nicht brauchen. Dann hängt er ein. Gaugler bietet Achterath an, in Wilderswil zu bleiben. Sie jedoch ist in ihrer idealistischen Begeisterung überzeugt, dass sie trotz Müllers Ausfälligkeiten in Vallamand dringender gebraucht werde als in Wilderswil: Dort stehe eine Schule am Anfang. Sie kehrt zurück und wird von der Familie Müller zwar wieder aufgenommen, vorderhand allerdings «wie eine Aussätzige» behandelt. Die Beziehung zum Chef normalisiert sich wohl nicht zuletzt deshalb, weil sich Müller eine Sekretärin zulegt, die seinen Avancen nachgibt.

Im Frühling 1959 tritt für ein knappes Jahr der junge Hans Heiri aus Zürich, der im Gymnasium Probleme hat, in die «Freie Schule» ein, aus heutiger Sicht zweifellos der prominenteste Schüler von Vallamand: Hans Heinrich Coninx, seit 1987 Verwaltungsratspräsident des TA-Media AG-Verlagskonzerns, seit 1992 Präsident des Schweizerischen Verbands der Zeitungs- und Zeitschriftenverleger. Damals hat er, wie er erzählt, bereits am ersten Tag Bekanntschaft mit Havlik gemacht: Als er dem gestrengen Klavierlehrer begegnet ohne ihn ordnungsgemäss zu grüssen, habe ihn dieser dazu verknurrt, fünfzigmal hin- und zurückzugehen und jedesmal korrekt zu grüssen. Stoffmässig habe die Schule nicht viel gebracht, erinnert er sich. «Dädy» Rudolf Müller habe Zeichnen unterrichtet, Achterath Werken, Havlik Klavier. Ansonsten habe er unter Anleitung von Emma Müller den Garten zu betreuen gehabt, Gemüse- und Kartoffelproduktion, Salat in solchen Quantitäten,

[292]

dass man die Überschüsse habe verkaufen können. Woran sich Coninx auch erinnert: An die vier Tage dauernde bacchantische Jubelfeier zu Müllers 60. Geburtstag um den 19. September und daran, dass der Dädy an einem einzigen dieser Abende bis zu fünf Flaschen Wein getrunken habe.

Unmittelbar danach muss Müller in die Ferien gefahren sein. Allerdings stand die Abfahrt unter einem schlechten Stern: Achterath, die er einlud, ihn zu begleiten, gab ihm wieder einen Korb, und mit der Sekretärin konnte er sich auch nicht einigen. Schliesslich packte er wütend seine Frau und zwei der Kinder ins Auto und brauste los. Tags darauf kommt der Anruf aus Marseille: Müller hat eine Frontalkollision gebaut, die Kinder sind leicht, die Eltern schwer verletzt. Damit ist die «Freie Schule» in Vallamand akut gefährdet. Mit jenen Schülerinnen, die für die Herbstferien aus Wilderswil angemeldet sind, wird man in den nächsten Wochen 24 Kinder und Jugendliche zu betreuen haben. Im Haus sind Gretel Achterath, die behinderte Louise Mertz, noch eine der Gouvernanten und die Sekretärin – ausserdem Havlik. Aber der ist keine Hilfe, im Gegenteil. Jetzt,

wo der Chef weg ist, tyrannisiert er die Kinder und das Personal nach Belieben. Vallamand wird zur Hölle. Das Haus voller Zöglinge, zu wenig Personal, keine Leitung, dafür ein Haustyrann – die Situation ist untragbar. Die überlasteten Frauen rufen Zeno Zürcher zu Hilfe, der seit einiger Zeit im Nebenamt formell als «stellvertretender Leiter der Schule» wirkt. Zürcher verfasst Havliks fristlose Kündigung: Er habe sich «gegen das in unserm Hause übliche Arbeitsteam sowie ganz allgemein gegen die gute Sitte in gravierender Weise vergangen». Das Schreiben geht Express nach Frankreich, wo es Müller im Spital zusammen mit einem dringlichen Begleitbrief erhält: Wenn er nicht handle, sei Vallamand in kurzer Zeit am Ende. Müller unterschreibt, Havlik zieht nach Wilderswil. Die nächsten vier Jahre arbeitet er im «Sunny Dale» und erlebt aus der Nähe die zunehmende Zerrüttung der Gaugler-Ehe, die damit endet, dass Gaugler sein Institut endgültig verlässt. Am 31. Januar 1964, so hat es die Gemeindeschreiberei

[293]

Wilderswil verzeichnet, habe sich Havlik «abgemeldet ins Bezirksspital Unterseen», am 22. Juli des gleichen Jahres sei er «nach Deutschland ausgeschafft» worden. Die näheren Umstände sind nicht bekannt. Urs Gaugler, heute Leiter der Bildungs- und Tagungsstätte Villa Unspunnen in Wilderswil, ergänzt zu seinem ehemaligen Lehrer lediglich, so viel er wisse, sei Havlik um 1970 in den Rhein gegangen.

Neben der Familie Müller, die nach wie vor in Marseille im Spital liegt, fällt nun in Vallamand auch noch die Sekretärin aus, weil sie sich dazu entschliesst, nach Frankreich zu fahren, um ihren Chef, der beim Unfall am schwersten verletzt worden ist, selber zu pflegen. Emma Müller-Mertz macht ihrer Nebenbuhlerin Platz: Mit zerschnittenem Gesicht und gebrochenen Armen reist sie mit den beiden Kindern, die mit Schnittwunden, Verstauchungen und Prellungen davongekommen sind, nach Vallamand zurück. Gretel Achterath, die heute Zürcher heisst, erinnert sich, «wie die Emma vor der Tür gestanden» sei: «Das ist das Erschütterndste, was ich je erlebt habe. In ihrem verunstalteten Gesicht spiegelte sich die ganze Misere, der Unfall, die finanziellen Probleme und die Ängste, dass auch noch die Ehe kaputtgeht.» Aber viel Zeit zur Begrüssung wird es nicht gegeben haben. Woche für Woche arbeitet Achterath, so gut es geht unterstützt von Zürcher in Oberburg, Neuenschwander in Bern und Gaugler in Wilderswil, nahezu Tag und Nacht für die Schule: «Alle hatten Angst, dass die Schule zusammenbrechen würde. Wir hatten ja kein Geld. Naturalien ja, der Keller war voller Gemüse und Kartoffeln, aber kein Geld. Dann kamen die Herbstferien und damit noch die grossen Mädchen aus Wilderswil, die jeden Abend ausrissen. So musste ich immer wieder ins ‘Du Lac’, um dort den Teufel zu spielen. Nicht die angenehmste Situation.»

Bevor Müller in Marseille entlassen wird, kehrt der Schüler Hans Heiri nach Zürich zurück, schafft die Matur und studiert dann Geschichte, Publizistik, Betriebswissenschaft und Informatik in Zürich und St. Gallen. Trotz der prekären Verhältnisse in der

[294]

«Freien Schule» hebt Coninx heute vor allem ihre Stärken hervor: Vallamand sei eine «Lebensschule» gewesen, die ihm den hautnahen Kontakt mit Kultur und kulturellem Schaffen ermöglicht habe. Dort habe er begriffen, dass im kulturellen Bereich nicht unbedingt die Werke der Berühmtesten die wichtigsten seien, sondern dass gerade auch die Namenlosen grosse Anreger sein könnten. Die Freiheit und die Selbstverantwortung zusammen mit der künstlerischen Atmosphäre habe Vallamand zur «eindeutig glücklichsten Zeit» seiner Jugend gemacht.

Als Müller Anfang Dezember endlich nach Vallamand zurückkehrt, geht es ihm schlecht. Er ist so dilettantisch zusammengeflickt worden, dass er trotz der dauernden Zufuhr von Schnaps gegen die Schmerzen nicht ankommt, Gesicht und Arme sind schlecht verheilt und entzündet. Er begibt sich in Bern erneut in Spitalpflege, um sich mittels verschiedener Operationen die Knochensplitter entfernen und das schief Zusammengewachsene erneut brechen und neu zusammenfügen zu lassen. In Vallamand findet unterdessen, am 12. Dezember, ein typisch tägel-leistscher Beitrag zur Reformpädagogik der «Freien Schule» statt. Mit einer gewohnt launigen Einladung von der «Alp Gumm» werden die Leistmitglieder aufgeboten zum verspäteten «NIKLAUS-SCHRUMM mit Mumm und Vermummung auf Hoch-Schloss zu Vallamand». Zum Treffpunkt ins Restaurant «Brésil» in Bern bringt Golowin ein geverstes Stück mit, das die Weihnachtszeit in vorchristlicher Deutung als Kampf zwischen Hell und Dunkel, zwischen Sankt Nikolaus und dem das Dunkle vertretenden Schmutzli drastisch darstellt. Golowin habe seinen Text vorgelesen, während die Clique, in einem Auto zusammengepfercht, nach Vallamand gefahren sei. Jede und jeder habe eine Rolle bekommen. Man habe das Szenario abgesprochen, dann sei man, beim Schloss angekommen, in ein Zimmer des Gärtnerhauses, habe die Rollen geübt, die Texte memoriert und sich zu verkleiden begonnen. Gemeinsam habe man die Nacht abgewartet, dann seien im Schloss zum Schrecken der Kinder, die in einem Raum versammelt worden seien, plötzlich die

[295]

Lichter ausgegangen. Nun sei Schmutzli – gemimt von René Neuenschwander – das Schloss erobernd aufgetreten und habe nach seinen Getreuen gerufen:

«Aus Frösten, Fluten,
Höllenmoor, Höllenmeer!
Schwört dich mein Wort
Mein schwarzes Heer.
Ihr wart einst Mensch –
Fahl, lieblos, blass.
Leib, Leich zerfiel –
Blieb schaler Hass!
Im Tod euch floh
Das lichte Land,
Weil Lebens Sinn
Ihr nie gekannt.
Euch ruf ich zu –
Es losch das Licht!
Uns ist jetzt Reich!
Und das Gericht!»

Nun tauchen Schmutzlis Getreue, lauter schwarze Gesellen, auf, einer turnt durch den Kamin des Cheminées herunter, andere schwingen sich mit Seilen, die am Schlossdach befestigt worden sind, vom Terrassengeländer durchs offene Fenster in den Raum, landen dort mit Lärm und Gepolter und rufen:

«Kalt, alt die Welt,
Dorr, starr und greis,
Ewig der Reigen
Auf altem Eis.»

Danach treiben sie die verängstigten Kinder zusammen; jene, die zu fliehen versuchen, halten sie zurück und rufen die Herrschaft

[296]

von Tod und Dunkelheit aus. Eine Welt sei das gewesen wie auf den Bildern von Hieronymus Bosch, sagt Zeno Zürcher, nirgends ein Licht, und einige der Kleinsten hätten geheult und geweint. Plötzlich aber sei eine grosse Tür aufgegangen, und Golowin sei als Sankt Nikolaus und Lichtgott in einen roten Mantel gekleidet, umgeben von Kerzenglanz und schönen Engeln, eingetreten:

«Wir brechen allorten

Des Dunkels Macht.
Lichtfunken bringend
In banglanger Nacht.
In Hütten, Schlösser
Führt uns unser Schritt –
Und Glück und Segen,
Die ziehen mit.
Nun weg von hier
Du Schwarzgeschlecht,
Verwehrt dein Ziel –
Raus! Aus dein Recht!»

Nun habe es zwischen den Engeln und den dunklen Gesellen einen hin- und herwogenden Kampf abgesetzt, bis letztere heulend und zähneklappernd durch die Fenster gesprungen seien, hinab über die Treppe und die Verandamauer und schreiend durch den nächtlichen Park bis an den See. Derweil habe der Lichtgott den Sieg über die Finsternis und das neue Jahr verkündet, und die überglücklichen Kinder seien mit Nikolausgaben beschenkt worden. — Aus Erzählungen ehemaliger Schüler und Schülerinnen wisse er, sagt Zürcher heute, dass für sie solche Höhepunkte tägel-leistscher Festkultur prägend gewesen seien.

Im Spital versucht Müller unterdessen seine Personalprobleme zu lösen: In dieser Zeit extremen Lehrermangels im Kanton Bern stellt er als Nachfolger Havliks einen Deutschen an, den er nicht kennt und von dem nur noch bekannt ist, dass er Richter hiess, in

[297]

Deutschland von der Polizei gesucht wurde, sich auf ein Inserat hin gemeldet hatte und in der Folge ein wenig unterrichtete, obschon er vom Schulehalten augenscheinlich nicht eben viel verstand. Gleichzeitig läuft das Au-pair-Mädchen Achterath davon, die für Kost und Logis während dreier Monate die Privatschule vor dem Kollaps gerettet hat, nun aber, nach ihrem turbulenten Schweizer Jahr, in dem sie vieles, nur nicht Französisch gelernt hat, auf Weihnachten unbedingt nach Hause will, um in Ruhe über ihre Zukunft nachzudenken. Um die Jahreswende 1959/60 ist die «Freie Schule» in Vallamand knapp drei Jahre alt, und von den hochfliegenden reformpädagogischen Träumen des «Tägel-Leists» ist wenig realisiert. «In dieser Situation», erinnert sich Zeno Zürcher, «sind sie mir auf die Bude gestiegen oben auf der Gumm. Von allen Seiten hat man mir gesagt, ich müsse nach Vallamand, sonst sei ich dafür verantwortlich, dass das Projekt aufgegeben werde, vor allem Golowin hat starken Druck gemacht.»

Zeno Zürcher lässt sich überreden, kündigt seine Stelle auf Frühling 1960 und übernimmt, nach Richters kurzem Gastspiel, auf diesen Zeitpunkt die Schulleitung in Vallamand. Neuenschwander vermeldet in der Zeitung, Zürcher werde versuchen, «die Ideen der Schulreform, besonders die weitfassenden Programme von Peter Petersen zu verwirklichen». Aus Norddeutschland kehrt nach zweimonatiger Abwesenheit Gretel Achterath nach Vallamand zurück und nimmt trotz eines Angebots, für ein Jahr nach London gehen zu können, ihre nun endlich entlöhnte Arbeit wieder auf. Nach einem «grandiosen» Empfang habe sie den Eindruck gehabt, «jetzt sei alles überwunden und alles gut, und jetzt gehe es aufwärts mit dieser Schule». Auch für Zürcher ist der Frühling 1960 ein grosser Aufbruch: «Ich kam in eine gute Situation, weil alles wirklich noch am Anfang war. In Vallamand habe ich Tag und Nacht für die Schule gearbeitet. Von Müller her hatte ich freie Hand, aber kein Material – es gab noch nicht einmal eine Wandtafel. Und Ruedi war nicht grosszügig in solchen Sachen, weil für ihn gerade das Schulehalten nicht wichtig gewesen ist. Er sagte mir, die Wandtafel

[298]

könne ich selber machen. Ich bin mit den Kindern und dem Leiterwagen hinauf nach Vallamand-Dessus zum Schreiner, habe eine Pavatexplatte geholt und Wandtafelfarbe gekauft. So haben wir als erstes das Schulzimmer eingerichtet.»

In diesem Frühling schlägt für den «Tägel-Leist» die Stunde der reformpädagogischen Praxis: Ein eigener Mann ist pädagogischer Leiter einer Privatschule geworden, vorab der unverwüstliche René Neuenschwander stellt sich in seinen Dienst und vermittelt als Gymnasiallehrer den Ältesten, einer Gruppe von 15- bis 17jährigen Frauen die anspruchsvollsten Stoffe, Zürcher unterrichtet die Jahrgänge der Mittelstufe, Gretel Achterath übernimmt die Kleinen bis zur dritten Klasse. Eine Grundidee des mit exakten Stunden- und Unterrichtsplänen vorbereiteten Schulbetriebs sei gewesen, die Schule aus der Schule herauszunehmen. Zürcher: «Wir versuchten, ein kulturelles Milieu zu schaffen, in dem die Kinder in der Erwachsenenwelt mitleben konnten. Wir machten, währenddem die Schule lief, Tagungen, bei denen man die Kinder als Zuhörer integrierte, obschon sie vom Thema noch nicht viel verstehen konnten. Wir sagten: Die Menschen entwickeln sich nicht, weil sie gute Schullehrer oder Schulmethoden haben, sondern sie werden interessante Leute, weil sie von Kleinkind an in einem Klima gelebt haben, das viele Anregungen gebracht hat. Diesen Aspekt hat ja schon Begert stark gewichtet: die Erziehung des Unbewussten – dass gar nicht das, was man sagt und tut, wirkt, sondern das, worin man lebt. Hier bekommt Ruedi Müller einen Punkt als Pädagoge. Er hat gesagt: Unser Haus muss eine anständige Architektur und harmonische Masse haben, und

es muss voller Kunstwerke, voller guter Bilder sein. Architektur und Kunst kann man nicht lernen, die muss man aufsaugen, indem man darin lebt. Letztlich war dieses Reformschulprojekt, falls es sich von allem Vorhergehenden unterschieden hat, ganz ausgeprägt eine Schule, die über das Dasein, wie es ist, und nicht darüber, was man macht, wirkte.» Wie beim kathartischen Effekt des Nikolaus-Spiels geht es der Vallamand-Schule zum Beispiel auch bei den «Ferienwanderungen» um Grenzerfahrungen, um unvergessliche Erleb-

[299]

nisse. Anfang August 1960 wandert man nach einer Anmarschtour hinter Mürren ohne Ruhetag über die Sefinenfurgge auf die Griesalp, von dort über das Hohtürli zum Oeschinensee, tags darauf hinunter nach Kandersteg und über die Gemmi ins Leukerbad und in den folgenden Tagen auf die Riederfurka, das Eggishorn, an den Märjelensee und über die Grimsel zurück ins Berner Oberland – eine Serie von Wanderungen, die auch für geübte Erwachsene anstrengend wäre. Zürcher und Achterath unternahmen sie jedoch mit einer «verrückten Gesellschaft». «Wir haben damals Kinder aus fast allen Erdteilen gehabt, Südamerika, Japan, Schweden, Deutschland, in jedem Alter. Die Gruppe hat aus Kindern bestanden, die zum Teil zuvor noch nie gewandert sind – zwei Japaner haben zuvor zum Beispiel in Tokio gelebt und sind jeden Tag mit dem Taxi zur Schule gebracht worden. Die beiden sind fast zusammengebrochen. Aber am Schluss sind die Kinder wahnsinnig glücklich gewesen, total begeistert», so Zeno Zürcher.

Im Laufe des Jahres 1960 normalisiert sich der Schulbetrieb bis auf den Gesamtschultag einmal pro Woche für alle Schüler und Schülerinnen zu einem einheitlichen Thema, zum Beispiel «Altgriechenland». Zürcher: «Morgens um halb sieben hat griechische Musik durch den Park geschallt. Die Kinder sind herausgekommen, es gab Gymnastik und einen kleinen Wettlauf durch den Park. Vor jedem Essen sind griechische Lieder in Originalsprache gesungen worden. Zum Frühstück musste Ruedi ein vegetarisches Essen liefern, das es auch in Altgriechenland hätte geben können. Dann war Zimmerdienst. Danach sind wir zuerst alle zusammengekommen zu einer gemeinsamen Lektion, wir lernten ein griechisches Lied, oder René erteilte einen kleinen Altgriechischkurs, oder ich erzählte eine Sage aus der griechischen Mythologie. Danach hatten die einzelnen Stufen getrennte, Griechenland betreffende Programme. Man befasste sich mit Pythagoras, man baute nach Plänen mit Karton ein Modell der Akropolis, man begann, die Schulzimmer mit mäandernden Friesen auszuschmücken. Um elf gab's wieder für alle griechische Geschichte, dann Mittagessen, dann Ruhe.

[300]

Am Nachmittag Gruppenarbeiten oder Sport, nach dem Abendessen ein Konzert mit griechischer Musik.» Halb scheint hier das für Petersen zentrale «Prinzip der Gemeinschaft» realisiert, halb der «Epochenunterricht», wie ihn die anthroposophische Pädagogik eingeführt hat. Zürcher sieht jedoch auch das Eigenständige: «Wir haben das Ganze konsequenter durchgeführt, nicht als Unterricht, sondern als Schule ausserhalb der Schule, die auch die Freizeit und die Ernährung umfasste.» An Weihnachten dieses Jahres reisen Gretel Achterath und Zeno Zürcher gemeinsam nach Deutschland und kehren als Verlobte zurück, was Rudolf Müller mit Unwillen aufnimmt. In gewohnt vulgärer Weise habe er geschimpft, der «dumme Seckel» Zürcher sei dazu da, Schule zu halten und nicht dazu, seine Personalpolitik durcheinanderzubringen.

Zum Abschluss des ersten Schuljahrs unter der neuen Leitung werden die Eltern der Kinder für den 25. März 1961 zu einer ganztägigen Schulabschlussfeier, einem letzten «Griechentag», eingeladen. Am Morgen dieses für die Schule zweifellos ausserordentlich wichtigen Tages beharrt Chef Müller darauf, dass er in Murten dringend Schuhe kaufen müsse. Er setzt sich ins Auto, fährt weg und ist nicht anwesend, als die Eltern eintreffen und der Griechentag mit «Tagwache, Fahnenaufzug» und der «Halbrundstafette» der Wettkampfgruppen ARTEMIS und OLYMPOS beginnt. Erst später sei Müller aufgetaucht und hereingeschlichen, um zu sehen, wie die Stimmung sei. Als er gemerkt habe, dass die Leute begeistert gewesen seien, ärgert sich Zürcher noch heute, habe er sich zu erkennen gegeben: «Grüessech, Müller isch mi Name, das isch mi Schuel.» Um 10 Uhr 30 steht René Neuenschwanders Vortrag «DIE GRIECHEN UND WIR» auf dem Programm. Wie immer hat er sich auch diesmal mit einem perfekten, zwölfseitigen Typoskript in kleinster Zeilenschaltung vorbildlich auf dieses Referat vorbereitet. Nun tritt er vor die erwartungsvolle Gesellschaft und hebt an: «Die Griechen – waren das nicht die, die vor Troja zogen, irgendwelche Verrückte am ägäischen Meer? Mit Verlaub, das ist Sage. Aber das mit dem Dareios, dem Perserkönig? Nichtwahr, das stimmt? Das gab harte

[301]

Hiebe. Bei einem Nest namens Marathon. Und dann ging's zur Abwechslung mal schief aus in dem Engpass der Thermopylen. So haben wir's gelernt. Und wir haben noch viel anderes gelernt, von innerem Streit, von feindlichem Hin- und Herzug, verheerender Stammesfehde. Von der Blüte und vom Verfall Athens. Daten und Männer und wieder Daten. Endlos gereiht. Zum Erbrechen. Vielleicht ein Training des Intellekts, ein geistiger Marathonlauf. Mit vielen Hürden (...).» Plötzlich bleibt Neuenschwander stecken, irritierender Lärm vor der Tür, dann Jubel, ein grosses Hallo, Müller vorneweg. Unan-

gemeldet treffen die Eltern eines bolivianischen Schulkinds ein. An die Fortführung des Referats ist nicht zu denken. Neuenschwanders Reaktion in der Erinnerung von Gretel Achterath: «Er liess es einfach geschehen, hat traurig gelacht, sich zurückgezogen und ist dabei fast kaputt gegangen.» Der Griechentag jedoch, sagt Zeno Zürcher, sei danach programmgemäss weitergegangen und zu einem grossen Erfolg geworden.

Von seinem Unfall hat sich Rudolf Müller nur langsam erholt. Zurückgeblieben sind nicht nur Schmerzen und ein schiefes Gesicht. Gretel Achterath: «Wenn ich ganz ehrlich sein will: Müller musste in einem Schloss leben, er musste einen Park haben, er wollte seine Kinder nicht in eine Staatsschule schicken, hatte kaum ein pädagogisches Interesse – und er musste gut leben können. Diese materielle Ader hat sich nach dem Unfall verdoppelt und vervielfacht.» Seit Zürcher die Schule leitet, schwelt deshalb latent ein Machtkampf zwischen ihm und Müller um den Stellenwert der Schule im Gesamtbetrieb und damit sowohl um die Perspektive des Projekts als auch um die Hierarchie im Haus. Die ganze Schularbeit sei häufig zu einer «schizophrenen Sache» geworden, sagt Gretel Achterath: «Wir haben abend alles im Lot gehabt, und morgen früh um acht war alles kaputt, als hätte Ruedi unter unseren wunderschönen Modellen immer wieder den Teppich weggezogen. Er war stets im Zweifel über uns: Was machen die da jetzt wieder? Das bringt doch keine 'Schtütz'! Er hat Zeno als 'dumme Siech' betitelt, kurzfristig Entscheide im Schulbereich

[302]

widerrufen und ihn noch und noch vor seinen Schulkindern widersprochen.» Der Konflikt beginnt sich ein erstes Mal zuzuspitzen, als Müller mit konkreten Forderungen seiner Schulabteilung konfrontiert wird. Um die pädagogischen Bemühungen abzustimmen, verlangen Zürcher und Neuenschwander eine wöchentliche Konferenz sämtlicher Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, inklusive jener, die in Küche und Garten arbeiten. Alle Anstrengung sollen der Pädagogik dienen, nichts soll losgelöst, zum Selbstzweck werden. Müller macht auf Obstruktion, schiebt für seine Person Zeitmangel vor, befindet, der Gärtner solle Gärtner sein, nicht auch noch über die Schule reden. Zürcher sagt heute, hier habe Müller Angst bekommen, «dass wir Vallamand vereinnahmen, dass wir die Schule zu stark ins Zentrum stellen wollten». Die Konferenz kommt nicht zustande.

Der entscheidende Konflikt entbrennt schliesslich um die Funktion des Gärtners. Auf Ende 1960 hat sich Müller auf Druck der Schulabteilung gezwungen gesehen, seinen Gärtner zu entlassen, der zwar sehr viel gearbeitet und sehr viel produziert, aber zu den Kindern keinen Zugang gefunden habe, wie sich Zeno Zürcher erinnert. Er sei jähzornig gewesen und habe die Kinder geschlagen. Seine Entlassung sei mit der Begründung ge-

fordert worden, zum Schulkonzept gehöre, dass die Kinder auch im Garten unter pädagogischer Anleitung arbeiten könnten, deshalb müsse auch der Gärtner ein Pädagoge sein, der den Kindern Beete zuweise, Verantwortung übergebe und sie bei der Pflege ihrer Pfanzen anleite. Müller gibt erst nach, als er daran erinnert wird, er könne es sich als Schulleiter nicht leisten, dass seine Zöglinge geschlagen würden – wenn das deren Eltern mitbekämen, verliere er sie und damit das Schulgeld. Bei der späteren Scheidung von Rudolf und Emma Müller-Mertz hat sich der Gärtner schriftlich für die Entlassung gerächt: «Stets stand ich in Opposition gegen dieses unmoralische Leben. So verliess ich dann die Stelle, nachdem ich wegen der stetigen Sauferei Streit bekam. (...) Die Leitung der Schule war sehr fragwürdig. Ein junger Primarlehrer gab Sekundarschule, die

[303]

Unterstufen wurden von einem deutschen Dienstmädchen unterrichtet, das ein Verhältnis mit dem Lehrer hatte. Handarbeit gab eine ehemalige Gärtnerin ohne jegliche Bildung. Stets wurden Dienstmädchen gesucht, alle aber erkannten bald die schlampige Leitung und machten sich selbst zu Lehrerinnen und Leiterinnen.» Der Streit um den Nachfolger dieses Gärtners wird zum entscheidenden Machtkampf. Der neue Gärtner heisst Eppler, kommt aus Ostdeutschland und ist das Gegenteil seines Vorgängers, produziert weniger, aber ist schnell ein Freund der Kinder und arbeitet geduldig mit ihnen zusammen. Müller wirft Eppler, dessen Frau hochschwanger ist, Faulheit vor, Ende Mai 1961 kündigt er ihm fristlos. Gretel Achterath, die Sekretärin und Zeno Zürcher solidarisieren sich mit der Gärtnersfamilie und schreiben Müller am 31. Mai in einem Brief: «Lieber Rudi, es ist zwar gewöhnlich nicht Sache der Angestellten, sich mit den Anstellungsverhältnissen anderer Mitarbeiter zu befassen. Für einmal aber sehen wir uns vor allem moralisch dazu verpflichtet. Gestern erhielten wir von der verzweifelten (im 8. Schwangerschaftsmonat stehenden) Frau Eppler den Inhalt Deines Kündigungsschreibens zu Gesicht. Wir fühlen uns als Mitangestellte verpflichtet, etwas für die Familie Eppler (vor allem in Anbetracht der baldigen Niederkunft) zu tun. Wir bitten Dich also, die Kündigung des Arbeitsverhältnisses mit Herrn Eppler um mindestens 3 Monate zu verschieben. Ist es Dir unmöglich, dieser Bitte zu willfahren, so müssten wir uns entschliessen, unsere Stelle als Mitarbeiter in Vallamand ebenfalls zu kündigen.» Müller hält Epplers Kündigung aufrecht. Auch die Unterzeichnenden des Briefes halten Wort: Sie kündigen Mitte Juli auf den 30. September 1961. Als klar wird, dass Müller auch jetzt nicht nachgibt und sein gesamtes Personal ziehen lassen will, sehen sich Zürcher und Achterath auf bittere Weise um ihre heimlich gehegte Hoffnung betrogen, die Privatschule gemeinsam und längerfristig auf- und ausbauen zu können. Gretel Achterath: «Beim Abschied von Vallamand bin ich einen Tod gestorben.» Und Zeno Zürcher: «Mit

einem Brief haben wir die Freie Schule Vallamand in

[304]

die Luft gejagt. Noch heute frage ich mich: Was soll man machen in einer solchen Situation?»

Rudolf Müller hat seine Schule im Herbst 1961 sang- und klanglos eingehen lassen und das Schloss in ein «Heim für neuzeitliche Ernährung und Erwachsenenbildung» umfunktioniert. Im Frühjahr 1970 will «ein englischer Graf Vallamand besetzen», schreibt Müller dannzumal in einem Brief, «und hat uns nahegelegt, das Feld zu räumen. Da ich – wieder einmal – ein neues Leben beginne, habe ich nichts dagegen, die Schiffe hinter mir zu verbrennen.» Vom grossen Abschiedsfest auf Schloss Vallamand gibt es Fotografien. Eine davon zeigt Zeno Zürcher als Geiger, mit aufmerksamem Blick den singenden Schlossherrn begleitend – längst hat man sich wieder versöhnt. Müller zieht nach Bern und wendet sich – mittlerweile zum dritten Mal geschieden und zum vierten Mal verheiratet – wieder seiner bildhauerischen Arbeit zu. Anlässlich der Feier zu seinem 80. Geburtstag im Herbst 1979 auf dem Gurten sei es – das haben verschiedene Zeugen und Zeuginnen bestätigt – zu einer denkwürdigen Versöhnung zwischen ihm und dem gesundheitlich bereits angeschlagenen Fritz Jean Begert gekommen. Müller ist 1986 gestorben und liegt in Ittigen bei Bern begraben.

Zeno Zürcher und seine Verlobte Gretel Achterath ziehen in jenen Septembertagen nach Bern. Es ist die Zeit, in der Walter Zürcher im Keller der Junkerngasse 37 den «Kerzenkreis» wieder aufleben lässt. Zeno, der letzthin als Obmann seinen «Tägel-Leist» mit dem Siebenpunkteprogramm zu einem Neuanfang aufgerufen hat, bezieht, ohne Geld und verschuldet, «irgendwo zuoberst» in der Lorraine eine Mansarde, kämpft zunehmend mit seinem Asthma und begibt sich auf die monatelange Suche nach einer neuen Lehrerstelle. Noch Bewerbungen in den hintersten Krächen werden mit der lakonischen Antwort abgelehnt, man habe einen Seminaristen vorgezogen. Damals habe ihm, der als Begertianer und als einer, der zugunsten von Vallamand eine Staatsstelle gekündigt habe, bekannt war, ein Schulinspektor gesagt: «Herr Zürcher, Sie bekommen keine Stelle in unserem Kanton; Sie

[305]

müssen es gar nicht mehr versuchen. Wir sind alle im Bild über Sie. Keine Gemeinde nimmt Sie, die werden von uns her alle informiert.» Nach Stellvertretungen, die ihm schliesslich vom liberalen städtischen Schulinspektor Hegi zugestanden und von diesem

intensiv überwacht worden seien, erhält Zürcher vom Staat Bern nochmals eine Chance. Auf Frühling 1962 wird er Primarlehrer am Pestalozzi-Schulhaus. — Achterath lebt diesen Winter als Gouvernante bei der Wirtsfamilie Giger, die zuoberst in der Kesslergasse die «Harmonie» betreibt. Die Kinder kennt sie bereits, sie haben jeweils ihre Sommerferien in Vallamand verbracht. Im übrigen sei sie geschlaucht worden, weil man gefunden habe, sie könne noch gar nichts; wenn sie je heiraten wolle, müsse sie doch wissen, wie es in einem Berner Haushalt etwa zugehe. Geheiratet hat sie dann bereits im Frühling 1962, weil Zürcher und ihr an der Hochfeldstrasse 110 eine Wohnung angeboten wurde. Als Konkubinatspaar hätte man zu jener Zeit niemals eine eigene Wohnung bekommen.

23.

Und Fritz Jean Begert?

Als er im Frühling 1956 mit Hilfe des Sigriswiler Dorfpatriarchen, des Sekundarlehrers und Schriftstellerkollegen Adolf Schaer-Ris, die Lehrerstelle im Weiler Ringoldswil erhält und damit in die engste Heimat zurückkehrt, ist er ein Gescheiterter. Die Vorschusslorbeeren für den panidealistischen Reformpädagogen sind längst verwelkt, die Familie hat er verloren, er ist verschuldet, Trinker und zu viel allein. Der damalige Präsident des Berner Schriftstellervereins, Paul Eggenberg, erinnert sich, dass Begerts erster Lohn in Ringoldswil nicht weit gereicht habe, was er seinem Mentor Schaer-Ris im Dorf unten klagen gegangen sei: «Sagt der: ‘E los, dann geh zum Gemeindekassier und sag ihm, du solltest einen Vorschuss haben. Aber danach nimmst du dich zusammen, gäu, dieses Geld kommt nicht ein zweites Mal!’ Begert hat den

[306]

Vorschuss bekommen, einen grossen Teil des nächsten Monatslohns. Er ist damit ab nach Thun ins Dancing, und dort hat er zu festen begonnen. Und gegen Abend ist er nach Gunten in die Bar des ‘Hirschens’ gekommen und hat alle freigehalten. Und als sie die Bar geschlossen haben, hatte Begert keinen Rappen mehr. Einfach nichts mehr, gar nichts mehr. Morgens um zwei musste er zu Fuss eine Stunde bergauf nach Ringoldswil. So ist Begert gewesen: Hundert Franken irgendwie, irgendwo bekommen, zweihundert ausgegeben. Und alles eingeladen rundum. Und immer Frauen dabei, ganz klar. Er verstand sich als Künstler und die wallende Mähne hat unerhört gut dazu gepasst.» Begerts Kollege Hansrudolf Zbinden, der ihn Anfang August 1957 zusammen mit der jungen Frau namens Marlen auf dem unerfreulichen Ausflug nach Vallamand begleitet hat, sagt heute, Begert habe sich trotz Geldknappheit öfter per Taxi über grössere Distanzen chauffieren lassen. Irgendwie sei er immer wieder zu Geld gekommen, in diesem Punkt

sei er wirklich genial gewesen. Wenn ihm aber das Geld einmal ausgegangen sei, habe er sich gewählt auszudrücken verstanden: «Meine Mittel sind erschöpft», habe er dann gesagt und ergänzt: «Ich lande sowieso einmal im Armenhaus.» Viel später hat ein Journalist des «Feuille d'avis de Lausanne» geschrieben: «F.-J. Begert aime à le répéter: il pense qu'il finira sa vie clochard en Provence.»

Begert ist immer ein Rotweintrinker gewesen. Spätestens seit er in Ringoldswil lebt, hat er Alkoholprobleme. Der ehemalige Thuner Alkoholfürsorger Martin Maron erinnert sich an ihn als einen, der sich zeitweise beherrschen konnte und sich immer wieder bemüht habe, vom Alkohol loszukommen, «aber ohne längeren Erfolg». Ein regelmässiger Kontakt zu ihm habe nicht bestanden, weil Begert «in irgendeiner Form von Bern her betreut» worden sei. Hansrudolf Zbinden erinnert sich an einen Fürsorger Otto Mühlemann, der sich in Bern um Begert gekümmert habe. Dieser sagt am Telefon, er gehe zwar schon im siebenundachzigsten, trotzdem erinnere er sich an viele Leute, aber an einen Begert «mit kei-

[307]

nem Buchstaben». Beim Sozialmedizinischen Dienst der Stadt Bern, der Nachfolgeorganisation der städtischen Alkoholfürsorge, wird festgehalten, dass allfällige, Begert betreffende Aktenbestände längst vernichtet worden wären. Sei's drum. Gretel Zürcher-Achterath, die ihm seit Ende der fünfziger Jahre ab und zu in den Wirtshäusern Berns begegnet ist, will in dieser Zeit «Begert nie nüchtern gesehen» haben, er habe damals immer irgendwie mit Rotwein und zwielichtigen Frauen zu tun gehabt. Aber auch angetrunken konnte er brillant sein. Eggenberg: «Als Begert in Ringoldswil lebte, war ich ziemlich viel bei ihm oben im Schulhäuschen. Er hatte einen guten Weinkeller mit ausgefallenen Sachen. Wie er den gefüllt hat, das ist mir immer ein Rätsel geblieben. Mit unsäglichem Genuss ist man dann jeweils hinter diesem Wein gesessen. Und dann ist Begerts unheimliche Eloquenz zum Vorschein gekommen. Er konnte über ein Glas Wein Worte finden, Wortspiele, Beschreibungen, philosophische Betrachtungen – ganz verblüffend. Das waren amüsante und interessante Momente, Stunden, in denen man wirklich die Zeit vergessen hat.» Der Schriftsteller Kurt Marti erinnert sich, einmal zusammen mit Begert nach einem Schriftstellertreffen im Auto nach Bern zurückgeführt worden zu sein: «Mein Eindruck war: Pädagoge? Komischer Pädagoge. Zwar lustig, voll von Schnurren und Spässen, ein Süffel, der die wildesten Sachen erzählt hat – bis hin zum Historiker Hans Mühlestein, den er auch noch gekannt hat und den er für dessen Tat bewunderte, mit einigen Soldaten zusammen 1918 in Göttingen ein paar Tage die Macht an sich gerissen zu haben.» Trank Begert weiter, wurde er burschikos – Zeno Zürcher

erinnert sich an zwei seiner Trinksprüche: «Was nützt mir das Wasser, wenn es nicht gebrannt ist?» und «So lang eine ohni Schtäcke cha am Bode lige isch er nid bsoffe» –, redete dann, wie Zbinden sagt, zunehmend «sehr grob, primitiv und obszön über Frauen» und konnte im Wirtshaus schliesslich auch «agressiv» werden und «Leute fürchterlich anpöbeln» wie sich Gretel Zürcher-Achterath erinnert. Wie Begert seine rhetorische Brillanz zurückgewann, wenn er sich vor einem Auftritt

[308]

krank oder schlecht fühlte und unmöglich meinte reden zu können, erwähnt Guido Haas: «Man musste ihm nur eine Flasche Wein hinstellen, wenn er kam, dann ging es zehn Minuten, und er konnte glänzend erzählen.»

Fritz Jean Begert muss sich Ende der fünfziger Jahre zunehmend an der Grenze zur sozialen Auffälligkeit bewegt haben. Gleichzeitig erlahmt sein Engagement für den «Kerzenkreis». Für die 38. Zusammenkunft der Untergruppe «zum Studium der grossen Pädagogen» am 14. November 1959 und für die «pädagogische Fahrt» der Untergruppe nach Burgdorf am 6. Dezember verfasst er zum letzten Mal schriftliche Einladungen. Seine Vortragstätigkeit im «Kerzenkreis» nimmt kontinuierlich ab: Während er 1958 nach der Spaltung im April im Laufe des Jahres acht Abende bestritten hat, tritt er 1959 noch fünfmal, 1960 viermal, 1961 dreimal, 1962 und 1963 je zweimal und schliesslich 1964 noch ein letztes Mal auf. Im Herbst 1958 beginnt er mit biografischen «Mitteilungen» zu Menschen, die für ihn bedeutend sind, von Wladimir Astrow (241. Abend) über Eleonora Duse (205. Abend) bis zu Franz von Assisi (265. Abend). Ab Frühling 1960 stellt er noch einmal in mehreren Referaten seine pädagogischen Grundgedanken vor. Den wichtigsten Vortrag in diesem Zyklus hält er allerdings in einem grösseren öffentlichen Rahmen. Am 16. Juni 1960 spricht er auf Einladung der «Freunde des Werkes von Fritz Jean Begert», der «Gruppe zum Studium der grossen Pädagogen» und des panidealistischen «Vereins für Menschenkenntnis» – vermutlich also auf Einladung von Walter Zürcher – im Restaurant «Bürgerhaus» unter dem Titel «Die gegenwärtige und die zukünftige Schule» über «grundlegende Schul- und Erziehungsfragen». Er gliedert seinen Vortrag in elf Abschnitte, die auf der Einladung thesenartig vorgestellt werden und sein pädagogisches Weltbild noch einmal umreissen: «1. Genügt die heutige Schule angesichts der ungeheuren Gefahren, welche die Menschheit bedrohen? 2. Schule und Untergang der Volkskultur. 3. Vom kollektivistischen, utilitären, rationalistischen und bürokratischen Charakter der heutigen

[309]

Schule. Die Schule als Kind des Materialismus. Überschätzen der formalen Bildung. 4. Individualistische Strömungen in der Pädagogik. 5. Warum scheiterten viele Schulreformversuche? 6. Warum werden die Ereignisse psychologischer Forschung bei der Gestaltung der Schule so wenig berücksichtigt? 7. Inwiefern führt die heutige Schule zu einer grossen Vergeudung von Kraft und Zeit? 8. Verhältnis von Schulideal und Schulform. 9. Wege zur Auflockerung des starren Schulsystems und zur Überwindung des nivellierenden Massenbetriebs. 10. Primitives und differenziertes Gruppensystem. 11. Unsere Forderung: Die heutige Schule ist möglichst abzubauen, dafür müssen die Erziehungsstätten so gestaltet werden, dass eine neue Kultur entstehen kann!» Der Text des Referats liegt nicht vor, aber laut der Berichterstattung des «Bund» plädiert Begert an jenem Abend für eine «gründliche Schulreform», und zwar durch die «Anwendung eines Schul- und Erziehungssystems, das die psychologischen Erkenntnisse des neuzeitlichen Individual- und Soziallebens auf die Formen und Methoden des Unterrichts und der Erziehung überträgt». Der «pestalozzische Individual- und Selbstkraftgeist» müsse sich heute gegen «die Vermassung und Schematisierung» wehren, was allerdings «nicht einen Zerfall der Gemeinschaft und der Ordnung, sondern im Gegenteil das Einspannen der persönlichen Eigenart und Fähigkeit in die Aufgaben der Allgemeinheit» bedeute. Erreichen will er diese Reform nicht nur durch die «räumliche 'Entmassung'» durch Einführung kleiner Schulpavillons, sondern vor allem durch Reduktion des «formalen und materiellen Bildungsstoffs» zugunsten der «geistig- seelischen Vertiefung und Entfaltung».

Seinen letzten Vortrag im «Kerzenkreis» hat Begert im Mai 1964 Stanislaw Vincenz gewidmet (387. Abend). Dass seine Faszination als Vortragender bis zum Schluss nicht nachgelassen hat, belegt der Brief des Panidealisten Heinz Balmer an ihn: «Welche Fülle von Anregungen Sie immer verströmen! Ich habe mir Notizen gemacht, gleichsam, um den Kessel unterzuhalten, um etwas aufzufangen; aber Sie waren – wie Alexander von Humboldt – ein

[310]

Brunnen, der zugleich aus vielen Röhren sprudelte; der Bleistift eilte, unter diese, unter jene Röhre den Kessel hinzuhalten. Wie gut haben Sie Vincenz beschrieben, seine Anliegen, und wie mächtig die Spannung gesteigert durch die Reisebeschreibung! Und wie ganz Polen im Hintergrund stand! Es ist die beste, schönste Art, von Vincenz zu sprechen; nie habe ich so gut über ihn erzählen gehört.» Nach diesem Abend ist Fritz Jean Begert in Bern nie mehr öffentlich aufgetreten.

Begerts Rückzug von Bern hat wohl viele Gründe gehabt, sicher aber betraf einer davon

Therese T. Wann Begert die junge Frau aus Sigriswil kennengelernt hat, ist unklar. Seit er aber im April 1958 wieder im «Kerzenkreis» verkehrt, taucht im Gästebuch auch ihr Name auf. Hansrudolf Zbinden erzählt, dass sie Begert damals in Ringoldswil öfter besucht habe. Wegen des Geredes, das deswegen entstanden sei, habe Begert für ihre Treffen in Thun ein Zimmer gemietet. Sie sei, erinnert sich Eggenberg, «eine dieser Dienerinnen» gewesen, «die um ihn herumscharwenzelt sind. Sie war noch ein 'Meitschi' und hat ihm schon die Hände unter die Füsse gelegt. Und er hat sich das gerne gefallen lassen.» Und Walter Zürcher: Begert sei mit T. «vielleicht drei, vier Jahre gegangen». Aus Notizen, die sich Michael Begert von Gesprächen mit seinem Vater gemacht hat, rekonstruiert er folgendes: «Therese T. hat später gleichzeitig noch einen weiteren Freund, einen einflussreichen Mann aus der Thuner Geschäftswelt. Am 25. Juni 1961 bringt sie einen Sohn zur Welt. Der Geschäftsmann bestreitet die Vaterschaft (der Blutgruppentest fällt negativ aus, Begert vermutet Bestechung oder Beziehungen). Der Verdacht der Vaterschaft fällt auf ihn. Lange Untersuchungen in einer Klinik in Basel; Gerichtsverhandlungen (Begert: 'Das kam mich alles teuer zu stehen'). Die Untersuchung in Basel spricht auch gegen seine Vaterschaft. Trotzdem wird er von der Behörde als Vater betrachtet und muss für den Buben Alimente bezahlen. Der Knabe wird am 16. 3. 1966 bevormundet.» Damals habe sein Vater auch zu ihm gesagt: «In diesem Alter hat man noch ein Bedürfnis zu lieben, und Beatrice war zu wenig da.»

[311]

Im Umfeld des «Kerzenkreises» hat man Kenntnis von der Schwangerschaft der häufigen Besucherin T., die auch die Veranstaltungen der Untergruppe «zum Studium der grossen Pädagogen» laut Gästebuch, wo sie jeweils unmittelbar unter Begert signiert, regelmässig besucht – bis zum 28. Januar 1961. Zu diesem Zeitpunkt ist sie ungefähr im vierten Monat schwanger. Wahrscheinlich ist, dass das Fehlen ihres Namens danach und das Ende der Untergruppe einen Monat später direkt mit der Auseinandersetzung um die Vaterschaft dieses Kindes zu tun hat. Walter Zürcher hat die Ereignisse ein bisschen anders in Erinnerung, als Begert sie seinem Sohn erzählt hat: «Eigentlich haben alle angenommen, das Kind sei von Begert, auch ich. Er aber hat das bestritten und behauptet, Therese T. sei noch mit einem andern zusammengewesen. Offenbar hatte er da einen begründeten Verdacht. Er hat dann aber die Blutgruppenuntersuchung abgelehnt, was mich auch irritiert hat. So ist's zum Prozess gekommen, den er, soviel ich weiss, verloren hat.» Tatsache ist, dass Begert zur Vaterschaft verurteilt worden ist, wie ein vorliegender Zahlungsbefehl für ausstehende Alimentenzahlungen vom 23. Februar 1970 über gut 5 000 Franken beweist. Begert hat den Buben nie als seinen Sohn anerkannt.

Am 30. April 1964 wird in Lausanne die Schweizerische Landesausstellung, die Expo '64, eröffnet. Teil des Sektors «Weg der Schweiz», des allgemeinen Teils der Ausstellung, ist eine Holzgerüst-Passage, in der es um «Nos ressources» geht. Das Programmheft gibt die ideologische Einstimmung: «Dank seines Arbeitswillens und der Notwendigkeit, alle seine natürlichen und menschlichen Hilfsquellen wirkungsvoll auszunützen, dank der beruflichen und fachlichen Ausbildung, dem Unternehmungsgeist, der technischen Zuverlässigkeit und der politischen Stabilität ist dieses 'Hirtenvolk' reich geworden. Aus einem Auswandererland, das sie einst war, ist die Schweiz zu einem Land starker Einwanderung geworden, wo Hunderttausende von ausländischen Arbeitskräften den reibungslosen Ablauf der Wirtschaft sichern.» Wie

[312]

Kartenhäuser sind in dieser Passage Ein-Quadratmeter-grosse Schaubilder zusammengestellt. Eines davon zeigt Fritz Jean Begert vor einer Bücherwand, in der linken Hand ein geöffnetes Buch, zu den neben ihm stehenden Kindern sprechend. «Es war absolut beeindruckend», erinnert sich Niklaus von Steiger.

Wie aber kam dieses Bild an die Expo? Plante die offizielle Schweiz damals gar die Anerkennung des Reformpädagogen Begert? Bewahre nein. Der Grafiker, der diesen Teil des «Wegs der Schweiz» gestaltet hat, war Guido Haas, der treue Sekretär der Institutsgemeinde. Als Symbol für die Ressource Reformpädagogik hat er Begert diesen Ehrenplatz gegeben. Reklamationen vom pädagogischen Establishment gegen diese prominente Plazierung eines Aussenseiters seien ausgeblieben, versichert Haas heute. Dafür sind damals auch Begerts Ideen vollständig ignoriert worden. Walter Zürcher hat sich seit Anfang der sechziger Jahre vergeblich bemüht, mit dem Vorschlag einer «pädagogischen Forschungsstätte» begertsches Gedankengut in den pädagogischen Teil der Expo zu schmuggeln. Nachdem er sich als Privatperson auf einen öffentlichen Aufruf hin gemeldet hat, in dem Leute mit Visionen für die pädagogische Vorbereitungsgruppe der Expo gesucht wurden, habe er Einsitz in das Planungsgremium erhalten, das allerdings restlos von Erziehungs- und Seminardirektoren dominiert worden sei. Ihnen hat er als pädagogische Vision eine Variation der holzapfelschen «Akademie der Ausnahmen» vorgetragen, wie es Begert im Juli 1960 vor dem «Kerzenkreis» getan hat: «Unsere Erziehungsstätte beeindruckt den Besucher schon durch ihre edle Architektur, durch die Schönheit der Gärten, Parkanlagen, Felder und Wälder. Sie enthält viele kleine Zellen für Einzel- und Gruppenarbeit, daneben aber auch andere Räume von verschiedenster Grösse, entsprechend dem differenzierten Gruppensystem. In unserer Erziehungsstätte findest du die verschiedensten Schulstufen, auch ein Gymnasium und eine Akademie. Wir fördern

die Wechselwirkungen zwischen den Alters- und Entwicklungsgraden. So weilen auch kleine Kinder und alte Menschen unter uns.

[313]

Unser Institut ist ausserdem eine Schulungsstätte für Erzieher und ein wichtiges Forschungszentrum. Viele Künstler und Gelehrte siedeln sich in unserer Nähe an und arbeiten mit uns zusammen. Unser Heim ist eine Schule der Rücksicht, der Freiheit und Ordnung. Sie hat einen sozialen Charakter. Wir haben bei uns ein neues differenziertes Regierungssystem eingeführt, das Konflikte fast verunmöglicht. Die Kinder besitzen ein abgestuftes Mitspracherecht. Unsere Schule soll ein Bollwerk der Wahrheit und Gerechtigkeit sein.» (296. Abend) Walter Zürcher hat bei den Erziehungs- und Seminardirektoren kein Glück. Zwar sei sein Vorschlag vorerst wohlwollend protokolliert, später jedoch sang- und klanglos, ohne jede Diskussion, verworfen worden. Als er im Sommer 1967 als Journalist in einer Illustrierten Begerts Ideen vorstellt, kommt er noch einmal auf das Projekt zurück: «Wir haben in der Schweiz keine ernstzunehmende pädagogische Forschungsstätte, die wirksamere Schulreformen entwickelt und Modellschulen einrichtet. An der Expo '64 wurde kein einziger moderner Pädagoge vorgestellt oder auch nur eine Reformschule gezeigt.» Danach gibt er noch einmal Hinweise auf Begerts Projekt: «In einer Schulstätte, wie sie Begert vorschwebt, werden etwa 200 bis 500 Kinder von verschieden veranlagten und ausgebildeten Mitarbeitern betreut. Darunter sind ein oder zwei Organisatoren, ein Psychologe und ein ärztlicher Betreuer. Aber auch Handwerker, Berufsleute, Künstler werden ständig oder gelegentlich beigezogen.» Ein gutes Jahr später, bereits unter dem Eindruck der 68er-Unruhen, wird Begert vom «Bund» gefragt, was Erziehung heute tun könne: «Ich erwarte viel von einer neuen Erziehung und Schulung», antwortet er, «die stärker differenziert und individualisiert, die die tieferen Bedürfnisse der Menschen mehr berücksichtigt und die Schulen zu freien, aufgelockerten Stätten wahrer Kultur macht. Wir müssen mit allen Mitteln in den Menschen das Verlangen wecken, von edlen Naturen geleitet zu werden und in keinen Regierungen Unterdrücker der Freiheit zu dulden. Die Stunde ist ernst. Nicht allen ist dies bewusst. Die ganze Menschheit ist bedroht.» Und: «Wenn alle Men-

[314]

schen verschiedenen Idealen dienen, kommt man nicht vorwärts. Eine gewaltige Kulturarbeit, die von einzelnen Zellen, einzelnen Kulturzentren ausgehen wird, sollte dazu führen, dass man sich auf einige bedeutende Ideale einigt und grössere Kreise gewonnen werden. Es gehört zum Wichtigsten und Dringendsten, höhere Ideale, Vorbilder, bessere Orientierungen zu verbreiten!» Bis zu diesen spätesten pädagogischen Stellungnahmen

ist Begert in der Öffentlichkeit dem Panidealismus treu geblieben.

Mit seinem unsteten Lebenswandel und einer pädagogischen Praxis, die in diesen Jahren einen Schulinspektor zu ihm sagen lässt, er betreibe ja eine Privatschule, bleibt Begert in Ringoldswil nicht unumstritten. Er hat neuerdings Probleme mit der Schuldisziplin und vermutet, die Kinder würden von ihren Eltern gegen ihn aufgehetzt. Das programmatische Schild «Schule der Rücksicht» über der Eingangstür hängt er resigniert ab. An die jugendliche Freundin, die man bei ihm jeweils am Morgen die Treppe habe herunterkommen sehen, erinnert man sich in Ringoldswil noch heute. Oder daran, dass Begert bei den Schulreisen am Morgen frohgemut vor seinen Kindern in die Welt hinausgezogen und abends in deren Schlepptau weinselig wieder zurückgekehrt sei. Trotzdem hat man dem merkwürdigen Schulmeister über dem Thunersee ein freundliches Andenken bewahrt. Im Herbst 1981 sind Begerts Ehemalige mit einem Flugblatt folgendermassen aufgeboten worden: «Unser lieber Freund Fritz Jean Begert weilt am 10./11. Oktober 1981 wieder einmal in Ringoldswil. Am 10. Oktober ist unser unvergesslicher 'Volksbildhauer' ab 18.00 Uhr in der 'Krinde' anzutreffen. Saurer Gottlieb wird mit der Handharmonika für gemütliche Stimmung sorgen.» Madeleine Zahnd, die heutige Lehrerin im Schulhäuschen, sagt, über die Persönlichkeit Begerts sei von den Leuten der Gegend auch heute noch manches zu erfahren, über seine Pädagogik kaum etwas.

Zu seinem 60. Geburtstag lädt Fritz Jean Begert am 19. August 1967 nach Ringoldswil. Sein Sohn Michael, zur Zeit in der Infanterie-Offiziersschule, reist aus Zürich in Uniform an. Guido Haas, der

[315]

Sekretär der Institutsgemeinde, kommt mit seiner Frau vorbei. Beiden fällt an diesem Tag eine junge Frau auf, eine Lehrerin aus Thun. Sie heisst Verena B., ist die Tochter des Thuner Bauunternehmers und sozialdemokratischen Politikers Max B. Begert habe das Gespräch an diesem Tag wieder einmal auf sein Lieblingsthema gelenkt, erinnert sich Haas, dass man eigentlich versuchen müsste, eine eigene Schule zu eröffnen. Als möglichen Standort erwähnt er die «Maison de Lerber» im waadtländischen Romainmôtier, ein grosses, aber baufälliges Patrizierhaus mit dazugehörigem Garten und Wald. Die junge Lehrerin B., die von Begert und seinem Projekt begeistert ist, versucht in der Folge, ihren Vater zu überreden, die Maison de Lerber zu kaufen, um Begert doch noch zu seiner Privatschule zu verhelfen. Nachdem Begert eine Expertise beigebracht hat, wonach sich das Haus für eine Privatschule eigne, ist Vater B. damit einverstanden, es zu kaufen. Seine Tochter, eine energische und unternehmungslustige junge Frau, beginnt als nebenberufliche Bauzeichnerin, Pläne für den Umbau des Hauses zu zeichnen. Zwi-

schen ihr und Begert gibt es gar Heiratspläne. Begert kündigt im Sommer 1968 seine Stelle in Ringoldswil. Beim Umzug im Herbst hilft Haas: «Als ich am Umzugstag mit meinem alten VW-Bus ankomme, ist noch fast nichts gemacht. Dabei hat Begert zuvor erzählt, er wolle alle seine Bücher ordnen. Nun muss ich organisieren helfen, damit alles bereit ist, wenn am Abend die Umzugsmänner kommen. Bei jeder leeren Flasche mit dieser oder jener Etikette frage ich ihn, ob er die mitnehmen wolle. Er sagt bei jeder ja und erzählt, mit welcher Person oder welcher Gruppe von Leuten er sie getrunken habe. Es ist ein Wahnsinn gewesen, aber lustig. Schliesslich sind wir doch soweit, dass alles im Umzugswagen verstaut ist und die Zügelmänner nach Romainmôtier losfahren. Wir packen die zerbrechlichen Sachen in den VW-Bus und fahren ebenfalls, bis unters Dach vollgestopft. Begert, der damals schon recht dick ist, nimmt umständlich Platz und tutet zum Abschied mit einem alten Jagdhorn aus dem Fenster, und wieder zur Begrüssung, als wir am späten Abend in Romainmôtier einfahren.»

[316]

In diesen Tagen, am 17. September 1968, schreibt Begert eine achteinhalb Seiten umfassende autobiografische Skizze, über die er den Titel «Fritz Jean Begert / Biographie» setzt. Der Abschnitt «Pläne» belegt, dass er sich wieder einmal in grosser Aufbruchsstimmung befindet:

«1. Gründung einer vielseitigen Erziehungsstätte und pädagogischen Akademie;

2. Gründung einer Stätte zur Erforschung der Probleme der Rangordnung in der menschlichen Gesellschaft;

3. Gründung einer Stätte zur Erforschung der Probleme der individuellen Arbeitsverteilung;

4. Gründung eines Fonds zur Förderung begabter Kinder;

5. Gründung eines Fonds zur Förderung begabter Erzieher;

6. Herausgabe einer pädagogischen Schriftenreihe (ausgewählte Texte);

7. Herausgabe einer pädagogischen Zeitschrift;

8. Gründung eines pädagogischen Museums;

9. Pädagogische Weltreise.»

Kaum ist Begert in Romainmôtier, beginnt allerdings das Privatschulprojekt zu harzen, obschon er von Verena B., die weiterhin in Thun als Lehrerin arbeitet, nach Kräften unterstützt wird. Wie zwanzig Jahre zuvor in Surpierre zögert er auch diesmal, bei der zu-

ständigen, waadtländischen Erziehungsdirektion um die nötige Bewilligung zu ersuchen. Guido Haas erinnert sich: «Immer im letzten Moment hatte Begert vor der Realisierung der konkreten Möglichkeit eine Art Angst, wie wenn vor ihm plötzlich eine Riesenwand stehen würde, die er nicht überwinden könnte. Begert hat damals in Romainmôtier einfach gewisse Schritte nicht unternommen.» Ähnlich sind die Erinnerungen von Max B.: Plötzlich habe der Elan Fritz Jean Begerts nachgelassen, er habe keine Entschlusskraft mehr gehabt. Verena B. schildert Begerts depressive Verstimmungen, während denen er kaum ansprechbar gewesen sei und eine Düsternis verbreitete, die einen flüchten gemacht habe. In solchen Situationen habe er jeweils zum Alkohol gegriffen und dann

[317]

seien seine Rührseligkeit und sein Selbstmitleid vollends unerträglich geworden. Als klar wird, dass das Privatschulprojekt nicht zustandekommen wird, zieht sie sich 1971 von Begert zurück. Zur Heirat ist es nicht gekommen.

Seither bewohnt Fritz Jean Begert die Maison de Lerber, immerhin ein Herrschaftshaus mit einem Dutzend Räumen. Er habe in dieser Zeit eine «Phase mal fröhlicher, mal trauriger Resignation» durchlebt und das Haus als eine Art «billiges Hippiehotel» verwendet für «junge, suchende Menschen», erinnert sich Michael Begert, der in Romainmôtier, als Erwachsener, den Kontakt zu seinem Vater vermehrt gesucht hat. Diesen jungen Leuten habe er als einer, «der sich nicht etabliert hat, schon von seiner Aufmachung her, mit seinen langen Haaren» gefallen, jedoch vergeblich versucht, sie «für den Panidealismus und seine Schulideen zu gewinnen». Ebenfalls um 1971 werden Begert von der Familie B., die die Liegenschaft renoviert und Eigenbedarf anmeldet, für eine symbolische Miete zwei grosse Zimmer im ersten Stock zugewiesen. Finanziell geht es Begert seit 1972 ein bisschen besser, weil er nun die AHV-Minimalrente bekommt, was zusammen mit der Ergänzungsleistung etwa 700 Franken ausmacht. Unterstützt wird er regelmässig vom Berner Schriftstellerverein und von seiner Ehefrau Beatrice Begert-Demetriades, der Psychologin des Pestalozzidorfs in Trogen. Max B. erinnert sich, dass Begert in dieser Zeit täglich in sein Tagebuch schreibt und viel Zeit für sein Archiv aufwendet.

Irgendeinmal zu Beginn der siebziger Jahre, so erzählt Zeno Zürcher, sitzt Fritz Jean Begert allein an einem Tisch im «Untern Juker» in der Berner Altstadt. In munterem Gespräch treten die «Tägel-Leistler» Baumgartner, Golowin, von Steiger und Zürcher ein. Als sie Begert bemerken, ist es zum Ausweichen zu spät. Darum sprechen die Jungen ihr Idol von ehedem an: «Isch's erloubt, Herr Begert?» Begert habe sie mit schmerzlichem Gesichtsausdruck lange und misstrauisch gemustert. Schliesslich sagt er: «Dir sit zwar mini schlimmschte Finde, aber geng no besser als mini beschte Fründe. Hockit

ab.»

[318]

Als Michael Begert im Frühsommer 1973 nach Romainmôtier reist, um mit dem Vater eine Fahrt ins Burgund zu unternehmen, holt ihn dieser am nächstliegenden Bahnhof, jenem von Croy, ab. Er sei zwar am Bahnhof gewesen, aber mit verpissten Hosen. Es sei ihm nicht gut gegangen: «Trotzdem wollte er die Burgundreise machen, unsere erste gemeinsame Reise. Aber er konnte sich plötzlich nur noch langsam bewegen. Zuvor hatte er einen guten Schritt, obschon er zeitweise einen extremen Bauch gehabt hat. In Dijon war er derart langsam beim Aussteigen, dass wir schliesslich im Zug bleiben mussten.» Begert muss an jenem Tag einen leichten Hirnschlag erlitten haben. In der Erinnerung von Guido Haas ist Begert bis zu diesem Zeitpunkt ein Mann «mit einem fantastischen Gedächtnis» und einer «ungeheuren Lebenskraft», der «sich viele Sachen zugemutet hat, an denen andere längst kaputtgegangen wären». Nach dem Schlaganfall habe er dann «Mühe mit dem Gedächtnis» bekommen.

Aber noch lässt sich Begert nicht unterkriegen. 1976 lernt er die Pestalozziforscherin Erika Berchtold-Heidecke kennen, mit der er mehrere Reisen nach Paris, Tübingen und München unternimmt. Als er ein Jahr später seinen siebzigsten Geburtstag feiert, würdigt ihn der «Bund» als «Pädagoge der Freiheit»: «Begerts Ausstrahlung war im Ausland grösser als bei uns; in Holland, Finnland, Norddeutschland und in weiteren Ländern griff man seine Anregungen nicht nur auf, sie wurden Bestandteil mancher Lehrpläne. In seiner angestammten Heimat gelang ihm sein eigentliches Anliegen nicht: seine Pädagogik in die überkommenen Erziehungssysteme einzubauen, zu einer befruchtenden Neuorientierung beizutragen.» 1978 wird Begert gar noch Filmschauspieler: Er übernimmt die Hauptrolle in Michel Borys Kurzfilm «L'homme qui regardait passer les trains». Das «Journal d'Yverdon» hat den Inhalt so zusammengefasst: «Ein alter, einsamer Mann, der in einem kleinen zerfallenden Bahnhof lebt, beobachtet die vorbeifahrenden Züge, die kommen und gehen, niemals jedoch anhalten. Sie werden zu Sinnbildern für vergangene Reisen und für die unerreichbaren Menschen. Die einzige Wärme, die ihm bleibt, ist jene

[319]

künstliche eines elektrischen Wärmekissens. Als es Feuer fängt, löst sich auch dieser Versuch eines Kontakts mit der Aussenwelt in Rauch auf.»

Im Sommer 1982 vermeldet der «Bund» eine Neuigkeit: In der Edition Erpf in Bern

werde für Frühling 1983 eine «Werkausgabe Fritz Jean Begert» vorbereitet, Herausgeber sei Begerts ehemaliger Mitstreiter an der Lombachschule, John Marbach, der nach seiner Pensionierung als Leiter der Schweizerschule in Neapel nach Bern zurückgekehrt ist. Im Februar 1981 teilt der Berner Verleger Hans (John) Erpf Begert in einem Brief «absolut verbindlich» mit, «dass ich gewillt bin, Dein Werk wieder herauszubringen». Am 25. April des gleichen Jahres unterzeichnet Begert mit einer Handschrift, die seit dem Gehirnschlag wackelig geworden ist, einen Vertrag mit der Edition Erpf, wonach er «dem Verlag (...) die ausschliesslichen Nutzungsrechte an seinem bisher veröffentlichten oder noch nicht veröffentlichten schriftstellerischen Schaffen, also einschliesslich die pädagogischen Schriften, zusammengefasst unter dem Arbeitstitel 'Gesammelte Werke (Gesamtwerk)' überlässt». Zu Begerts fünfundsiebzigstem Geburtstag am 19. August 1982 publiziert Erpf eine kleine Festschrift, deren Hauptbeitrag von Marbach stammt und Begerts Pädagogik unter dem Titel «Schule der Rücksicht» porträtiert.

Während Fritz Jean Begert vergeblich auf den ersten Band seiner Schriften wartet, der seine gedruckten Werke «Auf dem Bühl», «Meine Schule beim Pfrundgut» (entspricht der «Lebendigen Schule») und «Die Lombachschule» beinhalten soll, nehmen seine gesundheitlichen Probleme zu: er stürzt in seiner Wohnung und erleidet einen Schenkelhalsbruch, was einen längeren Spitalaufenthalt in La Sarraz notwenidg macht. Michael Begert notiert aus der Erinnerung: «In den letzten zwei Jahren, von ca. 1982-1984, vereinsamt Fritz Jean Begert sehr. Wer sich jetzt noch vor allem um ihn kümmert, ist Beatrice. Sie schenkt ihm einen Fernsehapparat, in den er oft hineinschaut, seit er gehbehindert ist. Die Familie B. schenkt ihm ein Aluminiumgestell, das er beim Gehen vor sich her-

[320]

schiebt. Erstmals kann man jetzt von Verwahrlosung im Haushalt sprechen (ungemachtes Bett, nicht gewaschenes Geschirr, herumliegende Wäsche, nicht eingeordnete Papiere).» Als er 1984 den Rollstuhl braucht, um sich noch fortbewegen zu können, zieht er in das Alterspflegeheim von Romainmôtier, die «Infirmerie», um. Beatrice Begert-Demetriades: «Zu jenen, die ihn dort gepflegt haben, hatte ich einen sehr guten Kontakt. Damit er nicht dauernd mit den anderen Patienten zusammensein musste, habe ich dafür gesorgt, dass er sich in einem Nebenraum mit einer schönen Aussicht aufhalten konnte. Aber es war für ihn eine sehr schwere Zeit.» Als ihn Zeno Zürcher damals im Altersheim einmal besucht, sei er im Rollstuhl neben einer älteren Dame gesessen, ebenfalls einer Besucherin. «Er war gezeichnet von der Lähmung. Aber immer noch hatte er ein wundervolles Gesicht, jetzt noch glaubwürdiger als früher, ein Mensch voller Tiefe

und Wehmut. Er sagte: ‘Es isch schaad, dass i ds Gäschtebuech im Zimmer nid cha hole und Ech la iischribe. I überchume so viel Bsuech, dass es scho fasch voll isch.’» Während der gemeinsamen Rückfahrt im Zug habe ihm die Besucherin dann gesagt: «Vous savez, ce n’est pas vrai avec les visites, il n’y a presque jamais une visite. Le livre est vide.»

Die Wohnung in der Maison de Lerber wird im Sommer 1984 in Anwesenheit von Beatrice Begert-Demetriades aufgelöst. Die Bibliothek und das Archiv nimmt der Panidealist Heinz Balmer zu sich nach Konolfingen. Begerts Manuskripte und Tagebücher sind verschollen. [Im Januar 1997, nach der Veröffentlichung des Texts als Buch, erhielt ich für einen Augenschein Zugang zu Begerts Nachlass in einem Zimmer von Balmers Wohnung in Konolfingen. Dort habe ich mehrere – tatsächlich vollgeschriebene – Gästebücher aus der Romainmôtier-Zeit gesehen. Darum muss sich die oben zitierte Besucherin geirrt haben.]

Nun habe der Vater, so Michael Begert, schnell seinen Lebenswillen verloren: «Wenn ich ihn besucht habe, ist er im Gang gesessen und hat den ganzen Tag aus dem Fenster geschaut. Er ist gar nicht mehr richtig ansprechbar gewesen.» Paul Eggenberg vermutet, Begert habe in diesem Altersheim nur noch am Leben bleiben wollen, «weil er derart auf sein Buch gewartet hat». Zusammen mit dem «Jodlervater» Adolf Stähli habe er Begert in dieser letzten Zeit einmal besucht. Trostlos sei es gewesen, «ein trostloses Drei-

[321]

erzimmer, das war bedrückend». Stähli habe eine Flasche Oberhofner-Weins und ein Set kleiner Silberbecher mitgenommen und den Fritz Begert, der im Bett gesessen sei, gefragt: «Gäll, du hesch doch dr Oberhofner ou gäng gärn gha. – U ja. Schad das es kene meh git. – Seit Adolf druf: Wohl, jetz git’s grad, lueg itze, itz tüe mir e Fläschen uf u de han i da ganz nobli, fürnähmi Silberbächerli. Das sy grad die richtige fürne settige Wy. Druf het är d’Fläsche ufgmacht und iigschänkt. Und itz hättet Dir dr Begert i sym Bett sölle gseh! Är isch verschrümpflete gsy, är isch armselig gsy, är isch totchrank gsy. Aber dä het afa schtrahle, dert i däm Chüssi, i gseh das Gsicht no hüt. Dä het das Bächerli aagluegt, gschtrahlet u di Ouge, wo vorhär schiergar matt sy gsy, hei afaa lüüchte. U nähär het er afaa sürfele. U är het nid ufghört, bis d’Fläschen isch läär gsy.» Beatrice Begert-Demetriades: «Beim letzten Besuch, kurz vor seinem Tod, hat er gesagt: ‘Du warst die Beste.’ Das waren seine letzten Worte an mich.»

Fritz Jean Begert stirbt in der Frühe des 8. Dezembers 1984. An der Abdankung in Romainmôtier spricht am 12. Dezember Pfarrer Walter Gafner, eben der, der Begert im Herbst 1948 als Schulkommissionspräsident von Schangnau zum Lehrer des Bumbach-

Schulhäuschens gemacht hat. «Ist es nicht so», fragt er die Trauergemeinde, «dass wir, indem wir der Lücke gewahr werden, das Einmalige, das Wesenhafte von Fritz Jean Begert in schärferen Konturen als je zuvor verstehen lernen? Wie wenn er, der Feuergeist, der von seiner grossen Sicht und dem Bauplan einer Schule als schöpferische Gemeinschaft beflügelte Mann seiner gesunden, tätigen Jahre uns wieder begegnete? Wie wenn wir seine unverwechselbar schöne Stimme wieder im Ohr hätten, mit der er uns ins Gespräch zöge? Wie wenn er uns mit dem Blick aus seinen ernsten und dann wieder so schelmisch blitzenden Augen betrachtete und uns geduldig in die so gescheite und zugleich so wundervoll einfache und praktikable Welt seiner Entwürfe hineinzöge? Er besass die Gabe, aus der Fülle seines Wissens und mit der Intuition seines Verstehens in der jeweiligen Situation den richtigen Menschen an-

[322]

zusprechen in der Weise, dass sich das jeweils Richtige wie von selbst anbot und nicht selten in einem wunderbaren Stromkreis des Schöpferischen zu Ergebnissen führte, über die der junge Partner selber staunen musste. Ein herrlicher Anreger war er, aber auch ein aufmerksamer Anhörer und Mitdenker, beheimatet in einem grossen Reich von vielen geistigen Provinzen.» Seine Rede hat Gafner mit einem Zitat aus dem 2. Korintherbrief beschlossen, in dem Paulus davon spricht, dass er und seine Gemeinde sich in allem «als Diener Gottes» erweisen wollten, «in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten (...), in Reinheit, in Erkenntnis, in Langmut, (...) unter Ehre und Schmach, unter böser Nachrede und guter Nachrede; als Irrlehrer und doch wahrhaftig, (...) als Arme, die aber viele reich machen, als solche, die nichts haben und doch alles besitzen.» Begert liegt in Romainmôtier begraben. Den Grabstein ziert eine von der Bildhauerin Unika Maler, Schwester der Leiterin des Kinderheims «Maiezyt» in Habkern, geschaffene Bronzebüste des jungen Reformpädagogen. Im Sommer 1988 ist dann auch John Marbach gestorben, der designierte Herausgeber von Begerts gesammelten Werken. Bis heute ist davon kein Band erschienen.

Als Fritz Jean Begert 1953 nach Bern kam, hatte er als Reformpädagoge den Zenit längst überschritten, verlassen von den falschen Freunden, die ihn zuvor zum ersten pädagogischen Apostel der panidealistischen Weltanschauung hochgejubelt hatten. Mit der Initiierung des «Kerzenkreises» ist ihm danach die vielleicht folgenreichste Tat gelungen: In jener Zeit, als geistige Landesverteidigung antikommunistischen Aktivdienst im Kalten Krieg meinte, als jeder kritische Gedanke wenn nicht Landesverrat, so doch ein nonkonformistisches Sakrileg war, als die Anständigen im Land felsenfest zu wissen glaubten, wo Gott und wo der Feind hocke, und sich ansonsten nur noch am Ende aller Träu-

me ungestört in einer bequemen Ecke der Verschwendungsgesellschaft einbunkern wollten – in jenen Jahren, als sich die Mächtigen der Welt überlegten, ob man zum Mond fliegen, oder ob man die Welt auf den Mond sprengen solle, verstand es Begert, eine Gruppe idealistisch gesinnter junger Leute für ein Kulturverständnis zu be-

[323]

geistern, das statt Konvention, Kommerz und Kunst zuallererst den Aufbruch zum immer unbekannten besseren Leben meint. «Kultur heisst nicht nur sich tummeln in millionenschweren Opernhäusern oder Kunstgalerien. Sondern Kultur heisst: Essen, Wohnen, Arbeiten, Denken, Fühlen, Träumen, zäme sii, zämä rede (...). Kultur heisst Leben.» So werden 1986 in ihrem «Manifest» die Aktivisten und Aktivistinnen der Berner Hüttendorfsiedlung Zaffaraya ihren Kulturbegriff umschreiben, der nicht zuletzt in den Bemühungen um eine neue «Volkskultur» in den fünfziger Jahren wurzelt.

Würde je nach dem «Befreier der Jugend» in Bern nach 1945 gefragt, dürfte Begerts Name nicht als letzter genannt sein, umsomehr, da sind wir zuversichtlich, als Begert sich gegen diesen Titel nur ein ganz klein wenig sträuben würde: «Ich lege keinen allzugrossen Wert auf Titel», hat er auf der Einladung zum 325. «Kerzenkreis»-Abend 1961 geschrieben, «wenn mich aber Eingeweihte später einmal als Befreier der Jugend bezeichnen würden, dies allerdings wäre mir eine tiefe Freude. Gestattet, bitte, einem unter schweren Bedingungen arbeitenden Erzieher, lächelnd solche Worte zu sprechen!»

[365]

Wie weiter?

Die vorliegende Darstellung der Berner Subkultur reicht bis zum Herbst 1961. Der «Kerzenkreis» und der «Tägel-Leist» sind danach aktiv geblieben. Allerdings hat sich ihr Hauptinteresse seit Ende der fünfziger Jahre verschoben: Nach dem reformpädagogischen Aufbruch folgt eine Zeit der literarischen Interventionen, die mit dem Debüt einer neuen Generation von SchriftstellerInnen in der Deutschschweizer Literatur um 1960 korrespondieren. In Bern beginnen Kurt Marti, Walter Vogt, Gertrud Wilker oder Peter Lehner zu publizieren – aber nicht nur sie: Der «Tägel-Leist» gründet einen Verlag und der grössere Teil der Leist-Mitglieder versucht sich in belletristischer Produktion. Der Berner Schriftstellerverein fördert die Jungen und handelt sich dafür Generationenkonflikte ein. Das Podium des «Kerzenkreises» öffnet sich vermehrt für Lesungen junger Autoren und Autorinnen. Der «Tägel-Leist» macht die «Junkere 37» ab Februar 1964 zum öffentlichen Podium, das zu Beginn vorab als «literarisches Labor» gedacht ist.

Diese literarischen Interventionen sind der Beginn der Rückeroberung einer liberalen Öffentlichkeit, die es spätestens seit dem Aufstand in Ungarn im Herbst 1956 weitherum nicht mehr gegeben hat. Aus dem literarischen Garten tritt ab ungefähr 1963 eine mittelständische, politisch ungebundene Männeropposition von schreibenden Lehrern, Pfarrern, Beamten, Journalisten und Ärzten: die sogenannten «Nonkon-

formisten». Sie beginnen in den liberaleren Medien – von der «neutralität» über die «National-Zeitung» bis zum «Burgdorfer Tagblatt» – die seit Jahren unterdrückte Gesellschaftskritik zu veröffentlichen. Diese Entwicklung vollzieht die Berner Subkultur im Kleinen mit. Seit Mitte der sechziger Jahre wird das Interesse an literarischen Interventionen zunehmend überlagert von der Lust am politischen Streit: Die «Junkere 37» wird ein bedeutendes Podium des politischen Nonkonformismus in der Deutschschweiz.

Nach 1968 wird der Nonkonformismus gleich von zwei neuen Aufschwüngen überlagert, paradoxerweise von einem angepasst-revolutionären und einem unangepasst-reformistischen: Einerseits formiert sich mit der «Neuen Linken» eine weitgehend um die Universität konzentrierte, linksradikal-systemkritisch-politische, andererseits als Ausläufer der internationalen Hippie-Bewegung eine kulturkritisch-lebensweltliche Opposition. Letztere findet in der «Junkere 37» bis zu deren Verschwinden 1975 nicht nur ein – zunehmend in die Esoterik abdriftendes – Podium, sondern wird in Bern schliesslich die wirkungsvollere bleiben: Nicht zuletzt aus dieser Opposition sind die späteren subkulturellen Aufbrüche Jugendbewegung, AJZ, Zaffaraya, Reitschule etc. hervorgegangen.

Im Rahmen des «Projekts NONkONFORM» sollen diese Wurzeln der heutigen Berner Subkultur bis zum Verschwinden der «Junkere 37» weiterverfolgt werden.

Fredi Lerch